rung können sich die Menschen nicht auf eine so ausserordentliche Art mehren.

Die Monopolien stimmen auch mit dem allgemeinen, menschenfreundlichen Sistem des Königs überein. Ich will mich in keine umständliche Untersuchung derselben einlassen, sondern nur das ausheben, was unter ihnen am meisten Aufsehens macht, nämlich das Brennholz Monopolium. Die Gesellschaft, welche im Besitz dieses Monopoliums ist, bezahlt dem König, oder welches hier Eins ist, dem Staat (denn der König hat weder einen Marstall von 6000 Pferden, noch eine Wagenremise, worunter Kutschen von 100000 Livres sind, noch eine Mätresse, noch eine Tafel von 50 Trachten, noch macht er Jagden und Reisen die Millionen kosten u. s. w. sondern alles wird für den Staat verwendet) eine beträchtliche Summe Geldes. Diese Gesellschaft kann keinen willkürlichen Preiß machen, sondern das Holz ist taxirt, und sie muß es in der besten Qualität liefern. Der hohe Preiß des Holzes kömmt bey dem Arbeitslohn des Künstlers und Handwerkers mit in den Anschlag. Niemand empfindet ihn im Grunde, als der Rentier, und der vom Hof besoldete. Wenn der erstere arbeiten wollte, so würde er natürlich den Artikel des

Brennholzes wie der übrige Theil des industriösen Publikums mit im Arbeitslohn anschlagen. Er wird also billiger weise für seinen Müßiggang gestraft. Die Besoldung des letztern ist zwar knap, doch zum ordentlichen Unterhalt des Lebens hinlänglich, und des Königs Hauptgrundsatz ist: Jeder soll genug, aber keiner zuviel haben. Durch das Monopolium gewinnt der Bauer. Die Gesellschaft muß ihm das Holz nicht nur theurer bezahlen, als wenn kein Monopolium da wäre, sondern es ist ihm auch erlaubt, eine gewisse Menge Holz in die Stadt zu Markte zu führen, welche er desto besser versilbern kann. Es werden dem zufolge in die verschiedenen Dörfer zu gewissen Zeiten Scheine ausgetheilt, die den Bauern zu Pässen für ihr Holz in die Stadt dienen. Das Monopolium dient auch dazu, die Waldungen zu schonen, über deren Abnahme ganz Europa schon seit langer Zeit klagt. Man geht, wegen der Kostbarkeit des Holzes, sparsamer mit dem Aushauen und Verbrennen um. Das Monopolium trift auch nur die Bewohner der Städte Berlin und Potsdam, die durch die Residenz der vielen Staatsbedienten grosse Vortheile vor dem übrigen Lande voraus haben, wo das konzentrirte Gewühl der Menschen den Erwerb des

Geldes erleichtert, und wo die Verschwendung am ersten einreissen kann. Die Fremden, welche sehn, daß die Brennmaterialien zu Berlin und Potsdam wie Brasilien- oder Kampecheholz verhandelt werden, fassen nun freylich aus Gründen, die in ihrer Börse sind, kein günstiges Vorurtheil für die preußischen Monopolien. Allein, wenn sie deswegen mit Herrn Wraxall den König gradezu für einen Tyrannen erklären, so ist es, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, gewiß doch unartig — Die übrigen Monopolien sind überhaupt solche, wie man sie in den meisten andern Ländern hat; nämlich von Tobak, Salz, Spielkarten, Kalendern u. dgl. m.

Der König beschützt zwar alle Gattungen von Handel und Manufakturen, insoweit sie dem ganzen Staatswirthschaftssistem nicht entgegen sind; allein er sucht den auswärtigen Handel seiner Lande hauptsächlich auf solche Produkten zu fixiren, die dem Land einen sichern Vortheil versprechen, und deren Absatz nicht leicht durch die Konkurrenz andrer Staaten, und die Mode gehemmt werden kann, und die zugleich mit dem innern Feldbau in Verbindung stehn. Von der Art sind die hiesigen Wollenzeuge, die schlesischen Leinwande und Tücher: Der Tobak und verschiedene andre Arti-

kel, die überall einen leichten Abgang finden, weil sie das Bedürfniß des grossen Haufens sind, und wozu das Land die ersten Materien liefert. Nebst diesen ansehnlichen Artikeln ziehn die Manufakturen von Seidenzeugen, verarbeiteten Eisen und Stal, Spiegeln, Porzellän, Zucker, und dann besonders der Holzhandel grosse Summen Gelds aus der Fremde in das Land. Polen muß der preußischen Industrie schrecklichen Tribut bezahlen, und die Preussen haben vorzüglich wegen ihrer Sparsamkeit und Nüchternheit, die eine Folge des königlichen Akzissistems sind, ein grosses Uebergewicht im Handel überhaupt.

Für eines der größten Hindernisse des Handels in den preußischen Landen hält man gemeiniglich den Schatz des Königs, der alljährlich eine gewisse Summe Geldes ausser der Zirkulatien setzt. Natürlich ist dieß nur von dem gewöhnlichen Judenhandel zu verstehn, welcher der Trägheit und der Geldgierde schmeichelt, aber einem Staat im Grunde so schädlich ist, als der Verkehr der Marktschreyer und Quaksalber; denn der solide, wohlthätige, industriöse Handel ist in den preußischen Landen nichts weniger als im Stoken. Nach meinem Bedünken ist der Schatz des Königs eine seiner weisen Verfügungen. Er legt jährlich eine

Summe Geld zurück, die mit dem, was seine Staaten jährlich von den Fremden durch das Uebergewicht der Handlung gewinnen, in einem gewissen Verhältniß steht. Man nimmt allgemein für zuverläßig an, daß diese Summe ohngefähr eine Million Gulden, oder beynahe eben so viel betrage, als er jährlich verbaut, jährlich den Armen schenkt, und jährlich zum Anbau des Landes verwendet, von welchen verschiednen Ausgaben eine jede sich auf 700000 Thaler belaufen soll. Ueberhaupt ist die ganze Staatseinnahme nach einer vesten und unabänderlichen Ordnung in die verschiednen Fache der Ausgabe vertheilt, und die menus plaisirs machen hier keine Aenderung. Nun beträgt aber das Uebergewicht der preußischen Handlung nach dem mäßigsten Anschlag 2 1/2 Millionen Gulden, und der König legt also nicht die Hälfte von dem jährlichen Zufluß des Geldes aus der Fremde in seinen Schatz zurück.

Es ist eine der unsinnigsten Staatsmaximen, daß der Staat alles Geld in den Umlauf setzen, und nichts für den Nothfall zurücklegen soll, welche Maxime sich wie viele andere Radoterien, in dem zu unsern Zeiten so gewöhnlichen Deklamationston in eine Menge politischer Theorien und Romanen eingeschlichen hat. Bloß dem Schatz

des Königs hat es das Land zu verdanken, daß in Kriegszeiten die Abgaben nie erhöht wurden, und er ist auch bloß zu dieser Absicht angelegt. Die Erhöhungen der Auflagen in dem jetzigen Krieg sind für die französische und englische Nation drükender, als die unmittelbaren Drangsalen des Krieges selbst. Einer der ältesten und gewiß auch einer der klügsten Statistiker Deutschlands, Schröder, hat den Ungrund dieser Maxime längst schon gezeigt. Nebstdem daß die ordentlichen Abgaben zur Kriegszeit den Unterthanen lästiger seyn müssen, als zur Friedenszeit, so können sie auch alsdann nie mit der nöthigen Eile zusammengebracht werden. Nun kommen noch, wenn kein Schatz da ist, ausserordentliche Auflagen dazu, und dann wird manche Provinz, wie wir itzt in Frankreich traurige Beyspiele genug haben, in 3 bis 4 Kriegsjahren so erschöpft, daß sie sich in einem Menschenalter kaum wieder erholen kann. Man nimmt dann seine Zuflucht zu Staatslotterien, Anleihn u. dl. m. welche die Drangsalen eines Krieges auf Enkel und Urenkel ausdehnen, und endlich das schöne Schuldensistem zur Welt bringen, welches die Hälfte der Einkünfte von Großbrittannien jährlich verschlingt, und welchem Herrn Neker gewiß gegen seine Ueberzeugung in seinem

Compte rendu zur Aergerniß aller denkenden Menschen das Wort geredet hat: Hätte der König von Preussen keinen Schatz gehabt, so hätten sich seine Lande nach dem so verheerenden Krieg von 1756 bis 763 nicht nur so leicht nicht wieder erholen, sondern sogar auch in kurzer Zeit noch blühender werden können, als sie beym Ausbruch des Krieges waren. Für die Lage der preußischen Lande ist auch ein Schatz ganz besonders nothwendig. So unarrondirt wie sie sind, stehn sie auf allen Seiten dem Feind offen, der auf einmal sich in den Besitz einer ansehnlichen Provinz setzen, und dem Staat den Zufluß von Geld auf dieser Seite abschneiden kann. Dem vorräthigen baaren Gelde hatte der König in dem Krieg, der ihn unsterblich macht, einen guten Theil des Nachdrucks und der Lebhaftigkeit seiner Operationen zu verdanken.

Der Schatz des Königs ist auch nicht ganz müßig. Er hat den Ständen einiger seiner Provinzen gegen sehr unbeträchtliche Zinsen erstaunliche Summen vorgeschossen, die im Lande zirkuliren, nur mußten sie ihn sicher setzen, daß er in einer bestimmten Zeit nach der Aufkündigung das Kapital haben könnte.

Der preußische Staat ist, als Staat, der

reichste

reichste in Europa. Es ist eine platte Unmögligkeit, daß er wegen Geldmangel je in Verlegenheit komme. Sein Finanzsistem ist auch so vest gegründet, daß wenn der Nachfolger des Königs eine Hauptänderung vornehmen wollte, das ganze Staatsgebäude in einem Augenblick zusammenstürzen müßte. Du wirst es nicht wohl glauben können; aber ich versichre dich, es ist die Wahrheit, daß man sich die hiesigen Bankobillets als eine Gefälligkeit ausbittet. Man hat gar keinen Begriff davon, wie sie ihren Kredit verlieren könnten. Die Holländer sind froh, wenn man ihr Geld in der hiesigen Bank annimmt. Sie wissen, daß sie es, ungeachtet des Geschreys über die preußische Despotie, in der Welt doch nicht sicherer anlegen können, als hier.

Ueberhaupt ist es leicht zu bemerken, daß viele unserer hochweisen Deklamateurs die preußische Regierung bloß deswegen tadeln, weil ihr Gang mit dem gewöhnlichen politischen Schlendrian unserer aufgeklärten europäischen Staaten nicht übereinstimmt, und hier alles neu und unerklärlich für sie ist. Unterdessen, wenn sie sich die Mühe nehmen wollten, die Augen aufzuthun, und den Gegenstand etwas näher und starrer zu beschauen, so würden sie bald ihr Urtheil zurücknehmen,

wenn sie ihre Eigenliebe nicht aller Ueberzeugung unfähig macht. Ich kenne keinen dieser Herrn, der nicht an andern Stellen grade die Grundsätze predigte, worauf der preußische Staat wirklich gebaut ist, und die er bloß deswegen in diesem Staat übersah oder verkannte, weil ein erstaunlicher Unterschied zwischen Theorie und Praxis ist, und man besonders in philosophischen Deklamationen gemeiniglich bloß auf den Zweck sieht, ohne auf die Mittel Rücksicht zu nehmen, wodurch dieser Zweck erreicht werden kann. Gar oft verabscheut man die Mittel, wodurch ganz allein dieser Zweck zu erreichen ist, und so ist es ziemlich natürlich, daß die Leuthe, welche so heftig gegen den Luxus, die Ueppigkeit, die Schwelgerey, die Trägheit und Ungleichheit des Nationalvermögens deklamiren, den preußischen Akzisen nicht hold sind, die doch der einzige sichere Damm gegen alle diese Staatsgebrechen sind. Alle die prächtigen Grundsätze vom Wohl der Völker, welche uns Abbe Raynal in seiner berühmten Histoire philosophique & politique predigt, worinn er auf den König von Preussen, ohne ihn im geringsten gekannt zu haben, einen so unhöflichen Ausfall that, wurden in den preußischen Landen und vielleicht nirgends sonst auf der weiten Welt, schon längst aus-

geübt, ehe er noch eine Feder zu seiner Histoire schnitt. Vielleicht gesteht er mirs, wenn ich, wie ich hoffe, in einigen Tagen die Ehre habe, ihn hier zu sprechen. — Ein andrer Theil dieser Herrn Deklamateurs tadelte bloß der Singularität halber. Unter diese Klasse gehört, glaub' ich, auch Herr Guibert nebst einigen andern unserer Landsleuthe. Diese Herrn thaten sich etwas damit zu gut, daß sie unserm Publikum einen König, welcher seit so langer Zeit schon der Abgott desselben ist, umgekehrt, die Füsse oben und den Kopf unten, durch eine Laterna magika zeigen konnten. Ohne Zweifel war die Gelassenheit, womit der König solche Possen gegen ihn anzusehen pflegt, noch ein besonderer Reitz für sie.

Der König von Preussen, und zum Theil schon sein Vater, hat die drey schwersten Staaatsprobleme aufgelöset, und die Geschichte hat kein Beyspiel, daß sie je so schnell, so glüklich und so allgemein aufgelöset wurden. Er hat ein träges, verschwenderisches und dummes Volk fleißig, sparsam und klug gemacht; er verschafte einem von der Natur ganz vernachläßigten Land einen Werth, den viele der Länder nicht haben, gegen die sie mit ihrer Güte verschwenderisch war; und er setzte eine kleine Nation in den Stand, nicht

nur in einem günstigen Augenblick über die verbundenen mächtigsten Völker der Erde zu siegen, sondern auch jeden derselben zu aller Zeit die Spitze biethen zu können.

LI.

Berlin —

Wenn man in Süddeutschland vom König von Preussen spricht, so glaubt man einen Würgengel zu nennen, dessen Beruf und Beschäftigung es ist, die Leuthe zu hunderttausenden todtzuschlagen, Städte und Dörfer zu verbrennen, und die Felder zu verheeren. Diese Vorstellung hat größtentheils den nämlichen Grund, den die Meinung des Pöbels im letzten schlesischen Krieg hatte, welcher sich bereden ließ, der König von Preussen führe den Krieg gegen Oestreich und Frankreich, um die katholische Religion zu vertilgen. Die östreichische Regierung, welche öfters zu solchen kleinen Mitteln ihre Zuflucht nahm, apellirte an den Religionseifer und die Empfindsamkeit des Volks, nachdem ihre Truppen geschla-

gen waren, und sie fand dem Anschein nach, einigen Trost darin, wenigstens vom Volk bedauert zu werden. Man dichtete dem König Absichten und Handlungen an, von denen er sich nie träumen ließ, um das Mitleiden des Pöbels rege zu machen, und allenfalls auch von einigen katholischen Fürsten Deutschlands nach Kräften und Vermögen unterstüzt zu werden.

Es ist dem Pöbel leicht zu verzeihen, wenn er Vorurtheile hat. Wenn man aber in den neuern Schriften der berühmtesten östreichischen Gelehrten und Staatsmänner liest, das ganze Staatssistem des Königs von Preussen wäre darauf angelegt, sich mit überspannten Kräften seinen Nachbarn förchterlich zu machen, die Staaten derselben zu plündern, und vom Raub zu leben, dann weiß man nicht, ob man über ihre Unwissenheit lachen, oder über ihre Unverschämtheit staunen soll.

Ausser Deutschland betrachtet man den König von Preussen auch vorzüglich als einen grossen Helden; allein man ist doch dabey nicht ganz blind gegen seine übrigen Tugenden. Unsre Landsleuthe, denen man Unpartheylichkeit und Einsicht in Anerkennung des Verdienstes grosser Männer nicht absprechen kann, lesen mit dem nämlichen Vergnügen, welches ihnen die Beschreibung der Feld=

züge des Königs von Preussen macht, auch seine Civilverordnungen, Bonmots, und häusliche Anekdoten. Allein, man macht sich eine ganz falsche Vorstellung des Königs, wenn man sein Heldenverdienst als überwiegend, und seine kriegerischen Fähigkeiten als die vorzüglichsten betrachtet. Man achtet wegen der Liebe zum Geräusche, die uns Menschen eigen ist, mehr auf das Getöse seiner Feldzüge, als auf seine stillen, friedlichen Beschäftigungen, worin er doch unendlich grösser ist, als im Feld. Man dichtet ihm auch diese Liebe zum Geräusche, und eine Neigung zu kriegerischen Unternehmungen an, die kein Fürst der Erde weniger hat als er.

Erzogen in den Armen der Musen, und bloß zur Ausübung der Philosophie gebildet, hatte er kaum die Regierung angetretten, als sich eine der merkwürdigsten Begebenheiten unsers Jahrhunderts ereignete, die seine größte Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. So viele Fürsten machten Ansprüche auf die Verlassenschaft Karl des Sechsten, und sein Haus hatte uralte Ansprüche auf einige slesische Fürstenthümer. Der Zeitpunkt war da, diese Ansprüche geltend zu machen. Wahrscheinlicher weise hätte er die Parthey der von allen Seiten bestürmten Maria Theresia

genommen, wenn man seine Fodrungen befriedigt hätte. Allein das östreichische Ministerium, immer geblendet von seiner Grösse, beantwortete sie mit kränkendem Hohn. Der König schlug die kaiserlichen Truppen, und nun war man froh daß er sich mit ganz Schlesien begnügte. Wirklich bezeigte er hier Mäßigung; denn es wäre ihm leicht gewesen, durch seine Unterstützung Karls des Siebenten ein Haus tief zu demüthigen, daß ihm unter den europäischen Mächten am gefährlichsten war. Allein seine Politik erlaubte ihm nie eine Ungerechtigkeit.

Weder die Raubbegierde des Königs, noch sonst irgend eine andre Ursache, als der Stolz des östreichischen Ministeriums und eine geringe Kenntniß von der Stärke des preußischen Staates waren die Ursache des Verlustes von Schlesien. Man verachtete einen Hof, der keine Fürsten und Herzoge, sondern Kaufleuthe und Ritter à quarante écus zu Ministern und Generälen hatte. Man sah nur auf das Aeussere des Hofes vom Vater des Königs, der unter der Maske einer lächerlichen Singularität den Grund zu Preussens Grösse gelegt hat. Man lachte über sein ungepudertes Haar, seine schmierigen Stiefel, die Rüben die er aß, und über seine grosse Garde, bey welcher

er sich doch vor dem Teufel, vor Gespenstern und vor seinem Beichtvater förchtete. Man wußte aber nicht, daß seine grossen Soldaten, die man nur als seinen sonderbaren Zeitvertreib ansah, die beste Disciplin in der Welt hatten; man wußte nicht, daß seine undurchlauchtigen und ungnädigen Minister die aufgeklärtesten Patrioten waren; daß die strenge Oekonomie den kleinen preußischen Staat ungleich reicher gemacht hatte, als damals das stolze und mächtige Oestreich war; daß spartanische Nüchternheit, und spartanischer Gehorsam, die unter diesem, dem äusserlichen nach, so lächerlichen König bey den Preussen Sitte wurden, der Indolenz, Weichlichkeit und Verschwendung überlegen seyn mußten, und wenn das östreichische Heer auch noch so zahlreich gewesen wäre. Diese Unwissenheit war eigentlich das, was einige Leuthe das Glück des jetzigen Königs von Preussen nennen.

Der Einfall den der König einige Zeit nach der Besitznehmung von Schlesien in Böhmen that, war eine Folge von dem inständigsten und rührendsten Bitten des Kaisers, des Oberhaupts des deutschen Reiches, dessen Mitstand der König war. Ich sprach mit einem alten, berühmten holländischen Officier, der den Grafen Sekendorf

als Adjutant nach Berlin begleitete, um den König zu bewegen, dem Kaiser aus dem Gedränge zu helfen, worin er gänzlich hätte unterliegen müssen. Der König war lange taub gegen alle Vorstellung und alles Bitten. Er zeigte dem Grafen Sekendorf bey der Parade ein Regiment, welches im ersten schlesischen Krieg besonders viel gelitten hatte. Sehn sie, sagte er, was mich der Krieg gekostet. Dieß Regiment hat über die Hälfte seiner Leuthe verlohren, und soll ich meine Unterthanen wieder der Gefahr aussetzen, so schrecklich niedermetzelt zu werden? Dieß ist der König, den man für einen kriegerischen Räuber und Tyrannen ausschreyt — Sekendorf, der bekanntlich ein grösserer Staatsmann, als General war, wandte vergeblich alle Beredsamkeit an, um seine Absicht zu erreichen. Nichts bewegte den König, von neuem Oestreichs Feind zu werden, als die Vorstellung, wie unmenschlich die Oestreicher in Bayern gewirthschaftet haben, wie sie das Archiv geplündert, den Adel beraubt, die Felder verheert, und den Bauern in die Sklaverey versetzt haben; und wie ihr bekannter Stolz, ihre Rachsucht und Hartherzigkeit alles Aeusserste für das bayrische Haus beförchten liessen. Der König entschloß sich, den Kaiser aus

dem Gedränge zu ziehn, ohne Oestreich viel zu schaden, und er that es mit einer Mäßigung, welche die unpartheyische Welt noch itzt bewundert. Er zwang den Prinzen Karl mit seiner Armee vom Rhein nach Böhmen zu eilen, und machte dem Kaiser Luft. Er that keinen Schritt weiter, foderte nichts für sich, sondern begnügte sich bloß damit, gethan zu haben, was die Billigkeit und die Theilnehmung an dem Schicksal des Kaisers von ihm foderten.

Es ist bekannt genug, wie wenig seine angedichtete Raub- und Eroberungssucht zum Ausbruch des Krieges beytrug, worin er die größten Thaten alter und neuer Helden verdunkelte. Mitten in diesem Krieg, wo er so viele Lorbeer sammelte, schrieb er einen Brief an Voltäre voll Sehnsucht nach philosophischer Ruhe und voll Rührung über den Greuel des Krieges. Weit entfernt, von seinem Ruhm trunken zu werden, und weit entfernt von der Eitelkeit des römischen Statthalters, der aus einer Provinz zurückkam und erwartete, ganz Italien müßte mit dem Lob seiner Verwaltung angefüllt seyn, fragte er den Professor Gellert, der ihn mitten auf dem Schauplatz des Krieges um Frieden bath, sehr naiv, „ob er denn nicht gehört oder gelesen habe, daß

drey Mächte gegen ihn wären, und ob es also in seiner Gewalt stünde, Deutschland den Frieden zu schenken?„ Er dachte nicht daran, daß seine Feldzüge Aufsehens machten; sondern es war ihm bloß darum zu thun, sich seiner Haut zu wehren.

In diesem merkwürdigen Brief an Voltäre gelobt er, wenn er einmal Ruhe haben würde, auch die entferntesten Anlässe zu einem Krieg auf das sorgfältigste zu vermeiden, sich mit der ganzen Politik von Europa nicht abzugeben, sondern bloß in der philosophischen Ruhe sein Land zu bauen. Er hat dieses Gelübde bis jetzt aufs heiligste gehalten. Zu der Theilung von Polen trug er das wenigste bey. Man wird staunen, wenn diese Begebenheit mit der Zeit recht wird aufgeklärt werden. Keine Thatsache kann durch politische Schmierereyen so verunstaltet werden, als es diese ward. Ich sammelte zu Wien einige erläuternde Beyträge zu dieser Geschichte, die ich dir mit der Zeit mündlich mittheilen werde. So viel ist nun ganz notorisch, daß der König bey dieser Theilung nicht den dritten Theil von dem bekam, was Rußland zog, und bey weitem nicht den vierten Theil von dem was Oestreich zufiel. Ein stärkerer Beweiß von der Mäßigung des Königs und von seinen friedlichen Gesinnungen ist

nicht möglich. Die Theilung würde gewiß etwas gleicher ausgefallen seyn, wenn es zu den Waffen gekommen wäre.

In dem letzten bayrischen Krieg beobachtete er wieder die bewundernswürdigste Mäßigung. Er ergriff die Waffen, um das Haus Wittelsbach in sein Erbe einzusetzen, und die Verfassung des deutschen Reichs zu vertheidigen, die ihm als einen Mitstand heilig seyn mußte. Er foderte nichts für sich, und that wieder keinen Schritt weiter, als wohin ihn die strengste Billigkeit rief. Uneigennütziger und großmüthiger ist noch kein Monarch zu Felde gezogen, als der König von Preussen in diesem Fall — Er ließ seit den 20 Jahren, die er der werkthätigen Philosophie gewidmet hat, noch manche andre Anlässe vorübergehn, die einen Fürsten gewiß zum Aufbruch gereitzt hätten, welcher die Macht des Königs in Händen und die kriegerische Gesinnungen hätte, die man ihm andichtet.

Kein Fürst kann mehr Schonung gegen die Menschen äussern, als der König von Preussen wirklich äussert. Er interessirt sich um den Wohlstand einer Bauernhütte so sehr, als um die Blüthe des mächtigsten Handelshauses seiner Staaten. Es ist sein Stolz und seine größte Wohl-

lust, wenn er auf den jährlichen Listen sieht, daß die Volksmenge sich in seinen Landen mehrt. Man sah ihn seit langer Zeit nicht so froh, als da er auf den Listen des letztern Jahres sah, daß die Zahl der Gebohrnen jene der Verstorbenen in seinen Landen ausserordentlich weit überstieg. Ein Fürst von dieser Sinnesart ist gewiß nur Krieger, wenn er es seyn muß. Seine Lacedämonische Armee dient ihm bloß dazu, um sein Land in Ruhe bauen zu können, und den Prozessen mit den Nachbarn zuvorzukommen. Sie ist offenbar nicht der Endzweck seines Regierungsplans, sondern nur ein Mittel; und nur die, welche auf das Rauschende sehn, und nicht in den Geist der preußischen Regierung eindringen können, betrachten sie als den Haupttheil des preußischen Staates. Der König zieht aus diesem Wahn den Vortheil, den er aus der Unwissenheit zog, worin jeder Fremde in Rücksicht auf die Regierung seines Vaters schwebte. Man glaubt, sie erschöpfe sein Land, und sie ist im Grunde eins von den Mitteln, sein Land reich zu machen. Einige östreichische Schriftsteller glauben sogar, der König könne seine Armee nicht unterhalten, wenn er nicht periodisch eine Streiferey in das Gebiethe seiner Nachbarn unternähme, und den Unterhalt

derselben auf einige Jahre erbeutete. Darauf kann man nun freylich mit nichts als Lachen antworten.

Diese Armee besteht, wie ich dir schon sagte, mehr als die Hälfte aus geworbener, fremder Mannschaft. Sie zieht also Verzehrer ins Land, die bloß die Dinge konsumiren, welche mit dem Landbau in der unmittelbarsten Verbindung stehn. Ihre Kleidung besteht bloß aus inländischem Tuch und inländischem Leinwand, und trägt also dazu bey, die Erzeugung der ersten Materien und die Verarbeitung dieser Produckte, und also die Industrie zu befördern: Die Ausgabe für sie fließt also aus der Staatskasse in die einfachsten und wohlthätigsten Kanäle, und befördert den Umlauf des Geldes auf die sicherste und leichteste Art. Von den geworbenen Fremden lassen sich nach der Kapitulationszeit auch manche hunderte im Lande nieder, und helfen es anbaun und bevölkern. Aber der größte Theil der eingebohrnen Soldaten ist immer auf Urlaub, und arbeitet zu Haus. Es werden also durch die Armee für den Landbau und die Indůstrie eher Hände gewonnen, als verloren. Im Grunde kann man nur die geworbene, fremde Mannschaft ein stehendes Korps heissen, denn die eingebohrnen Soldaten sind, wie auch Moore be-

merkt hat, in Friedenszeiten wirklich nur eine reglirte wohlgeübte und leicht aufzubringende Landmiliz.

Alle militärischen Anordnungen stimmen mit diesem vortreflichen Plan, die Armee für den Landbau unschädlich zu machen, und durch sie den Umlauf des Geldes zu befördern, aufs genauste überein. Die jährlichen Musterungen geschehn zu einer Zeit, wo der Landbau die Hände am leichtesten entbehren kann. Die Armee ist auf das genauste nach dem Verhältnis des Ertrages in die verschiedenen Provinzen vertheilt, damit kein Geld von den Truppen aus einer Provinz in die andre gezogen werde. Alles ist in dem genausten Gleichgewicht. Slesien hat grade um so viel Truppen mehr, dann Brandenburg, als es mehr einträgt, und so die andern Provinzen im nämlichen Verhältnis. Da die Armee beynahe 2 Drittheile von den Staatseinkünften zieht, so bleibt auf diese Art mehr Geld in den Provinzen, als in irgend einem andern Staat in Europa, wo gemeiniglich das Geld unmäßig in die Mitte zuströmt, und die Hauptstadt sich auf Kosten des Landes bereichert. Jedes Regiment hat seinen bestimmten Kanton, worin es rekruttirt, und überhaupt genommen hat es auch darin, oder doch in der

Nähe desselben sein beständiges Standquartier. Dadurch wird nicht nur das Sammeln der Truppen im Nothfall erleichtert, sondern der Vater hat auch den verabschiedeten Sohn zum Behuf seines Landbaus immer in der Nähe, und dieser hat zur Musterungszeit keinen beschwerlichen Weg zu seinem Regiment zu machen. Auf diese Art ist es unbegreiflich, wie man dem König von Preussen wegen seiner stehenden Armee Vorwürfe machen, und sie als schädlich für das Land betrachten kann. Die inländischen Soldaten haben nicht viel mehr Zeit auf den Dienst zu verwenden, als die Miliz der Engländer, der Schweizer und andrer Nationen, die theils durch Vermiethung ihrer Truppen, theils durch die Schiffahrt dem Landbau Hände entziehn, dahingegen der König durch sein Militärsistem Hände gewinnt.

Die preußische Armee ist zuverläßig gegen 190000 Mann stark, und kostet den König jährlich gegen 20 Millionen Gulden, oder ohngefähr 52 Millionen Livres. Sie ist wirklich bis zum Maschinenmäßigen subordinirt und disciplinirt. Einen unserer modernen, empfindsamen Philosophen mag die Härte des Schiksals des gemeinen Mannes wirklich schaudern machen; allein, ohne diese

Härte

Härte wäre die preußische Armee das nicht, was sie ist, und der König muß sie als ein nothwendiges Uebel ansehn, um die Ruhe seiner Staaten zu sichern. Ohne Zweifel würde unser Philosoph auch geschaudert haben, wenn er die Truppen des Alexanders und des Cäsars gesehen hätte, die nach aller Wahrscheinlichkeit, die sich aus der Geschichte sammeln läßt, kein leichteres Schiksal hatten, als die Preussen. Einige Kenner behaupten sogar, Cäsars Truppen hätten die Preussen an Strenge des Gehorsams, an Nüchternheit und Schwere der Arbeit noch übertroffen. Dem sey wie ihm wolle, so muß man unter den preußischen Truppen einen Unterschied machen. Das Schiksal der Eingebohrnen Soldaten, die ein Fremder auf der Extrapost selten sieht, ist eben so ausserordentlich hart nicht. Sie sind, wie ich schon bemerkt habe, nicht viel mehr, als eine wohlreglirte Miliz, und ziehn doch dabey einigen Sold. Diese sind nicht so fühllos und steif, als man die preußischen Soldaten überhaupt zu schildern pflegt. Im Gegentheil, es herscht viel guter Wille, viel Liebe zum König und zum Vaterland unter ihnen. Da sie während der Zeit des Urlaubs andre Beschäftigungen als mit dem Gewehr, und mit andern Leuthen, als ihren Kor=

porälen und Kammeraden Umgang haben, so sind sie auch runder, belebter und freyer in ihrem Betragen, als die geworbenen Femden.

Diese sind kraft eines freywilligen Vertrags (denn die Kapereyen der Werber kann man dem König und auch dem Ganzen nicht auf die Rechnung setzen), dessen Bedingnisse man gegen sie genau beobachtet, an ihr Schiksal gebunden. Richtiger aber auch sparsamer, zahlt kein Mensch in der Welt, als der König von Preussen, und keiner wird gezwungen über seine Kapitulationszeit zu bleiben, wie man fälschlich aussprengt. Die Officiers wenden wohl ihre Kniffe an, um die brauchbaren Leuthe zu behalten; allein der Mann kann mit einem dürren und hartnäkigen Nein diese Kniffe besiegen.

Es ist wahr, die Lebensbedürfnisse sind diesen Leuthen mit der äussersten Kärglichkeit zugemessen; und vielen sieht man den schmachtenden Hunger und eine Ermüdung durch Arbeit auf dem Gesicht an. Allein die Matrosen, welche auch zur Friedenszeit andern Staaten durch Betreibung des Handels und der Schiffahrt dienen, haben gewiß kein leichteres Schiksal; und so lächerlich es in den Augen der meisten Leuthe wäre, wenn man den seefahrenden Nationen rathen wollte,

ihren Handel aufzugeben, weil die Stürme, gesalzene Speisen, Veränderung des Klima, Skorbut, Erschöpfung durch Arbeit und noch unzälige andre Ursachen ihnen so viele Matrosen aufreiben; eben so lächerlich ist es in meinen Augen, dem König von Preussen wegen dem harten Zustand seiner Soldaten Vorwürfe zu machen. Ohne die Nüchternheit und Arbeit wäre die preußische Armee um nichts besser, als eine andre, und da er mit mächtigern und eifersüchtigen Nachbarn umgeben ist, so muß er durch Kunst das ersetzen, was die andern an innerer Stärke voraushaben. Das Leiden eines kleinen Theils der Unterthanen, wenn der Staat ohne dieses Leiden nicht sicher gestellt werden kann, ist kein Uebel, sondern eine Wohlthat, und wenn man diese Aufopferungen misbilligen wollte, so müßte man auch mit Herrn Linguet den Getreidebau tadeln, der für den größten Theil der Unterthanen jedes europäischen Staates nicht viel weniger hart ist, als der Zustand des preußischen Soldaten.

Die Schilderungen dieses Zustandes sind auch von Beobachtern mit schielenden Augen merklich übertrieben worden. Was den Stok betrift, so gebraucht man ihn erst, wenn der Mann zu viel Dummheit, Ungeschiklichkeit, Nachläßigkeit oder

Bosheit äussert. Bey keiner Armee werden die Rekrutten so sanft behandelt, als bey der preußischen. Mit aller möglichen Nachsicht und Gelassenheit lehrt man sie die Handgriffe und das Marschieren. Man schmeichelt ihnen so gar, erklärt ihnen, wiederhohlt ohne Vorwürfe einen Griff hundertmal, wenn er dem Körper des Mannes schwer eingeht. Ist er aber einmahl im Besitz der Vortheile, dann hebt sein Lehrer den Stok auf, mit der Erklärung, daß dieser nun sein Zurechtweiser seyn würde, wenn er nicht thäte, was er nun zu thun im Stand sey — Die Queerhiebe, welche sonst der Wind den preußischen Soldaten manchmal zujagte, werden immer seltener.

Ich hatte auf meinen Reisen öfters Gelegenheit, eine sehr interessante Bemerkung zu machen. In allen bischöflichen Residenzen, und in vielen Reichsstädten fand' ich Soldaten, die dem König von Preussen gedient hatten, und die ihm größtentheils entlaufen waren. Es ist meine Art, wie du weißt, auf die Leuthe von der untersten Klasse aufmerksamer zu seyn, als auf die mit den Sternen und Bändern. Ich sprach wohl mit mehr als 20 solchen Ueberläufern, und unter diesen war keiner, der sich nicht in den preußi-

schen Dienst zurükgewünscht hätte. Ich widersprach ihnen, und stellte ihnen vor, welche ruhige Tage sie bey ihrem Bischof oder ihrem Magistrat hätten, und wie ich nach allen Beschreibungen, die man von der preußischen Armee hat, nicht begreifen könnte, daß sie mit ihrem Schiksal unzufrieden seyn sollten. Es wollte ihnen nichts einleuchten. Alle machten nur eine Beschreibung von den grossen Thaten des Königs mit einer Art von Begeisterung, die mich oft ein wenig anstekte, und dann war immer der Schluß: „Es ist wahr, man ist beym König von Preussen knapp gehalten; allein der Sold fällt richtig auf die Stunde, und man hat kein Beyspiel, daß jemand bey ihm verhungert wäre. Wenn der Mann seine Schuldigkeit thut, so hat der Officier ein Aug auf ihn, und dann weiß man doch, was man eigentlich ist. Man ist anderstwo doch nur ein halber Soldat, und hat keine Ehre davon.„

Viele dieser Leuthe, wenn sie noch jung genug sind, laufen dem König auch wieder zu, ob sie schon in dem Dienst der Bischöfe und Reichsstädte mehr in den Bierschenken sitzen, als unter Gewehr stehn. Merkwürdig ist, daß man sie an diesen Orten durchaus als eine Art von Be-

teranen auszeichnet. Ich hörte auf der Parade in einer bischöflichen Residenz einen Officier einen Korporal aushunzen. Dieser antwortete mit einem unbeschreiblichen, kalten Stolz: Herr Officier, ich hab dem König von Preussen gedient: und der Officier schwieg.

Das Desertiren ist einer der Hauptgründe die man gegen das preußische Militärsistem anzuführen pflegt. Es ist wahr, bey dem ersten Einfall in des Feindes Land läuft ihm der 15te oder 12te Theil seiner Armee davon: Allein, so bald er eine Schlacht gewinnt, kommen sie wieder mit Prozenten zurük, und wenn er auch nach einer unglüklichen Schlacht noch so viel von den geworbenen Truppen verliert — seine Landeskinder desertiren seltener, als irgend andre Soldaten in der Welt — so behält er immer doch einen beträchtlichen und den größten Theil davon. Es ist ein neuer Beweiß von der Weisheit und dem guten Willen des Königs, seine Armee für den Landbau unschädlich zu machen, daß er sich lieber dieser Inkonvenienz aussetzen, als mehrere von seinen Unterthanen unter das Gewehr stellen will — Nach der Schlacht bey Kollin liefen sie dem König haufenweise davon. Bey Rosbach bestand seine Armee fast bloß aus seinen Landes-

kindern. Er schlug unsere Truppen und die Reichsarmee, und die leztere diente ihm alsdann dazu, seine geschmolzenen Regimenter wieder zu kompletiren. So gieng es immer. Die Deutschen vom Rhein und Mayn und aus den obern Gegenden der Donau hielten es immer mit der siegenden Parthey. War der Kaiser glüklich, so liefen sie ihm vom König zu, und kehrten dann wieder zurük, wenn sich das Blatt zum Vortheil des leztern wandte. Unterdessen mußten sie doch allzeit an dem Ort, wo sie waren, wenigstens Einen Puff aushalten.

Von der innern Verfassung und Taktik der preußischen Armee weiß ich dir wenig anders zu sagen, als daß man sie auswärts nicht kennt. Man hält hier Herrn Guibert für den elendesten Radoteur von der Welt, und sagte mir eine Menge Dinge, die er falsch berichtet hat. Ich will dir nur einen Zug hievon mittheilen, dessen ich mich eben erinnere. Er sagt unter andern, die cylindrischen Ladstöke der Preussen drükten vorn das Gewehr im Anschlagen nieder. Nun ist dieß nicht nur an sich falsch, sondern Herr Guibert übersah hier auch etwas, das die Preussen für einen besondern Vortheil halten. Sie schlagen die Gewehre vorsätzlich vorn in die Tiefe

an, weil sie bemerkt haben, daß der Soldat im Losdrücken eine Zukung zu machen pflegt, besonders wenn er wirklich im Feuer des Feindes steht, wodurch sich die Mündung des Gewehres erhebt. Sie sagen, wir hätten, ich weiß nicht, welche Schlacht in Flandern verloren, weil unsere Truppen während der Aktion immer zu hoch geschossen, die englischen Officiers aber ihren Leuthen zugesprochen hätten, mit den Gewehren tiefer anzuschlagen. Einige derselben sollen sogar in der Hitze des Treffens mit den Armen und Stöcken die Flinten der nahestehenden Soldaten niedergeschlagen haben.

Ich glaube, es geschieht hier, was in allen Beobachtungen über die Staatsverwaltung des Königs von Preussen geschieht. Es ist nicht so sehr Verheimlichung auf seiner Seite als vielmehr zu grosse Simplizität der Dinge, daß man so vieles übersieht und falsch beurtheilet. Man sucht Künste, wo keine sind, und setzt Geheimnisse voraus, wo man den Grund der Nähe wegen nicht einsieht. Wenigstens versicherten mich verschiedne Officiers, daß besonders im Marschieren (welches sie für einen der wesentlichsten Theile der Kriegskunst halten, ob sie schon nicht, wie bey uns geschehen, mitten im Marschieren ganze

Regimenter Minuten lang auf einem Bein stehn lassen, um sie zu lehren, das Gleichgewicht des Körpers richtig auf die Beine zu vertheilen) gewisse Kleinigkeiten seyen, die man nicht leicht bemerkte, und worauf doch fast alles ankäme. Zu grossen Manöuvres läßt der König nicht leicht jemand zu, vielleicht mehr, um die Truppen durch einen Schwarm von Zuschauern nicht zu genieren, als um etwas geheim zu halten. Wenigstens gehört ein gutes und geübtes Auge, und dann auch ein vortheilhafter Standpunkt dazu, um ein grosses Manöuvre übersehn und verstehn zu können, und vermuthlich wäre unter 20 Zuschauern von Profeßion kaum einer, der ein grosses preußisches Mannöuvre recht fassen könnte. Dieß ist auch die Ursache, warum die meisten preußischen Officiers selbst von ihren Kunstsachen im Grossen keine Rechenschaft zu geben wissen. Jeder hat an seinem Ort so viel zu thun, daß er auf das Ganze keine Rücksicht nehmen kann.

So vortreflich auch nach dem allgemeinen Geständniß die preußische Infanterie ist, so soll sie doch, auch nach der Aussage aller inländischen Officiers, die ich gesprochen, von der Kavalerie noch übertroffen werden. Sogar die reisenden

Engländer, die sonst nicht gerne fremdes Verdienst anerkennen, und so stolz auf ihre Reuterey sind, gestehn, daß dieser Theil der preußischen Armee alle Vorstellung übertreffe, die man sich machen könne. Der König soll sich auch von derselben versprechen, daß sie zwischen ihm und seinem allenfalls zu erwartenden Feind zu seinem Vortheil entscheiden werde. Er verwendet unglaubliche Summen darauf, und läßt sogar Pferde in der Tartarey aufkaufen. Die preußischen Officiers, deren Sache sonst das Pralen nicht ist, behaupten, so weit die Geschichte der Kriegskunst reiche, fände man kein Beyspiel, daß die Reuterey irgendwo auf dem Grad der Vollkommenheit gewesen wäre, worauf sie wirklich in Preussen sey. Sie reiten durchaus den Bauch auf der Erde, und doch mit der Präzision in den Wendungen, welche die Infanterie beobachtet. Gegen Infanterie halten sie den Angriff der Pferde für platterdings unwiderstehlich. Die Reuterey des Königs ist etliche und vierzig tausend Mann stark, und er braucht jährlich gegen 5000 frische Pferde. Der Kaiser giebt sich alle Mühe, um es dem König hierin nachzuthun, er soll aber, wie die hiesigen Officiers behaupten, noch weit zurück seyn, obschon seine Kava-

lerie nach der preußischen ohne Vergleich jetzt die beste in Europa ist.

Ein besonderer Vorzug der preußischen Armee ist die durchaus herrschende Gleichheit. Er hat für die verschiedenen Abtheilungen seiner Truppen besondre Exerciermeister, welchen die Obristen nichts vorzuschreiben haben, wenn sie die Regimenter derselben üben, ob sie gleich öfters nur Majors sind. Dadurch wird eine Menge kleiner Nebendinge gehoben, die unter andern Armeen, besonders unter der unsrigen, zu herrschen pflegen und die bloß vom Eigensinn und den Grillen der Obristen abhangen. Das Ganze muß auf diese Art besser harmonieren; denn wenn auch gleich die Grundregeln die nämlichen sind, so macht doch in der Ausübung die Lebhaftigkeit oder Nachsicht der verschiedenen Obristen oder Majors einen merklichen Unterschied unter den Regimentern.

Die gute Zucht von Officiers macht meines Erachtens einen wesentlichen Theil der Stärke dieser Armee aus. Sie sind fast alle von inländischem Adel, und unter 20 ist kaum Ein Fremder. Sie müssen alle als Kadetten bey Regimentern gedient haben, und in der Kadettenschule gebildet seyn. Ich hab vortrefliche Bekanntschaften unter ihnen. Sie sind in jedem Betracht ausgebildete Leuthe

und im ganzen auch von sehr edler Denkensart. Die geringe Besoldung der Subalternen zwingt sie, nüchtern zu seyn, welches ein grosser Vortheil für den Dienst ist. Sie haben alle die martialische Miene und die Gradheit in allen Dingen, welche Leuthe ankündigt, die bereit sind, jeden Knoten mit dem Degen aufzulösen — Ich glaube die preußische Armee hat dadurch über die kaiserliche einige Ueberlegenheit, daß der preußische Adel nicht so mächtig als der östreichische ist. Bey den vielen Fürsten und Grafen von so ungeheuerm Vermögen läßt sich nicht leicht die strenge Subordination und Simplizität einführen, welche die eigentliche Seele der preußischen Armee sind. Auch unsre aufgeklärten Officiers klagen über die Unordnnngen, welche durch Familienintriguen bey dem Dienst verursacht werden, und es ist längst bekannt, daß dieses auch ein Hauptfehler der englischen Armee ist.

Von Natur sind die Oestreicher unwidersprechlich ein besserer Schlag Soldaten, als die Preussen. Ich wollte dir eine grosse Deduktion darüber machen, in wie weit die Kunst in jedem menschlichen Verhältniß der Natur überlegen sey. Es läßt sich aber mit keiner Deduktion so richtig und deutlich beweisen, als wenn man einen ausge

zehrten, kränklichen Menschen mit seinem Kunstgeräthe vis à vis gegen einen Wilden stellt. Der Wilde, welcher im Stand wäre, ein Dutzend solcher elenden Kreaturen zu zerreissen, liegt doch zu den Füssen des elenden Geschöpfes hingestreckt, so bald es seine Flinte losdrückt. Dies nämliche Verhältniß bleibt zwischen mehr und weniger disciplinirten Armeen, und die natürlichen Vorzüge des Soldaten können es gegen die künstlichen unmöglich aushalten.

LII.

Berlin —

Wenn man in Linguets Annalen liest, der König von Preussen habe im letzten schlesischen Krieg mehr Soldaten als Bauern gehabt, so nimmt man es natürlich für einen witzigen Einfall. Ich glaube aber, es war voller Ernste und Unwissenheit. Der Mann, der den europäischen Mächten rathen konnte, dem Haus Oestreich zu einem Stück von Deutschland zu verhelfen, um es in den Stand zu setzen, den Türken zu jeder

Zeit die Spitze biethen zu können, ist wenigstens eines solchen Versehens fähig. Er begukte den preußischen Staat auf der Landkarte, und da derselbe wegen seiner Unförmlichkeit eine schlechte Figur bey einem flüchtigen Anblick macht, so fällte er das Urtheil: Auf einem so engen Raum von Papier können unmöglich 200000 Bauern wohnen.

Was mich in dieser Meinung bestärkt, ist die Unwissenheit der Leuthe in Rücksicht auf die Stärke des preußischen Staates, die ihn doch theils aus dem Augenschein, theils aus öffentlichen, deutschen Nachrichten besser kennen sollten.

Herr Pilati, einer von den seltenen ausländischen Schriftstellern, welche die deutsche Sprache verstehn, und also die Nachrichten aus der Quelle schöpfen können, behauptet, der König von Preussen habe nicht mehr als 1200000 Unterthanen gezählt, als er seine erste Eroberung machte.

Als der König die Regierung antrat, zählten seine Lande wenigstens 2200000 Einwohner. Brandenburg hatte 600000, Preussen 600000, Pommern 300000, Magdeburg und Halberstadt 300000, und seine westphälischen Staaten wenigstens 400000 Seelen — Seine Einkünfte betrugen damals wenigstens 12 Millionen Gulden, und er hatte einen

erstaunlichen Schatz an baarem Gelde von seinem sparsamen Vater geerbt.

Noch ist das Vorurtheil ziemlich allgemein, daß die preußischen Staaten nicht innere Kräfte genug hätten, sich in dem Glanz zu erhalten, worin sie der jetzige König gesetzt hat. Es ist wahr, an innerer Stärke kann sich die preußische Monarchie mit den europäischen Staaten vom ersten Rang nicht messen; allein, so lange das Verwaltungssistem des jetzigen Königs dauert, wird sie immer im Stand seyn, jeder europäischen Macht die Spitze zu biethen. Bekanntlich beruht die wahre Stärke eines Staates nicht auf der Masse seiner innern Macht, sondern auf dem Gebrauch derselben, und kein europäischer Staat ist jetzt noch im Stand, alle seine Fibern und Nerven so anzustrengen, als der preußische die seinigen wirklich angespannt hat. Wenn die Bebauung desselben in dem Verhältniß fortschreitet, worin sie unter der jetzigen Regierung bisher fortgeschritten ist, so nimmt seine innere Macht auch schneller zu, als die irgend eines andern Staates.

Die Grösse der preußischen Staaten, von welcher man sich auf keiner Landkarte eine richtige Vorstellung machen kann, beträgt 3650 deutsche Quadratmeilen, welches ohngefähr so viel ist,

als die Königreiche Neapel, Sicilien und Portugall zusammen ausmachen. Die Volksmenge derselben beläuft sich wenigstens auf 6 Millionen. Die Königreiche Schweden, Dänemark und Portugal enthalten zusammengenommen nicht viel mehr Einwohner, und England für sich allein ist nicht so stark bevölkert. Da die Volkmenge der preußischen Lande mit ihrer Grösse auch noch nicht in dem Verhältniß steht, worin sie stehn könnte, oder da dieselbe noch lange nicht ganz angebaut sind, so kann Preussens Macht noch beträchtlich vermehrt werden. Im Durchschnitt gehören die Länder der Güte nach, unter die mittelmäßigen von Deutschland. So schlecht der Boden von Brandenburg ist, so vortreflich ist der vom Magdeburgischen, Halberstädtischen, von Kleve, der Grafschaft Mark und einigen Gegenden in Slesien, Pommern und Preussen. Wenn sie nach dem Verhältniß ihrer natürlichen Güte mit der Zeit auf den Grad von Anbau kommen, worauf die meisten übrigen Provinzen Deutschlands sind, so können sie leicht gegen 8 Millionen Menschen ernähren. Nebstdem hat dieser Staat an den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth noch einen beträchtlichen Zuwachs zu erwarten, und es ist Zehn an Eins zu wetten, daß er auch

wieder sein Theilchen ziehen werde, wenn die Höfe von Wien und Petersburg ihren Plan gegen die Pforte ausführen sollten, womit sie seit des Kaisers Reise nach Mohilow und Petersburg beschäftigt sind.

Hier spricht man seit einiger Zeit von diesem Entwurf mit ziemlich viel Zuverläßigkeit. Der hiesige Hof kann unmöglich gleichgiltig dabey bleiben. Ich will dir die Meinung derjenigen hiesigen Politiker mittheilen, die den meisten Glauben verdienen.

Sie sagen: Die beyden kristlichen Kaiserhöfe brauchen kaum den dritten Theil ihrer Truppen, um mit den Türken fertig zu werden. Der König sieht sich in der Mitte zweyer Mächte, derer jede ihm an Stärke gleich ist, wenn sie auch zusammen 180 bis 200 tausend Mann gegen die Pforte ausrücken lassen. Frankreich, welches wegen seinem levantischen Handel, der der Krone allein gegen 8 Millionen Livres einträgt, mehr bey dieser Sache interessirt ist, als der hiesige Hof, müßte also natürlicher weise denselben unterstützen, wenn er sich diesen Entwurf gradezu entgegensetzen wollte. Nun begieng aber Frankreich die Thorheit, zu einer Zeit, wo der ganze

Osten und Norden vor den zwo fürchterlichsten Landmächten erbebt, welche die neuere Geschichte kennt, seine Stärke hauptsächlich auf die See anzustrengen. Die zween Kaiserhöfe liessen es an der Angel des amerikanischen Krieges, in die es sich unbesonnener weise verbissen, so lange zappeln bis es entkräftet war. Es hat sich mit Schulden überhäuft, und ist platterdings nicht im Stand, das Gleichgewicht in Osten herzustellen. (Im Vorbeygehn, Bruder, es ist für einen Franzmann kaum auszuhalten, wie verächtlich man hier von unserer Landmacht spricht. Man glaubt daß sie höchstens nur gegen holländische, piemontesische und ähnliche Truppen, oder höchstens gegen die deutsche Reichsarmee zu gebrauchen wäre, und hält sie vis à vis von der rußischen oder östreichischen Armee für ein plattes Null.) Der König von Preussen, dessen Alter und bekannte Liebe zur philosophischen Ruhe ihm ohnehin die friedlichern Auskunftmittel anrathen, wird sich also mit einem Stück von Polen befriedigen lassen, wenn es auch noch so klein seyn sollte. Etwas muß er haben; denn wenn es ihm einfiele, seinen alten Kopf aufzusetzen, so fände er vermittelst seines grossen Schatzes wahrscheinlicher weise in Schweden, Dänemark und an einigen

deutschen Höfen doch noch so viel Unterstützung, daß er es wagen könnte, sich dem Entwurf der beyden Kaiserhöfe zu widersetzen, besonders wenn Frankreich mit seiner Flotte für die Pforte thäte, was es thun könnte, und allenfalls dem Kaiser in den Niederlanden und in Italien eine Diversion zu machen suchte, wo es die Holländer und die Könige von Sardinien und Neapel zu Hülfe nehmen könnte. So schwer auch diese Umstände zu kombiniren sind, so ist doch 20 an Eins zu setzen, daß die Höfe von Wien und Petersburg den König lieber auf die erste Art beruhigen, als zum Aeussersten reitzen werden. Giebt man ihm so viel, daß es der Mühe und Kosten werth ist, so trägt er vielleicht gar das Seinige zur Vertreibung der Türken aus Europa bey, oder garantiert die beyden Kayserhöfe gegen alle Bewegungen, die andre kristliche Mächte zu Gunsten der Pforte machen könnten. u. s. w. —

Wenn also die Höfe von Wien und Petersburg, wie es das Ansehn hat, wirklich zur Ausführung ihres Plans schreiten sollten, so ist der Verlust unsers so unschätzbaren levantischen Handels eine Folge von dem verderblichen amerikanischen Krieg, dessen Ende wir noch nicht absehn, und worin wir nie so viel gewinnen kön-

nen, als wir hier verlieren müssen. Auch unser nordischer Weinhandel muß darunter leiden; denn die Polen arbeiten schon lange an einem Kanal, der vermittelst der vielen Flüsse, welche ihr Land durchkreuzen, die Ostsee mit dem schwarzen Meer verbinden soll, wodurch dann die Weine aus den Provinzen, welche jezt die europäische Türkey ausmachen, auf eine leichte Art durch den ganzen Norden können gefördert werden. Nichts davon zu sagen, daß Europa alsdann zwo Seemächte mehr hat, die besonders für uns auf dem mittelländischen Meere beschwerlich werden können. Wir haben also gute Ursache, die auf Kosten unserer Landmacht gebaute Flotte zum Henker zu wünschen — Einen Trost haben wir noch übrig, nämlich daß Rußland und Oestreich wohl nicht lange Freunde bleiben können, wenn sie einmahl so nahe an einander gränzen.

Die preußische Monarchie hat sich also immer noch Wachsthum zu versprechen. Wenn sie arrondirt wäre, so würde sie schon um ein beträchtliches stärker seyn. Man sprach schon öfters von einer Vertauschung der preußischen Besitzungen in Westphalen und der Fürstenthümer Bayreuth und Anspach gegen das Meklenburgische, Anhaltische und die Lausitz. Sie würde für

den König sehr vortheilhaft seyn; hat aber sehr viel Schwierigkeiten.

Die Einkünfte des Königs sollen sich auf 34 Millionen Gulden Sächsisch, oder auf ohngefähr 89 Millionen Livres belaufen. Seine Civilliste ist ausserordentlich und fast unglaublich gering. Sein Premier Minister hat 15000 Gulden Einkünfte. Ich kenne einen Hofrath in Wien, der höher kömmt. Der Gehalt seiner Gesandten auf den ersten Posten beträgt auch nicht mehr als 15000 Gulden. Das Publikum zu Wien mokirte sich über den Baron Riedesel, dem Verfasser der Reise durch Griechenland, weil er nicht, wie die kaiserlichen Gesandten seine 30 bis 40 tausend Gulden Gehalt hatte; allein er bewies gar bald, daß die Fähigkeiten eines tüchtigen Ministers nicht in seinem Beutel sind. Es währte nicht lange, so gab er in den besten Gesellschaften Ton, und sein Eifer für den Dienst seines Herrn hätte manchen kaiserlichen Bedienten beschämen sollen, der ungleich besser bezahlt wird.

Slesien ist nach dem Königreich Preussen die wichtigste Provinz des Königs. Sie ist nur halb so groß als dieses, und hat doch beynahe eben so viele Einwohner, und trägt auch fast eben so

viel ein, als dasselbe. Die slesischen Leinwande sind durch ganz Europa berühmt. Der König hat jezt seinen Unterthanen den unmittelbaren Handel mit denselben nach Spanien geöfnet, in dessen Besitz sonst die Hamburger waren. Mit groben und mittlern Tüchern treibt dieses Land auch einen sehr ausgebreiteten Handel. Die slesischen Waldungen liefern vortrefliches Holz zum Schiffbau. Die am 12 April dieses Jahrs verlorne Stadt Paris war ganz aus slesischem Holz gebaut.

Auf den verschiedenen Ausfällen, die ich nun in einige preußische Provinzen gethan, hab ich bemerkt, daß nirgends so viel sichtbare Armuth herscht, als in den 2 Hauptstädten, Berlin und Potsdam, die wahrscheinlicher weise das Land hauptsächlich wegen diesem Punkt bey den Fremden ins Geschrey gebracht haben. Der hohe Preiß der Lebensmittel in diesen 2 Städten, die grössere Anzahl müßiger Leuthe, die geringe Besoldung der vielen Civil und Militärbedienten, die kärgliche Lebensart des zahlreichen kleinen Adels, der doch seine Bedienten und guten Theils auch seine Schulden haben muß, und dann der durchaus herschende Luxus in den Kleidungen mögen die Ursachen dieses Abstiches seyn. Im

Ganzen scheint mir das Land wo nicht reich, doch wohlhabend zu seyn. Die Masse des Geldes ist wegen seiner ziemlich gleichen Vertheilung nicht sehr auffallend. Ein Lord verdekt mit seiner Verschwendung die Armuth von hundert seiner Landsleuthe, welches aber hier der Fall nicht ist. Es ist kein adeliches Haus in den preußischen Staaten, einige Herschaften in Slesien ausgenommen, das von inländischen Gütern 30000 Gulden Einkünften hätte. Man findet vielleicht nicht über drey Häuser von 20000 Gulden. Die Einwohner sind im Ganzen von übermäßigem Reichthum und drükender Armuth gleichweit entfernt, wie man denn hier zu Lande so wenig Bettler sieht, als irgend in einem andern Staat. Es ist auch falsch, daß die Manufakturen nicht gedeihen, wie verschiedne Reisende behaupten. Ich sah keine auch noch so kleine Stadt, worin nicht einige Manufakturen blühten. Man hat dem König Vorwürfe gemacht, daß durch seine Finanzoperationen die Messe von Frankfurt an der Oder sey zu Grunde gerichtet worden; allein das war auch nur eine Art Judenhandel, von welchem wohl die Kaufleuthe dieser Stadt Nutzen zogen, der aber dem übrigen Lande eher schädlich als nützlich war. Man macht dem Kaiser wegen dem

Verfall der Messen von Botzen in Tyrol die nämlichen Vorwürfe.

LIII.

Berlin. —

Berlin ist in Rüksicht auf Wissenschaften und Künste ohne Vergleich die erste Stadt in Deutschland. Sie hat diesen Vorzug bloß dem jetzigen König zu verdanken. Sein Vater dachte so orthodox und züchtig, als die verstorbene Kaiserin, und ohne Freyheit befinden sich die Musen nicht wohl. Er vertrieb sogar den berühmten Wolf aus seinen Landen, der doch nichts weniger als ein Ketzer war. Er hielt alles Studieren, das theologische und kammeralische ausgenommen, für Unsinn und Betrug des Teufels, und sein Hofjude war in seinen Augen ein grösserer Mann, als Wolf, oder Leibnitz, oder Newton.

Der jetzige König, ein vertrauter Freund der Wissenschaften und Künste, gestattete in seinen Landen dem Denken eine Freyheit, die man ausser denselben nur in Großbrittanien findet. We-

der die Orthodoxie noch die Politik schränkt hier die Philosophie ein. Indessen die Lehrer der Staatswissenschaft zu Wien behaupten, Land und Leuth gehörten mit Haut und Haar dem Souverän als ein ererbtes Eigenthum zu, darf man hier ohne die geringste Gefahr mündlich und schriftlich behaupten, der König sey nichts mehr noch weniger als der Statthalter oder Vormund des gesammten Volks — Die Juden dürfen öffentlich beweisen, daß der Meßias noch zu erwarten sey; die Katholiken, daß sie ihn täglich essen, und der Pabst der Lehnsherr aller Fürsten sey; die Protestanten, daß der Pabst das apokalyptische Thier und die babylonische Hure sey; die Griechen, daß es keine Dreyfaltigkeit gebe; die Türken, daß Mahommed ein grösserer Prophet gewesen, als Kristus und Moses; und die ganz Ungläubigen, daß es nie einen Propheten gegeben. Die Polizey sorgt dafür, daß es bloß bey theoretischen Beweisen bleibt, und der Priester, Rabbiner oder Kadi, welcher ein Autodafe machen wollte, würde gewiß zu erst auf seinem Scheiterhaufen sitzen.

Der König hat eine Akademie, die eben nicht aus den besten Köpfen besteht, welche man hier auffinden könnte. Unterdessen hat sie unter den

vielen mittelmäßigen Leuthen doch einige Männer von wahrem Verdienst. Der König hat, wie viele Fremden schon bemerkt haben, ein Vorurtheil für die Ausländer, und beschreibt sich lieber einen unserer Journalisten, um seine Akademien zu kompletiren, als daß er einen deutschen Gelehrten in dieselbe aufnähme. Herr Pilati hat schon bemerkt, daß einige hier angesessene Deutsche eine bessere Figur in der Akademie machen würden, als manche dieser Ausländer. Allein der König hat durch sein sur la litterature allemande den Deutschen ein öffentliches Zeugnis gegeben, daß er ihre Litteratur und sogar ihre Sprache nicht kennt.

Als er seine Bildung erhielt, war die deutsche Litteratur noch ein Unding. Besonders herschte zu Berlin eine Barbarey, die ihm anekeln mußte. Sein Geschmak war an die Franzosen und Italianer gewöhnt, und als er die Regierung angeretten hatte, machten bloß diese Ausländer in den Erholungsstunden seine Gesellschaft aus. Unterdessen gieng das Licht in Deutschland auf, ohne daß er es sah. Er sprach und schrieb nur französisch, und der Spott der fremden schönen Geister, die ihn umgaben und kein deutsch verstanden, bevestigte sein Vorurtheil gegen eine

Sprache, die er nie gut sprechen und schreiben lernte, und gegen eine Nation, die er bloß nach dem finstern Humor und steifen Schnitt beurtheilte, der die Einwohner von Berlin unter der Regierung seines Vaters auszeichnete, und den sie noch nicht ganz abgelegt haben. Als das Geschrey von der deutschen Litteratur zu laut ward, und man ihm einige Pröbchen vorlegte, konnte er unmöglich den Gang einer Sprache fassen, die er von jeher als barbarisch betrachtet hatte, und von welcher er selbst nur das elendeste Jargon sprechen und schreiben konnte. Um an einer Sprache Geschmak zu finden, muß man nothwendig mit ihren eigenthümlichen Wendungen bekannt seyn. Es verhält sich damit, wie mit einem Schauspieler, der die Stelle eines andern ersetzt, welcher der Liebling des Publikums war. Der neue Akteur mag bey seinem ersten Auftritt aller Kunst aufbiethen, er wird doch nie dem Publikum genug thun. Es muß sich erst an seine besondre Aussprache, seine eigenthümlichen Gebehrden, und an eine Menge Kleinigkeiten gewöhnen, die ihm bloß durch den Vergleich mit seinem verlornen Liebling auffallen und ekelhaft sind, und die es an diesem nicht mehr bemerkte, weil es derselben durch die lange Bekanntschaft

gewohnt geworden war. Der König, der sich wegen seinen Regierungsgeschäften die Mühe nicht nehmen konnte, durch häufigen Umgang mit der deutschen Literatur sich an die Eigenthümlichkeiten der Sprache zu gewöhnen, und den Ekel zu besiegen, den er gegen sie gefaßt hatte, ward durch diese ihm vorgelegten Pröbchen immer noch mehr in seinem Vorurtheil bestärkt. Vielleicht war man auch in der Wahl derselben nicht glüklich.

Wenn man bedenkt, daß er seit seiner Regierung die Literatur bloß zu seiner Erhohlung und seinem Vergnügen gebraucht; so kann man ihm seine Abneigung gegen die deutschen Gelehrten vollends nicht verübeln. Selten verbinden sie den feinen Weltton mit ihren Kenntnissen, und ihr Witz stumpft sich an dem troknen Studieren ab. Indem andre Nationen öfters den Verstand dem Witz schlachten, opfern sie diesen jenem gänzlich auf. Der Hunger und der Mangel an Bekanntschaft mit der grossen Welt macht ihre schönen Geister schüchtern, kriechend und abgeschmakt im Umgang, wenn sie auch in ihrer Welt hinter dem Ofen noch so herrisch und gebietherisch thun, und ihren Luftgeschöpfen eine Politur zu geben wissen, wovon sie selbst in ihrem alltäglichen Umgang und gesellschaftlichen Betragen keine Spur haben. Die

Professormine der deutschen Gelehrten, und das Studentenmäßige der Schöngeister, welche der König zu Gesicht bekam, konnten ihn nicht für die deutsche Literatur einnehmen. Ohne Zweifel trug auch der Nationalhumor dazu bey, daß er ihnen die Franzosen und Italianer immer vorzog. Ihr Genie ist langsam, und wenn gleich vielen ihrer witzigen Produkten der Stachel * nicht fehlt, so merkt man doch zu deutlich, daß er ihnen hart aus dem Leibe geht. Sie empfelen sich daher selten als gute Gesellschafter, wenn sie in ihren Schriften auch noch so unterhaltend sind. Sie haben die Lebhaftigkeit nicht, welche die Franzosen und Italianer in den Stand setzt, das Sonderbare eines Dinges augenbliklich zu fassen, und seine schnellen Beobachtungen dreist heraus zu sagen. Die Religion hat auch einige Schuld daran. Sie gewöhnt die Protestanten das Angenehme dem Nützlichen zu weit nachzusetzen, und da die Katholiken in Deutschland, deren Religion der Phantasie und dem Witz mehr freyes Spiel gestattet, noch in der tiefen Barbarey sind, so hat man sich eben nicht sehr zu wundern, daß sich der König zum Behuf seiner Erhohlungsstun-

(* Les pointes.

den lieber italianische Abbes wählt, als deutsche Pastors, die in Rüksicht auf gründliche Kenntnisse oft freylich viel vor jenen voraus haben, aber sich immerfort auf die Kanzel druken und in den Predigerton fallen, womit dem König eben nicht gedient seyn kann. Eben so verhält es sich mit den deutschen Politikern und Geschichtschreibern. In Rüksicht auf Wahrheit und Genauigkeit der trokenen Thatsachen übertreffen sie die Geschichtschreiber und Politiker aller andern Nationen; aber sie wissen diese Thatsachen nicht sprechen zu machen, noch ihnen ein schönes Gewand zu geben. Es ist freylich besser, wahrhaft und troken, als unrichtig und witzig zu seyn; allein die Wahrheit läßt sich auch mit dem Witz verbinden, und wenn sie dieser gefälliger und einnehmender macht, so ist er eben nicht zu verachten.

Die Vorwürfe, welche der König in seinem sur la literature allemande seinen Landsleuthen hierüber macht, sind ziemlich gegründet; allein seine Bemerkungen über die Schulen sind, so wie die Pröbchen vom Witz einiger deutschen Schriftsteller sehr übel angebracht. Der Schiesser Armdiker Stralen und der Ring an dem Finger der Zeit wäre in den lezten 20 Jahren allge-

mein in Deutschland ausgepfiffen worden. Was die Schulen betrift, so sind sie in keinem Land in Europa in dem vortreflichen Zustand, worin sie in des Königs Landen selbst sind. Regeln sind der Deutschen eigentliche Sache, und auch über Dinge, die sie selbst zu leisten gar nicht aufgelegt sind, wissen sie die besten Vorschriften zu geben. Keine Nation kömmt ihnen in Beurtheilung des Werthes der Genieprodukten bey. Sogar über die Art, wie eine Geschichte gut geschrieben werden soll, haben sie die besten Regeln gegeben, die aber, wie alle Regeln in der Welt, noch kein Genie hervorgebracht haben. Indessen sind Regeln und Beurtheilung der Schriftsteller doch alles, was sich in der Schule leisten läßt.

Nichts hemmt die Entwikelung des Genies der Deutschen so stark als die Gleichgiltigkeit der Fürsten gegen die deutsche Litteratur. In meinen Augen verdienen sie keine Vorwürfe darüber. Wenn sie fortfahren, wie sie seit einiger Zeit angefangen haben, den Landbau zu befördern, den Kunstfleiß rege zu machen, die Gesetzgebung und die Sitten zu verbessern, und ihre Schulden zu bezahlen, so wird diese männliche Thätigkeit, wie sie der König in seiner Abhandlung über die deutsche Literatur nennt, mehr zum Glück und

Ruhm der Nation beytragen, als wenn ihre Dichter und Redner jene der alten und neuern Zeiten verdunkelten. Allein, wenn einer der ersten Fürsten Deutschlands selbst seinen Landsleuthen Vorwürfe macht, daß sie noch keinen Virgil, keinen Horaz, keinen Tullius, keinen Korneille, keinen Moliere, keinen Voltäre und keinen Tasso hervorgebracht haben, so sollte er doch bedenken, daß die Fürsten das Meiste zur Bildung des Geschmakes und der Sprache, und zur Entwickelung des Genies beytragen müssen. Ich fand noch keinen Hof in Deutschland, wo nicht eine fremde Sprache herrschte. Die Hofleuthe, Sachsen ausgenommen, sprechen gemeiniglich ihre Muttersprache am schlechtesten, so erbärmlich auch ihr französisches oder italiänisches Jargon ist. Ohne die französische Sprache kömmt einer nicht einmal an den deutschen Höfen fort. An den meisten derselben hält man es für unanständig und pöbelhaft, seine Muttersprache zu sprechen. Und doch ist der Hof der Ort, wo die Sprache die Ründung, den Schlif und die Leichtigkeit am schnellsten bekommen kann, die sie von dem Jargon der Barbaren auszeichnen sollen. In Frankreich und Italien trugen die Höfe das meiste zur Verfeinerung der Sprache bey. Der Schriftsteller schafft sich so leicht seine

Sprache

Sprache nicht. Die Wörter und Redensarten müssen erst in den guten Gesellschaften das Bürgerrecht bekommen haben, ehe er sie ohne Anstoß gebrauchen kann. Der Eifer, seine Sprache rein und mit Geschmack zu sprechen, muß unter den Leuthen der höhern Klasse die allzeit den Ton des Hofes annehmen, zu dem Stolz, und so zu sagen, zu der Eitelkeit werden, welche in der Kleidung, im Putz und in den Gebehrden derselben zu herrschen pflegt. Auch in Griechenland und Rom haben die guten Gesellschaften und die Staatsgeschäfte zuverläßig mehr zur Ausbildung der Sprche beygetragen, als die Schriftsteller, deren Erscheinung allzeit schon einen hohen Grad von Kultur bey ihrer Nation voraussetzt — Wo soll sich der deutsche Redner bilden? Auf der Kanzel? Vor dem Pöbel? Denn wenige Leuthe aus der feinen Welt legen der Kanzelberedsamkeit einigen Werth bey. In der Gerichtsstube? Bey dem unsinnigen Kanzleystil, und der kalten und schwerfälligen Prozeßordnung? Es muß erst ein römischer Rath, es muß erst römische Gesetzverwaltung da seyn, ehe man einen Cicero erwarten kann. Die auswärtigen Staatsverhandlungen, die noch ein grosses Feld für den deutschen Redner wären, geschehen durchaus in der französi-

schen Sprache. Es giebt sogar Fürsten, deren Verordnungen für ihre Unterthanen erst aus dem Französischen übersetzt werden müssen, ehe sie publicirt werden. Der Reichstag zu Regensburg, der einzige Ort, den die zerrissene deutsche Nation als ihren Mittelpunkt und Sammelplatz betrachten kann, und wo die Liebe zur Staatsverfassung, zum Vaterland, und der Nationalstolz die Demosthenen, die Ciceronen, die Burkes und Foxes bilden sollten, dieser Reichstag ist der Tempel des Schlafes, der Fühllosigkeit, der stillen Bestechung, der finstern Rabulisterey und der stummen Verrätherey. Die Verhandlungen mit den fremden Gesandten, und sogar auch die meisten unter den inländischen, geschehen wieder in französischer Sprache, und in den Versammlungen der Deputirten selbst hängt alles von einem dürren Ja ab. Selten hört man ein Nein; denn es ist gemeiniglich alles vorläufig schon ins Reine gebracht. Der Reichshofrath zu Wien spricht eine Sprache, die unter 10 deutschen Gelehrten kaum einer versteht, und ohne Zweifel giebt ihm die Kammer zu Wetzlar in der Unverständlichkeit nichts nach. Nirgends sonst ist die deutsche Nation konzentrirt. Sie ist auch gar nicht gewöhnt, sich als eine einzige selbstständige Nation zu betrachten,

und ihre Sprache kann sich daher so wenig fixieren, als ihr Karakter.

Wenn aber auch dieses Hinderniß gehoben wäre, so würde es dem deutschen Genie immer doch noch an der Belohnung, und also an der stärksten Aufmunterung fehlen. Der kleine Weimarsche Hof ist der einzige, den ich noch in Deutschland fand, welcher das vaterländische Genie nicht hungern läßt. Da er aber seine Nebenausgaben sehr einschränken muß, so muß er die schönen Geister zu Räthen, Sekretären und Superintendenten machen, um sie belohnen zu können. Klopstock ist unter den jeztlebenden Dichtern vielleicht der einzige, der einige unbedeutende Zeugnisse von werkthätigen Patriotismus einiger Grossen Deutschlands empfängt. Der elendeste unserer Journalisten macht an den deutschen Höfen unendlich leichter sein Glück, als der größte unter den inländischen Schriftstellern. Einer der auffallendesten Beweise hievon ist die hiesige Akademie.

Unter den vielen hiesigen Gelehrten von Verdienst, qui ne sont rien, pas même academiciens, war mir die Bekanntschaft mit dem Juden Moses Mendelssohn, den Herrn Büsching, Teller, Spalding, Rammler, Nikolai, und der Frau Karschin vorzüglich interessant. Der erste ist einer der merk-

würdigsten Schriftsteller Deutschlands. Seine Werke haben eine Eleganz und seine Sprache ist so reich, rund und bestimmt, daß er mit der Zeit klaßisch werden muß. Er ist Direktor einer ziemlich beträchtlichen Handlung und übt seine Philosophie aus, so viel er kann. Jetzt beschäftigt er sich in seinen Nebenstunden mit Beyträgen zur Aufklärung seiner zerstreuten Glaubensgenossen. Er hat auch in seinem Umgang die Eleganz, die ihn als Schriftsteller auszeichnet, und die seine unvortheilhafte körperliche Bildung überwiegend verbessert. Büsching, Teller und Spalding sind Oberkonsistorialräthe. Der erste ist der größte bekannte Geograph in Europa. Seine Beschreibung von Europa übertrift in Rücksicht auf Genauigkeit und Vollständigkeit unendlich weit alles, was hierin andre gethan haben. Man muß immer bedenken, daß diese Wissenschaft wegen den vielen Veränderungen die in jedem Lande beständig vorfallen, nothwendige Mängel haben muß. Allein ich zweifle, ob es möglich sey mehr zu thun, als Büsching gethan hat. Nicht nur sein unsäglicher Fleiß, welcher zu einer Unternehmung von der Art erfodert wird, sondern auch sein Scharfsinn in Beurtheilung seiner Hülfsmittel ist zu bewundern. Sein historisches und geographisches

Magazin enthält die wichtigsten Beyträge zur neuern Geschichte, besonders der rußischen. Er selbst ist das unerschöpflichste Magazin von Anekdoten der europäischen Höfe. Es ist kein Hof in Europa, dessen wirklichen Zustand er nicht aufs genauste kennt. Da er einer ungeheuern Menge lebender Sprachen mächtig ist, so entgeht ihm nichts von den historischen, politischen und geographischen Produkten der Europäer. Die ganze Welt liegt immerfort wie in der erhobenen Arbeit vor ihm, worin der General Pfyffer zu Lucern einen Theil der Schweitz dargestellt hat, und worauf er nicht nur den natürlichen Zustand und den physischen Anbau der verschiedenen Länder, sondern auch die Bewegung der Menschen wie lebendig erblikt. Ich sprach mit ihm von der Vollendung seiner unschätzbaren Erdbeschreibung. Er schützte seine vielen Berufsgeschäfte vor, die ihm die Hände bänden, so sehr er auch dazu geneigt sey. Allein ich konnte doch mitunter bemerken, daß er die damit verbundenen Schwierigkeiten scheut. Asien, Afrika und Amerika lassen sich so leicht auch nicht beschreiben, als Europa. Unterdessen hat er doch erstaunlich viel vorgearbeitet. Teller und Spalding sind die unpriesterlichsten Priester, die ich kenne. Keine Seele auf Got-

tes Erdboden ist in Gefahr von ihnen verdammt zu werden. Ihre Religion ist die theorethische und praktische Philosophie. Beyde sind vortrefliche Prediger, elegante Schriftsteller und Pröbste, die gegen die Art der protestantischen Geistlichen ihr ziemlich schönes Auskommen haben, dem sie vielleicht einen guten Theil ihrer gemäßigten Denkensart zu verdanken haben; denn der Hunger macht die Priester am leichtesten ungesittet, grob und unverträglich. Rammler ist einer der liebenswürdigsten Dichter Deutschlands. Keiner hat es in der Ausfeilung seiner Verse so weit gebracht als er. Er hat etwas von Horazens scharfen und kurzen Pointen, und den gedrängten und kräftigen Perioden desselben. Seine Sprache ist klaßisch. Er ist Professor bey der Kadettenschule, und eben in keinen glänzenden Glücksumständen. Herr Nikolai ist für die deutsche Litteratur als Schriftsteller, besonders aber als Sammler ein äusserst merkwürdiger Mann. Sein Sebaldus Nothanker ist einer der besten deutschen Romane; ganz Original und voll treffender Karaktere, und interessanter, wahrer Schilderungen. Da er Buchhändler ist, so kann man es ihm nicht verübeln, daß er seine Schriftstellerey nach den Pfunden auswiegt, die sie ihm

eintragen kann. Kein deutscher Schriftsteller, den einzigen Wieland ausgenommen, der ihm seines eignen schriftstellerischen und notorischen Judenthums ungeachtet Vorwürfe darüber gemacht hat, versteht es so gut, seine Waare für das Publikum zu appretiren, und die Zeitläufe zu benutzen, als Nikolai. Unterdessen trift sein Vortheil doch öfters den wahren Nutzen des Publikums, und läuft mit ihm parallel. Deutschland hat ihm ein kritisches Journal zu verdanken, das an Vollständigkeit und innerm Werth seines gleichen jetzt in Europa nicht hat. Da er nur der Sammler ist, so kann man es ihm nicht auf die Rechnung setzen, wenn sich manchmal eine partheyische und leidenschaftliche Rezension in seine deutsche Bibliothek einschleicht. Die Zahl der unpartheyischen und gründlichen Rezensionen ist doch allzeit weit überwiegend, dahingegen die Rezensionen andrer Nationen heut zu Tage durchaus die Wirkungen von Komplotten sind. Sein Umgang ist unbeschreiblich interessant, weil er einen unerschöpflichen Vorrath von Anekdoten deutscher Schriftsteller hat, von denen er eine skandalöse Kronik liefern könnte, die alles überträfe, was skandalös heißt. Er kennt alle Klubs derselben, und ihre häuslichen Angelegenheiten. Madame

Karschin ist eine liebenswürdige Dichterin. Ihre Gedichte athmen Unschuld, sanfte Empfindsamkeit und philosophische Seelenruhe. Sie ist auch eine vortrefliche Gesellschafterin, und um so merkwürdiger, da sie sich selbst gebildet hat.

Unter dem hiesigen Frauenzimmer findet man sehr viele, welche mit den schönen Künsten und Wissenschaften Umgang pflegen. Madame Reklam ist unter andern eine glükliche deutsche und französische Dichterin. Ich war in vielen Gesellschaften, wo das Frauenzimmer an allem literarischen Gespräche Theil nahm.

Nirgends findet man unter den Hofleuthen so viel Aufklärung, als hier. Alle Minister und wirkliche Räthe sind die ausgesuchtesten Männer, unter denen kaum einer ist, der nicht in seinem Fach ein merkwürdiger Schriftsteller seyn könnte. Der jetzige Fiskal des Königs hat in einer kurzen Abhandlung über die peinliche Gesetzgebung mehr geleistet, als alle Folianten und Quartanten und auch alle philosophische Deklamationen in Bekkarias Geschmak hierin geleistet haben. Der Minister v. Herzberg, an den des Königs Abhandlung von der deutschen Literatur addreßirt ist, und welcher mit Wärme die Parthey seiner Landsleuthe nimmt, hat sich als Geschichtschrei-

ber, besonders aber als Verfasser vieler merkwürdigen Statsschriften bekannt gemacht. Er ist das Muster eines braven Ministers, und wird dir durch die Verhandlungen des Streites über die bayrische Erbschaft und des Teschner Friedens bekannt seyn. Der königliche Justitzminister v. Zedlitz hat einige sehr treffende Bemerkungen über die Erziehung herausgegeben, und viele der königlichen Räthe sind wirklich Schriftsteller — Nach dem alten Sprüchwort erkennt man den Herrn an seinem Diener, und es giebt so wenig einen grössern König in der Welt, als man eine aufgeklärtere, patriotischere und thätigere Staatsbedienung findet, als die preußische ist.

Was die Gelehrten von Norddeutschland besonders auszeichnet, ist ihre Bekanntschaft mit der Literatur der kultivirtesten europäischen Nationen. Weder hier noch in Sachsen fand ich einen Gelehrten von Bedeutung, der nicht mit den berühmtesten Schriftstellern Großbrittaniens, Italiens und unsers Vaterlandes genau bekannt gewesen wäre. Sie sind in der Literatur wahre Kosmopoliten, und ganz ohne Vorurtheil für ihre einheimischen und gegen die ausländischen Produkte. Nirgends fand ich so viel allgemeine und unpartheyische Weltkenntniß als hier. Dieß ist

ein Vorzug, den weder die Franzosen, noch die Engländer und Italianer den Deutschen streitig machen können.

LIV.

Berlin —

Bis tief in die Mittelklasse herab herscht unter den hiesigen Einwohnern eine Aufklärung, die man selten anderstwo findet: Allein der hiesige Janhagel ist dagegen auch abscheulicher, als irgend in einer andern grossen Stadt.

Alles, was die Schwärmerey nur Lächerliches ausbrüten kann, findest du hier im Kontrast mit der aufgeklärtesten und philosophischesten Religion, die je nur an einem Ort herschte. Es giebt hier Pietisten, Herrnhuter, Inspirirten, Wunderwirker, Teufelbanner und alle Gattungen von Narren, die es auf ihre eigne Kosten oder auf Kosten andrer Leuthe geben kann. Es giebt hier fromme Gesellschaften, worin alte Huren Priesterinnen oder gar Orakel sind. Man könnte ihnen ihr Psalmsingen nicht verargen, wenn sie es dabey

bewenden liessen, mit David über ihre welken Lenden und Rükschmerzen zu klagen, die eine Folge von ihren jugendlichen Ausschweifungen sind; wenn ihnen die Andacht nicht zum Dekmantel der abscheulichsten Verführungen und zur Befriedigung ihres Geldgeitzes diente. Oft werd' ich versucht, von meinem Stok Gebrauch zu machen, wenn mir eine Vettel von der Art, das Psalmbuch unter dem Arm, und die in Gesellschaften mit gen Himmel erhobenen Augen von nichts als Salbung, Heiligung und den Auserwählten spricht, eine Unschuld zum Kauf anbiethet, die sie mit dem Garn der Andacht gefangen hat. In den beyden Extremen von Paris, in St. Marceau in Süden, und in der Gegend der Porcherons in Norden sieht es noch viel besser aus, als unter dem hiesigen Volk. Glaubst du wohl, daß ein neues Gesangbuch, welches einige patriotische Geistliche unter dem Schutz des Königs anstatt der alten unsinnigen Liederbücher einführen wollten, beynahe eine Rebellion hier veranlaßt hat?

Die Unzucht ist einer der Hauptvorwürfe die man dem hiesigen Publikum macht. Unter andern Monopolien sind hier auch öffentliche privilegirte Bordels, die kraft ihrer Privilegien das

Recht haben, das Publikum ausschließlich mit dem Bedürfniß zu versehen, welches bey gesunden Leuthen nach dem Essen und Trinken gemeiniglich das erste ist; und gegen allen Unterschleif zu klagen, der in den Wirthshäusern oder auch in Privathäusern mit dieser kostbaren Waare getrieben werden könnte. Die Polizey läßt die Mädchen regelmäßig visitiren, um die Ausbreitung der Lustseuche zu hemmen, und wenn sie auch nur im geringsten verdächtig sind, so müssen sie die Quarantäne halten. Es sind der öffentlichen Magazine dieser Art gegen 12 bis 15. Auch Leuthe, die über dem Pöbel sind, machen öfters Lustparthien in die Vornehmern unter denselben, nicht eben um auszuschweifen, sondern bloß eine Bouteille Wein oder einen Kafee in Gesellschaft muthwilliger Mädchen zu trinken. Die Sache hat hier gar nichts anstößiges, und ich habe junge Herrn sogar in Gesellschaften von Damen von ihren Expeditionen in diesen Häusern ohne allen Scheu sprechen hören. In den meisten derselben soll ziemlich viel Reinlichkeit herschen, und die Priesterinnen der Venus sollen hier nicht so unverschämt und so ganz ohne sittliches Gefühl seyn als sie sonst gemeiniglich zu seyn pflegen. Da die Sache öffentlich und unter den Augen der Po-

lizey geschieht, so mögen diese Ausschweifungen freylich nicht das Gepräge der viehischen Wildheit und Abscheulichkeit haben, welches die Wohllust an den Orten, wo man sie ins Dunkel verscheucht, auszuzeichnen pflegt. Die Mädchen behalten ohne Zweifel noch einiges Selbstgefühl, weil sie sich von der Polizey geschüzt und sich vom größten Theil des Publikums, wo nicht geehrt, doch nicht so verachtet sehn, als sie es an andern Orten sind.

Es ist hier nichts seltenes, daß Fremde oder auch eingebohrne Zelibatärs mit einem Mädchen und dem Eigenthümer desselben, nämlich dem Wirth, auf eine bestimmte Zeit einen förmlichen Kontrakt schliessen. Man hat selten ein Beyspiel, daß dieser Kontrakt von dem Mädchen gebrochen wird. Es bleibt gemeiniglich während der bedungnen Zeit seinem Käufer getreu. Es faßt auch zu demselben eine gewisse Anhänglichkeit und einen wahren Diensteifer, den man von Kreaturen seiner Art an andern Orten nicht erwartet. Ich habe einige Bekannten hier, die sich mit solchen Mädchen verbunden haben, und, wenn sie unpäßlich sind, sehr regelmäßig von denselben besucht und bedient werden. Da die meisten derjenigen, die nicht aus den Hölen sind, worin

sich die Grenadiers herumtummeln, etwas Lektüre und Erziehung haben, so sind sie keine schlechten Trösterinnen und Aufwärterinnen am Krankenbette. Ein Irrländer mit dem ich vertraut bin, und der sich seit einigen Jahren hier aufhält, erzählte mir ein Beyspiel, das vielleicht einzig in seiner Art ist. Die Wirthschaft dieses Herrn kam durch verschiedne Ausschweifungen in Unordnung, und eine Krankheit setzte seine Gläubiger noch mehr in Unruhe. Er hatte in einem Vordel ein Mädchen kennen gelernt, das ihn vorzüglich intereßirte. Er fand sich mit dem Wirth ab, und nahm das Mädchen zu sich ins Haus. Dieses wartete nicht nur seiner mit dem größten Fleiß, sondern intereßirte sich auch um seine Wirthschaft. Es fieng für ihn ein so sparsames Menage an, und hielt ihm so genaue und getreue Rechnung, daß er in Zeit von einem halben Jahr aus seinen Schulden war, welches er für ein Wunder hielt. Nachdem sich seine Umstände gebessert hatten, führte es seine Wirthschaft noch einige Zeit fort, und er war stolz auf die gute Art, womit es die Honneurs für ihn zu machen wußte, wenn er in seinem Haus Gesellschaft hatte. Eine Reise, die er nach Dresden machen mußte, trennte ihn von seiner Erretterin.

Sie wollte sich mit dem begnügen, was er ihr für die Woche bedungen hatte. Allein er gab ihr so viel Beweise seiner Erkenntlichkeit, als ihm seine Umstände erlaubten, und sie gieng wieder in das Haus, worin er sie kennen lernte und worin sie wirklich noch ist. Beyspiele von der Art beweisen offenbar, daß die Maaßregeln der hiesigen Polizey der Natur angemessener und weiser sind, als jener in andern Städten, wo die ins Dunkel verscheuchte Wohllust alle gesellschaftliche Bande trennt, und immer von der Raubbegierde begleitet wird.

Wenn gleich die privilegirten Hurenwirthe so gut, als die Brennholzgesellschaft, ihren Alleinhandel auf alle Art zu vertheidigen berechtigt sind, so ist die Waare doch zu schlüpfrig, als daß man dem Schleichhandel wehren könnte. Jedes alte Weib aus der untern Klasse, jeder Lehnlaquay, jeder Keller in einem Wirthshaus und fast jeder Wirth selbst kuppelt. Ich kenne auch einige Aerzte, welche sich damit abgeben, und vielleicht mehr dadurch gewinnen als durch ihre Kunst. Es ist hier unter andern vortreflichen Polizeyanstalten auch ein Addreßkomptoir für Dienstmägde, welches die frische Waare sowohl in die Privathäuser als auch für die öffentlichen Magazine

liefert. Aber alle diese Schleichhändel kommen dem ausgebreiteten Verkehr nicht bey, der mit den Weibern getrieben wird. Das eigentliche Zizisbeat ist hier nicht eingeführt, und es ist auch gar nicht nach dem Geschmak der hiesigen Damen. Sie lieben die Abwechslung und den augenbliklichen Genuß zu sehr, als daß sie sich an Einen Gegenstand und an eine gewisse Ordnung binden sollten. Hier ist es gar nichts seltenes, daß sich Frauen von Ansehn fast ohne Zurükhaltung um junge Leuthe bewerben, sie mögen von einem Stand seyn, von welchem sie wollen, wenn sie nur die Miene von wakern Rittern haben. Bessere Ehemänner giebt es in der Welt nicht, als unter einem gewissen Theil der hiesigen Einwohner. Die Leichtigkeit der Ehescheidungen trägt wohl das meiste dazu bey. Die Eheleuthe sind hier durch nichts zusammengebunden, als durch ihr gegenseitiges augenblikliches Interesse. Sobald ein Theil dem andern zur Last wird, oder einer die Aussicht hat, eine bessere Parthey treffen zu können, so kostet es ihn nur eine Anzeige am gehörigen Ort, um seiner beschwerlichen Hälfte los zu werden. Der förmliche Weibertausch ist hier gar nichts seltenes. Zwey Ehemänner, deren jeder mit des andern Weib bekannt wurden,

vertauschen ihre Gattinnen gegen einander mit einer Kaltblütigkeit, die in unserm Welttheil kein Beyspiel hat. Die Frau, welche mit einem neuen Liebhaber eine Parthey treffen will, bespricht sich gar freundschaftlich und offenherzig darüber mit ihrem Mann, und hat, wenn er in keinen guten Umständen ist, öfters noch Mitleiden genug mit ihm, um ihm ihre Baase, oder sonst eine Person von ihrer Bekanntschaft zu verkuppeln, ehe sie sich von ihm scheidet. So roulirt eine Frau in wenig Jahren durch 3 bis 4 Familien, und thut in Gesellschaften, wo sie einige ihrer ehemaligen Ehemänner trift, als wenn sie dieselbe nie gekannt hätte.

Durch diese Polizeyverfügungen müssen die Einwohner von Berlin nun freylich mit der Zeit alle zu Bastarden werden. Allein die wesentlichsten Wirkungen rechtfertigen hier wieder des Königs Grundsätze. Berlin ist nach den öffentlichen Listen die einzige grosse Stadt in Europa, und vielleicht die einzige in der Welt, wo die Anzahl der jährlich Gebohrnen jene der Verstorbenen weit übersteigt. Diese unbezweifelte Thatsache wiegt auf der Waage der Philosophie mehr, als alle Deklamationen und das ganze Korpus der geistlichen Rechte, die den Ehescheidungen so gram sind.

So auffallend dieses Verkehr der Liebe jedem Fremden seyn mag, so glaub' ich doch, daß hier nicht mehr noch weniger ausgeschweift wird, als in jeder andern Stadt von gleicher Bevölkerung. In welcher Stadt, die nur den zehnten Theil so groß ist, als Berlin, fehlt es an Gegenständen zur Befriedigung der Wohllust? Das Offene und Ungezwungene, welches ganz allein die Sache hier auffallend macht, ist so wenig ein neuer Reitz zu Ausschweifungen, daß es nach der allgemeinen Bemerkung vielmehr die Hitze dämpft, die eine Folge strenger Verbothe ist. Man findet hier auch in den untern Volksklassen noch so viel eheliche Treue, als an irgend einem andern gleich grossen Ort; und würde es zu Paris, London, Madrid und an andern Orten nicht besser seyn, wenn man die Ehescheidungen unter den Leuthen der höhern Klasse einführte, als wenn man den Männern erlaubt, im Angesicht ihrer Weiber Mätressen zu halten? Unter den durch eine Scheidung neugestifteten Ehepaaren herscht doch wenigstens auf einige Zeit wieder Liebe, Treue und häuslicher Friede, dahingegen der Zwang des Ehebandes den Personen, unter welchen der Hausfriede einmal gestört ist, das Leben zur Hölle macht, die Bevölkerung hemmt, und

ein neuer Reitz zu Ausschweifungen wird, den man hier nicht kennt. Die Publicität hat keine andre Wirkung, als daß sie die Wohllust unschädlicher macht, und die Laster hemmt, welche die schreklichsten für die Menschheit sind. Kindermorde, Onanie und der Gebrauch von Sukzeßionspulvern sind hier seltener als an jrgend einem andern Ort; und die Lustseuche, welche Paris, London, Wien, Madrid, Lisabon und andere Städte zu blossen Spitälern macht, in ganzen Distrikten von Frankreich und Spanien die Lebensquelle verpestet und verstopft hat, und Enkel und Urenkel noch die Ausschweifungen ihrer Ahnen büssen läßt, ist hier nach dem Verhältnis noch sehr wenig eingerissen. Die Frauen, die hier ihrem Temperament nachhängen, bringen doch noch Kinder zur Welt, dahingegen die von Paris und Wien entweder ganz unfruchtbar sind, oder nach Art der römischen Damen zu Juvenals Zeiten nicht gebähren wollen. Die Zahl der Todtgebohrnen zu Wien beläuft sich jährlich auf mehr als 400, und jene der Kinder, die im ersten Jahre sterben auf ohngefähr 5000. Wer zählt die, an welchen die Gewaltthätigkeiten der unnatürlichen Mütter, die ohne Zweifel viel zu der grossen Zahl derjenigen beytragen, welche im

ersten Jahre ihres Alters sterben, früher und wirksamer anschlagen? Die Damen von Madrid, wie mich einer meiner Bekannten versicherte, abortiren, wenn's ihnen beliebt. Auch die von Lisabonn sollen es in dieser unmenschlichen Kunst sehr weit gebracht haben. Hier ist sie fast ganz unbekannt, und ich glaube, man braucht sonst keinen Beweiß daß hier die Polizey weiser und die Wohllust nicht so abscheulich und menschenfeindlich ist, wie in andern Städten, als die oben erwähnte Thatsache, nämlich, daß die Anzahl der Gebohrnen jene der Gestorbenen jährlich um zwey- bis dreyhundert übersteigt, dahingegen zu Paris und London jährlich drey bis vier tausend, zu Wien aber ein bis zwey tausend weniger gebohren werden als sterben.

So gerne ich dem hiesigen Publikum seine Paillardise verzeihe, so wenig kann ich in andern Stücken mit ihm zufrieden seyn. Der Engländer Scherlok sagt, wenn die Sachsen die deutschen Athenienser seyen, so seyen die Preussen die deutschen Spartaner. Ausser der Verfassung der Armee fand ich hier nun eben nichts spartanisches als allenfalls die Frugalität des hiesigen grossen Haufens, die eine Folge seiner Armuth ist, vorzüglich aber den allgemeinen Hang desselben zum

Stehlen und Betrügen, den die Staatskunst der Lacedämonier begünstigt haben soll, um den Witz der Jugend zu schärfen. Gegen öffentliche Räubereyen setzt einen die hiesige Polizey sicher genug; allein man kann sich nicht genug in Acht nehmen, um nicht auf eine Art betrogen zu werden, welche die Polizey nicht rächen kann. In der ersten Woche gab ich einen der feinsten Lyoner Hüte, den ich erst kurz zuvor zu Leipzig gekauft hatte, einem hiesigen Hutmacher zum ausputzen, weil er mir auf der Reise staubigt geworden war. Auf den bestimmten Tag holte ich ihn selbst bey ihm ab, und schrieb das Rauhe, welches er bekommen hatte, der schlechten Farbe zu, die er gebraucht haben mochte. Ich trug ihn einen Tag, ohne einen Betrug zu ahnden; allein schon den zweyten Tag hatte mein Hut alle Steife verloren, war lumpigt, und so mürbe und zerfetzt, daß ich überall mit dem Finger durchstossen konnte. Ich sah nun daß mein Huth, der einen Louisdor gekostet, gegen einen Lumpen vertauscht war, den der spartanische Hutmacher mit einem Geschmiere von Leim und Schwärze für einen Augenblick aufgesteift hatte. Ich sprach mit ihm; er wußte aber von keinem andern Hut, den ich ihm gegeben hätte. Du bist in Gefahr, täglich

auf diese Art betrogen zu werden, und du wirst es gewiß am ersten, wenn du deine Maaßregeln recht sorgfältig genommen zu haben glaubst. Du mußt dich in alle Mausereyen und in alles, quod suasisset egestas, vile nefas, resigniren.

Da hier Licht und Schatten durchaus sehr stark sind, so ist der bessere Theil des hiesigen Publikums von eben so edler Denkensart, als niederträchtig der Janhagel in seinem Betragen ist. Zur tiefen Beschämung des ungeheuer reichen Wiens hat man Armenanstalten, welche dem Anschein nach alle Kräften der Einwohner übersteigen sollten, da man hingegen zu Wien keine Spur davon findet. Jede Gemeinde der verschiedenen Glaubenssekten hat ihre beträchtliche Kasse, welche zur Unterhaltung ihrer Hausarmen hinreicht. Man hat Beyspiele von schönen Handlungen einzelner hiesigen Bürger, die man zu Wien kaum glauben würde, und wenn man bedenkt, daß unter dem hiesigen Janhagel eine ungeheure Menge zusammengelaufener Fremden ist, so kann man die Niederträchtigkeit desselben um so weniger für einen Zug des Nationalkarakters halten, da sie in den andern Städten, Potsdam ausgenommen, und auf dem platten Lande sehr selten ist.

LV.

Berlin —

Unter den verschiedenen öffentlichen Vergnügungen zieh ich, wenigstens zu der jetzigen Sommerzeit, das Spatzieren in dem hart bey der Stadt auf der Südseite der Spree liegenden Park weit vor. Ich hab noch keinen schönern öffentlichen Spatzierplatz gesehen. Die Mannichfaltigkeit des Gehölzes, der Alleen, Gebüsche, bedeckten Gänge und Irrgärten übertrift alle Phantasie. Er hat weit über eine Stunde im Umfang, und auch Wasser genug, um ihm mehr Leben zu geben, als die Spazierplätze grosser Städte gemeiniglich zu haben pflegen. Ein Theil desselben berührt die Spree. Schade daß man ihn nicht hart unter der Stadt über den Exerzierplatz und den königlichen Holzmarkt bis an den Fluß gezogen hat, an dessen Ufer man in dieser Gegend sowohl abwärts des Stromes, als auch aufwärts in einen Theil der Stadt eine ungemein schöne Aussicht beherrscht.

In diesem Park sieht man auf die Sonntäge

Berlin in seinem Glanz. Er ist für das hiesige Publikum was die Tuilleries für die Pariser sind, nur ist das Gemische der Spatzierenden hier mannichfaltiger. Er wird vom Pöbel und der feinern Welt gleich stark besucht. Man fährt und reitet darin ohne Einschränkung herum. Auf einigen Plätzen desselben findet man, wie in den Tuilleries grosse und prächtige Zirkel von Damen auf Ruhebänken sitzen, und die Freyheit, sie zu beschauen und sie unter die Nase zu beurtheilen ist hier so groß als zu Paris. Man trift hier auch zu gewissen Zeiten einen grossen Theil der hiesigen Gelehrten beysammen. Man hat Erfrischungen von jeder Art. Man spielt, verirrt sich mit Damen oder Mädchen in einsame Gebüsche, verabredet Zusammenkünfte, und es steht hier nicht wie zu Wien, immer ein Polizeydiener auf dem Sprung, einem verirrenden Paar auf dem Fuß nachzuschleichen.

Die grosse königliche Oper, die man für eine der besten in Europa hält, konnt ich noch nicht sehn. Ausser dem Winter spielt sie höchst selten. Es ist sonst wirklich kein Schauspiel hier, ausser einem deutschen sehr mittelmäßigen Theater, welches sich mit den deutschen Schauspielen zu Wien und München nicht vergleichen läßt. Der Entre-

preneur desselben, Herr Döbbelin, hat sehr sonderbare Grundsätze. Er setzt seine Stärke bloß in die grosse Anzahl von Schauspielern, unter welche er die Rollen nach dem Loos zu vertheilen scheint. Ich hab gar oft bemerkt, daß der, welcher den Bedienten macht, viel mehr Geschicke hatte, die Rolle seines Herrn zu spielen, der nach der Ordnung der Natur die Stelle des Bedienten hätte vertretten sollen. Unter 40 bis 50 Subjekten hat er kaum 4 die man zu Wien erträglich finden würde. Nebstdem ist seine Garderobe seltsam arrangirt. Ich sah zwey Stücke in spanischer Kleidung spielen, die doch bekanntlich nicht mehr existirt. Das Zeitalter der Stücke war neu. Mitten unter Kleidungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert erblickt man öfters, besonders an Frauenzimmern, eine ganz moderne. Selten verändert das Frauenzimmer seine Koeffüre, und wenn der Schauplatz auch in Indien wäre. Und doch macht Herr Döbbelin viel Aufhebens von seiner Garderobe und seinem richtigen Kostume. Sein Theater ist so klein, daß einige seiner Schauspieler sich wohl in Acht zu nehmen haben, damit die Wolken des Himmels über ihnen nicht in ihren Haaren hängen bleiben. Ich sah Bäume auf demselben, die gar füglich den Akteurs zu

Spatzierstöken hätten dienen können. Einige seiner Subjekte sind Gerippe, an denen der Hunger alles Fleisch abgenagt hat, und manche sind kaum Meister von ihren Beinen und Armen, woran vermuthlich die Aktrizen Schuld sind, wie man auch aus ihrer holen Stimme schliessen kann. Herr Döbbelin giebt Gagen von 6 und 8 Gulden die Woche, wobey seine Leuthe freylich nicht viel Schnellkraft in ihrem Körper haben können. Ohnmachten sind daher ihre Stärke, und zwey bis drey von seinen Frauenzimmern übertreffen alles, was Ohnmacht heissen mag. Sie fallen nach dem Sprüchwort zusammen, wie die Taschenmesser, wenns zu einer Ohnmacht kömmt, und wenn sie dann im Fallen die Schminke rein vom Gesicht weggewischt haben, so sehen sie aus wie die leibhaften Gespenster. Auch im Sterben sind sie nicht zu verachten. Besonders künstlich sah ich vor einigen Tagen einen seiner Akteurs in einem deutschen Originalstük sterben, worin viel gestorben werden muß. Der Mann lag nachdem er seinen Theil bekommen hatte, der Länge nach auf der Erde ausgestrekt, einige Sekunden lang ohne alle Bewegung. Endlich wars, als wenn seine Seele in einer schnellen Wuth seinen ganzen Körper durchstreifte, um sich einen Ausweg

zu öfnen. Erst rennte sie in die Füsse, die Konvulsionen bekamen, und dann wieder durch alle Glieder in den Kopf zurük, wo sie die Augen des Sterbenden gräßlich verdrehte. Er bäumte sich, daß einer unter seinem holen Rüken gemächlich hätte durchkriechen können. Vermuthlich wollte seine Seele in diesem Augenblik zum Bauch heraus. Der Mann mochte stark im balanciren seyn; denn in den Todeszukungen kam er einmal in eine der schwersten Stellungen für den menschlichen Körper, die man sonst zur Folter braucht. Er erhob den Obertheil des Körpers und zugleich die Beine so hoch, daß er wirklich bloß auf dem untersten Knochen den Rükgrades ruhte. In dieser Lage wollte seine Seele ohne Zweifel zur Hinterthür heraus. Er warf sich hierauf noch einigemal von einer Seite zur andern, und gab endlich seinen Geist auf, wie ich aus dem betäubenden Geklatsche schloß, das sich auf einmal erhob; denn ich war gefaßt, ihn wenigstens noch eine Viertelstund lang seine Sterbekünsten machen zu sehn, und hatte an ihm nicht das geringste bemerkt, welches man für ein gewisses Zeichen seiner Hinscheidung hätte halten können. Vielleicht hatte er gesagt, daß er jetzt todt sey, und ich hatte es nicht gehört — Ich bin so umständlich

hierüber, um dir einen richtigen Begriff vom jetzigen Zustand des deutschen Theaters zu geben. Sterben ist für jeden Schauspieler die Hauptsache, und wenn er seinem Tod, wie der oben beschriebene Sterber, recht viel Leben zu geben weiß, so kann er sicher auf den lauten Beyfall des Parterres rechnen. Die tragische Wuth, welche in Deutschland vom adriatischen Meer bis an die Ostsee herrscht, sollte einen Fremden glauben machen, die deutsche Nation bestünde aus lauter Mördern, Scharfrichtern, Vater und Brudermördern, rasenden Liebhabern, Jungferräubern u. dgl. m. Die meisten ihrer neuern Romane athmen den nämlichen kannibalischen Geist.

Berlin, eine Stadt von 142000 Menschen, die Garnison mitgerechnet; ist nicht im Stand ein gutes Schauspiel zu unterhalten. Denn ich schreibe es bloß dem Mangel an Unterstützung zu, daß Herr Döbbelin die Hälfte seiner Leuthe hungern läßt, und in einem Gebäude spielt, welches man in jeder andern grossen Stadt für ein Winkeltheater halten würde — Diese Stadt ist gewiß in diesem Punkt einzig. Man sollte glauben die acht bis neunhundert Officiers, welche hier sind, wären allein hinlänglich, um eine Schauspielergesellschaft bey Fleisch zu erhalten — Gewiß ist

dieß der stärkste Beweiß von der Armuth und Sparsamkeit des hiesigen Publikums.

Man hat sich nicht zu wundern, daß das Publikum der grossen Städte der preußischen Monarchie den Schauspielen eben so ungünstig ist, als jenes der Hauptstadt. Die grosse Arbeitsamkeit, welche in denselben herscht, muß diese Wirkung haben; dahingegen die Hauptstadt der Mittelpunkt aller Müßiggänger des Landes ist, deren Anzahl zwar jener in andern Staaten nicht gleich kömmt, aber doch hinreichend seyn sollte, um ein paar Dutzend Schauspieler nicht hungern zu lassen. Man kann dieses Paradoxon dadurch erklären, daß die Müßiggänger, wenn sie auch ihr vestes und gemächliches Einkommen haben, hier doch im Grunde sehr arme und gestrafte Leuthe sind. Es ist eine Folge von dem weisen Finanzsistem des Königs. Der industriose Theil des hiesigen Publikums empfindet die Theurung der Lebensmittel nicht, die eine Folge der Akzise und Monopolien ist, weil er seinen Arbeitslohn nach dem Verhältnis derselben anschlägt. Allein der, welcher von seinen Renten und Gütern und von der Besoldung lebt, fühlt ihre ganze Last, und kann unmöglich das Gleichgewicht zwischen seinen Renten und dem arbeitenden Pub-

likum, zu dessen Vortheil dasselbe ist, herstellen. Wenn er gemächlich und im übrigen seinem Stand gemäß leben will, so macht die Ausgabe für das Theater ein zu wichtiges item in seinen Rechnungen. Die arbeitenden Leuthe gehn also nicht ins Schauspiel, weil Arbeitsamkeit sparsam macht, und die Müßiggänger, weil sie hier arm sind.

Ich kenne keinen unterscheidendern Zug im Karakter der Preussen und Oestreicher, als das Theater. Die preußische Monarchie hat doch viele ansehnliche Städte. Königsberg zählt etwas über 60000 Seelen; Breslau hat über 40000; Stettin, Magdeburg und Potsdam enthalten beynahe 30000 Einwohner und drüber. Frankfurt an der Oder, Halle, Wesel, Emden und einige andre sind Städte von 18 bis 25000 Einwohnern. Von 10 bis 15 tausend Seelen giebt es eine grosse Menge. Und doch können sich in diesem ganzen Lande 2 Schauspielergesellschaften kaum des Hungers erwehren! Im Oestreichischen hingegen findet man in jedem Städtchen ein Theater. Ich fand zu Linz, zu Wienerisch Neustadt, zu St. Pölten und sogar zu Krems Schauspielergesellschaften. Die grössern Städte, als Prag, Preßburg, Grätz, Brünn u. a. m. haben alle ihre be-

ständigen Theater. Der Reichthum macht diesen Unterschied nicht; denn Wien ausgenommen, welches vom Mark der ganzen Monarchie und auch von einem Theil des Markes von Deutschland fett wird, ist in den preußischen Städten ungleich mehr Geld, als in den östreichischen, obschon in jenen keine adelichen Häuser von 50, 100 bis 200 tausend Gulden sind. Unter der Mittelklasse der Einwohner der preußischen Provinzialstädte herscht ein Wohlstand, von dem man sich in jenem der östreichischen Monarchie, die Lombardey und die Niederlande ausgenommen, keinen Begriff machen kann. Bloß die grössere Industrie der Preussen und die von ihr unzertrennliche Sparsamkeit macht diesen Unterschied. Die östreichischen Städte wimmeln von Müßiggängern, Taugenichtsen und Verschwendern, welche dagegen in den preußischen Städten die seltenste Menschenart sind. Nebstdem macht die Aufklärung und Sittlichkeit des bessern Theils der Einwohner der preußischen Landstädte dieselbe aufgelegt, reinere Vergnügen zu schmeken, als Theater, Tanzböden, Tische und Keller gewähren können. In den kleinsten preußischen Landstädtchen findet man mehr Geselligkeit, als in mancher grossen Stadt in Oestreich, und in der erstern wird von Pri-

vatleuthen gewiß auch mehr gutes gethan, als in einer der leztern. — —

Schon lange wirst du gewünscht haben, ich möchte dir etwas von dem künftigen Kronerben Preussens sagen. Die öffentlichen Nachrichten, die man von ihm hat, sind eben so lächerlich, als widersprechend. Ein deutscher Journalist ist sogar unverschämt genug zu behaupten, der König habe die Bildung des Prinzen vernachläßigt, damit seine Regierung durch den Schatten der Verwaltung seines Nachfolgers mehr Licht in den Augen der Nachwelt erhalte. Dummer und abscheulicher kann weder der König noch der Prinz gelästert werden. Der Prinz von Preussen ist nicht nur ausgebildet, sondern der König sucht ihn auch auf alle Art an sein Regierungssistem zu attachiren. Sein heftiges Temperament riß ihn in der Jugendhitze zu einigen Liebhaberinnen hin; allein er wird nun immer kälter und gesetzter. Er ist nach dem Zeugnis des Königs selbst, der nicht gerne lobt, ein grosser General, und alle Leuthe hier, die ihn kennen, versichern, daß er auch ein grosser Staatsmann ist. Er liebt die Wissenschaften und Künste, und, was ihn den deutschen Journalisten besonders werth machen sollte, er denkt für die deutsche Litteratur günstiger

stiger, als sein grosser Onkel. Man macht ihm den Vorwurf, er sey verschlossen und kenne die Freundschaft nicht. Dieses war eine Folge von seinem ehemaligen Betragen, welches er eben nicht aufs genauste nach seinen bessern Einsichten abmaß, und ihn die Zeugen und Referenten scheuen machte. Es ist zugleich ein Beweis, daß der König von jeher ein waches Auge auf seine Aufführung hatte. Seit mehrern Jahren hat sich das sehr geändert, und sein Karakter hat sich nun zu seinem Vortheil fast ganz entwikelt. Er ist würdig sich an die Reihe grosser Regenten anzuschliessen, die seit hundert Jahren durch ein Wunder, von welchem die Geschichte kein Beyspiel hat, den preußischen Staat fast aus nichts zu einem der förchterlichsten Staaten von Europa gebildet haben.

Nichts als ein kleiner Zug von Prachtliebe und zu wenig eingeschränkter Freygebigkeit macht den preußischen Patrioten nach dem Tod des jetzigen grossen Regenten eine Aendrung beförchten. Es ist wahr, dieser Fehler kann für die preußische Monarchie, die bloß auf Simplicität und Sparsamkeit gebaut ist, und keine andre Stärke hat als ihre strenge Oekonomie, unter allen der verderblichste seyn. Allein der König, welcher die-

ses besser einsieht, als irgend ein anderer, und von jeher für den Prinzen und sein Land ein sorgfältigerer Vater war, als der oben berührte Journalist wähnt, ließ denselben auch einigemal schon das Unangenehme fühlen, welches eine Folge unökonomischer Grundsätze ist, und wenn der Prinz auch nicht mehr bey Lebzeiten seines hohen Onkels das Sistem der Sparsamkeit desselben annehmen sollte, so wird nach seiner Thronbesteigung ein halbes Jahr hinreichend seyn, ihn zu überzeugen, daß er es annehmen müsse. Der preußische Staat ist ein Uhrwerk, welches stille steht, sobald nur ein Zahn eines Rädchens fehlt, und der Prinz hat Klugheit, Thätigkeit und Ehrgefühl genug, um den bündigen Lehren der Erfahrung Gehör zu geben, und seinen Staat durch seine Indolenz nicht sinken zu lassen.

Die Einkünfte der Prinzen und Prinzeßinnen von Preussen sind eben so eingeschränkt nicht, als man glaubt. Jeder Prinz hat, wenn er majorenn ist, 50000 Thaler Appanage, und die Brüder des Königs haben so wie der Erbprinz nebstdem noch sehr beträchtliche Einkünfte von Gütern und Stellen. Der Prinz Heinrich kömmt beynahe auf 400000 und der Erbprinz auf ohngefähr 350000 Livres zu stehn — Beyde reichen

das Jahr durch mit ihren Einkünften nicht aus. Der König versagt ihnen im Nothfall seine Hülfe so wenig, als seine brüderlichen und väterlichen Ermahnungen — Ueberhaupt ist es seine Art, bey Geldauslagen Bemerkungen zu machen und Ermahnungen und Verweise zu geben. Demungeachtet zahlt niemand richtiger als Er, und man hat kein Beyspiel, daß er an einer gewissenhaften Rechnung nur einen Kreutzer abgezogen hätte.

Ich muß dir noch einige Karakterzüge des Königs mittheilen, der von vielen so sehr verkennt wird. Ich will keine der Anekdoten wiederholen, die häufig von ihm bekannt sind, und ihm als Regenten und Privatmann so viel Ehre machen, als seine Kriegesthaten. Was ich dir zu sagen habe, betrift sein Betragen gegen Leuthe, mit welchen er unzufrieden seyn könnte, welches seine gemäßigte, und undespotische Denkensart am besten an den Tag legt; und dann seine genaue Kenntnis des Zustandes aller europäischen Staaten und seinen durchdringenden Blik in die Kabinete der verschiedenen Mächte.

Ich kenne 2 Leuthe, die eine Zeit lang vom König zu wichtigen Staatsgeschäften gebraucht wurden. Beyde sind Avanturiers von der ersten Klasse. Der eine hat einiges Talent, welches

aber mehr blendenden Glanz als ächten Gehalt hat, weil seine Kenntnisse zu sehr auf sein Fach eingeschränkt sind, und er die Verbindung desselben mit andern politischen Gegenständen gar nicht kennt. Der andre hielt die Hände nicht rein genug, wozu ihn mehr sein Hang zu Ausschweifungen, als sein Eigennutz oder eine schändliche Gewohnheit verleitete. Beyde setzten den König in beträchtlichen Schaden. Sie bekamen von der dritten Hand einen Wink, und entfernten sich — zu verschiedenen Zeiten — von Berlin. Die Sache hatte weiter kein Aufsehen gemacht. Es fügte sich nachher, daß beyde, der eine an der Ostsee, und der andre am Niederrhein, dem König Dienste thun konnten. Alle Leuthe, die ehedem mit dem König in einiger Verbinduug gestanden sind, wenn sie auch Beschwerden gegen ihn zu haben glauben, behalten immer noch einen Diensteifer für ihn in ihrem Busen, der mehr als irgend etwas anders beweißt, daß der König das Gerade und die Billigkeit liebt, und veste Grundsätze hat, die alle Menschen, welche ihn umgeben, gegen willkürliche und gewaltthätige Verfügungen, gegen sultanische Launen und fürstliche Possen sicher setzen. Der nämliche Diensteifer, der mehr eine Folge wahrer Hochachtung und Zuneigung als

des Eigennutzes ist, bewegte die 2 Flüchtlinge an den König zu schreiben, und ihm von der Lage der Dinge Nachricht zu geben, worin sie ihm dienen könnten. Dieß geschah immer zu sehr verschiedenen Zeiten, und ihre Umstände hatten gar keine Verbindung mit einander. Der König nahm ihr Anerbiethen an, belohnte sie nach dem Maaß ihrer Dienste, und ob er schon mehrere Briefe, wovon ich einige gesehen, mit eigenhändiger Unterschrift ihnen zuschikte, so berührte er doch ihre ehemalige Aufführung in seinen Diensten mit keinem Wort. In mehr als einem Brief waren offenbare Spuren, daß er es aufs sorgfältigste auswich, sie auch nur in der größten Ferne an das Vergangne zu erinnern. Noch mehr; der Eine von ihnen ist seit 3 Jahren wieder hier, und hat mehrmalen die Ehre gehabt, den König mündlich zu sprechen, ohne daß er nur einen zweydeutigen Wink auf seine alte Geschichte bekommen hätte.

Einige Anekdoten, die man mir hier für zuverläßig gab, und die ich mich nicht erinnere, gedrukt gelesen zu haben, beweisen, daß dieß Betragen des Königs gegen die zwey besagten Avanturiers keine Folge von dem Eigennutz desselben war, sondern auf Grundsätzen beruht, die er ge-

gen jedermann beobachtet— Der Minister ** war im letzten slesischen Krieg Major. Da er ungemein grosse militärische Talente hatte, so gab ihn der König dem General Hilsen, der brav wie sein Degen, aber kein Denker war, auf einige der wichtigsten Expeditionen zum Adjutanten. Der König gebraucht zu gewissen Operationen gerne Leuthe mit eisernen Köpfen, die anrennen ohne zu beförchten, sich ein Loch in die Stirne zu stossen; aber dann steht sicher ein Adjutant hinter ihnen, der ihnen die Direktion giebt. Der Major that seine Schuldigkeit, und der König war so wohl mit ihm zu frieden, daß er sich schnelle Beförderung versprach. Diese erfolgte aber nicht. Der Herr Major hatte zu viel Salz in seinem Humor, und machte einige sehr beissende Bemerkungen über die Kriegsoperationen des Königs. Dieser erfuhr es, und begnügte sich damit, seinen dreisten Rezensenten wissen zu lassen, „daß er ein naseweises Herrchen wäre.„ Der Major glaubte, es wäre nun um seine Promotion gänzlich geschehen, setzte sich in einer Provinzialstadt in Ruhe, und philosophirte wie ein förmlich Disgrazirter. Der König fieng nach einiger Zeit an, sich um denselben zu erkundigen. Man sagte ihm, er studiere zu seinem Vergnügen die Politik, die

Finanzwissenschaften u. dgl. m. Der König ließ es noch einige Zeit gut seyn; als er ihn aber reif zu seyn glaubte, beförderte er ihn zu einer der ansehnlichsten Stellen in der Provinz, und da er sich allda durch seine Verdienste sehr auszeichnete, ward er endlich gar ins Ministerium gerufen. Nie wurde er nur in der größten Ferne daran erinnert, was zwischen ihm und dem König ehedem vorgefallen. — Quintus Icilius ward einst wegen einem seiner Werke von jemand in einer Schrift erbärmlich mitgenommen. Er wollte einige Zeit hernach wieder etwas unter die Presse geben, und bath den König deßwegen um Erlaubnis. „Ich hab nichts dawider, antwortete Sr. Majestät. Sie müssen Herrn N - - Ihren Rezensenten um Erlaubnis fragen„! Das wurmte dem Quintus Icilius. Authorstolz war seine schwache Seite. Aus einer kleinen Rachsucht blieb er einige Abend aus der gewöhnlichen und alltäglichen Gesellschaft des Königs. Als der König glaubte, sein Authorzorn werde sich gelegt haben, ließ er ihm sagen: „Er habe mit Vergnügen vernommen, seine Unpäßlichkeit wäre vorüber, und er erwarte ihn deßwegen diesen Abend zur gewöhnlichen Stunde„ Quintus fand sich ein, und kein Blik, keine Miene, keine Frage setzte ihn

in Verlegenheit. Der König kam derselben mit Leitung des Gespräches auf gleichgiltige Gegenstände und mit einer Artigkeit zuvor, die einem Partikulier Ehre machen würde, und die nur einem grossen Menschenkenner, Menschenfreund und Weltmann eigen ist. Man hat noch sehr viele Züge von der Art, welche beweisen, wie unsultanisch der König von Preussen denkt und handelt.

Indessen die preußische Regierung so allgemein verkannt wird, indessen auch diejenigen Höfe, welche die Anstalten Friedrichs aufs genauste nachzuahmen suchen, doch nie in den Geist seiner Staatsverwaltung eindringen, und gemeiniglich das für den Endzwek halten, was bey ihm nur Mittel ist, oder auch wegen Mangel an durchgedachten Grundsätzen grade das, was das Einfachste und Offenste in seiner Regierung ist, als eine künstliche und geheimnisvolle Täuscherey betrachten; indessen die Regenten Europens noch nicht einmahl dazu aufgelegt sind, Friedrichs Regierungssistem kennen zu lernen, ist Er mit der Verfassung, Verwaltung und den äussern Angelegenheiten auch der kleinern europäischen Staaten aufs genauste bekannt. Er kennt Frankreich vielleicht besser als unser ganzes Ministerium. Ich bin von guter Hand versichert worden, er

habe 4 Personen in verschiedenen Gegenden unsers Vaterlandes einige Jahre lang reisen lassen, um genaue Kundschaft von der Bevölkerung, dem Anbau, dem Ertrag und besonders von den Manufakturen unserer Provinzen einzuziehn. Gewiß weiß ich, daß er auf diese Art die östreichischen Provinzen besser kennen lernte, als man sie zu Wien selbst kennt. Die Anekdote vom König in dem Discours préliminaire des Buches: Grande Tactique et Manœuvres de Guerre suivant les principes de la Majesté Prussienne &c. wo sein Gesandter zu Paris, Lord Marschal, unserm Minister der auswärtigen Geschäfte über den Zustand Rußlands die Augen öfnen sollte, aber wegen der Dike des Staares nicht konnte, hat ihre völlige Richtigkeit. Unser Ministerium hätte von dem König von Preussen noch öfters zu unserm Nutzen können belehrt werden, wenn es seine Präsumtion nicht ganz ungelehrig machte.

Die Emissärs, welche er zur Auskundschaftung der geheimen Kabinetsverhandlungen der europäischen Höfe gebraucht, erlauben sich freylich öfters Mittel und Wege, wobey die Ehrlichkeit zu kurz kömmt. Als die Theilung von Polen projektirt war, wurden die Papiere eines Geheimschreibers eines gewissen Kabinets auf eine Art

kopirt, wobey die Freundschaft aufs äusserste geschändet, und eine Dreistigkeit gebraucht worden, die fast allen Glauben übersteigt. Allein diese Spionenkünste erlauben sich alle europäischen Höfe; nur ist keiner so glüklich damit, als der preußische, weil keiner überhaupt so getreu und fleißig bedient wird, wie er. Die Geschäftigkeit, Treue und Verschwiegenheit, womit sie betrieben werden, sind die Ursachen, warum die preußischen Gesandten an allen Höfen so kurze Prozesse zu machen pflegen, und gemeiniglich schon das Resultat hinwerfen, wenn andre erst zu räsoniren, zu kombiniren und zu sondiren anfangen. Das Kabinet, welches etwas von Wichtigkeit, wobey der König von Preussen nur einiger Maassen interessirt ist, ohne Wissen desselben zu verhandeln glaubte, ist betrogen. Auch bey der jetzigen Unterhandlung der Höfe von Petersburg und Wien in Betreff der Pforte hat der König einige Federn springen lassen, welche ihm die Kabinette beyder Mächte ziemlich weit öfneten — Er sagte den Jesuiten zwey Jahre ihren Fall voraus; aber sie glaubten ihm nicht, weil sie sich für grössere Propheten hielten.

Zuverläßig beruht Preussens Stärke zum Theil auf der deutlichen Kenntnis seiner eignen Kräfte

und jener seiner Rivalen. Der Vortheil ist doppelt wichtig, da die Begriffe der leztern eben so verworren und unvollständig, als jene des Königs und seiner Minister deutlich und präzis sind. Verwirrung der Begriffe ist die Mutter des blendenden Stolzes, welcher uns zu dem größten politischen Fehler verführt, und uns unsre Feinde zu unserm grossen Schaden verachten macht. Diese Blendung hat Oestreich um Slesien und Großbrittanien um Amerika gebracht, wie der König von Preussen öfters selbst bemerkt hat. Er ist sicher, nie in diese Grube zu fallen, denn seine Eigenliebe blendet ihn nicht. In den preußischen und östreichischen Staatsschriften herschte bisher ein merkwürdiger Kontrast. Diese suchen auf alle Art und öfters auch offenbar gegen ihr eignes besseres Wissen ihre Macht mit Posaunentönen zu vergrössern und den preußischen Staat zu verkleinern. Jene hingegen reden sogar im Krieg mit Hochachtung von Oestreichs Macht, und bis jezt hat man noch kein Beyspiel, daß ein Preusse in einer öffentlichen Schrift sich Mühe gegeben hätte, die Stärke seines Vaterlandes zu vergrössern. Alles, was inländische Schriftsteller hierüber gesagt haben, beruht auf Rechnungen und Thatsachen, ohne Pauken und Trompetten. Ein

stark unterscheidender Karakterzug beyder Nationen. Während daß im bayrischen Krieg vor einigen Jahren die östreichischen Staatsmänner behaupteten, „der König von Preussen müsse nothwendiger weise Krieg anfangen, um seine Soldaten, für die er weder Geld noch Brod mehr hätte, nicht Hungers sterben zu lassen„, sagten die preußischen Minister in den öffentlichen Staatsschriften: „Es wäre unbegreiflich, wie sich ein so grosses und mächtiges Haus, als das östreichische, bey seiner gewaltigen Ueberlegenheit über seine Nachbarn und seiner so hochgepriesenen Großmuth auf Kosten eines alten und ihm so wenig förchterlichen deutschen Hauses zu vergrössern suchen könnte„ — Mit einem Wort, der preußische Staat wird durch Ueberzeugung, und der größte Theil der übrigen Welt durch Wahn regiert.

LVI.

Hamburg —

Der Körper, lieber Bruder, befindet sich durchaus in Norddeutschland grade um so viel schlechter, als sich der Geist überhaupt besser be-

findet, dann in Süddeutschland. Jenseits des Erzgebirges sind die Wirthshäuser, Strassen, Postwägen und alle Dinge, die auf den Thiermenschen wirken, in dem besten Zustand. Diesseits des Erzgebirges sind die Wirthshäuser auf dem Lande nicht viel besser als die spanischen. Die Strassen sind wie die hungarschen, und anstatt der Postkutschen hat man hier eine Art grosser und plumper Bauernwägen, ohne Dach und Fach, worauf sich die Passagiers aufs Stroh hinlegen, wie die Schweine, und allem Ungemach der Witterung ausgesetzt sind. Dagegen findet man hier überall die besten Gesellschaften, fast in jeder noch so kleinen Stadt einige merkwürdige Fabriken, Sammlungen von Kunstsachen, Bibliotheken, Måurerlogen, u. dgl. m. und jeder Landpfarrer hat hier mehr Welt und Menschenkenntnis, als mancher Hofmann in Süddeutschland.

Die Natur hat im physischen Betracht beyde Hälften Germaniens schon sehr verschieden gemacht. Sachsen, welches der beste Theil vom nördlichen Deutschland ist, kömmt in Rüksicht auf natürliche Fruchtbarkeit doch mit Böhmen, Oestreich, Bayern und Schwaben in keinen Vergleich, und der Boden von Brandenburg, Pommern und

Meklenburg hat nicht halb so viel natürlichen Werth, als der von Süddeutschland in gleicher Grösse.

Das Herzogthum Meklenburg ist ohngefähr so groß als das Herzogthum Würtemberg. Dieses zählt 560000 Einwohner, und trägt seinem Fürsten beynahe 2 Millionen Reichsthaler ein, da jenes kaum 220000 Menschen enthält, und nicht viel über 400000 Reichsthaler abwirft, wovon die Schweriniſche Linie der Herzoge drey, und die Strelitzische Ein Viertel zieht. Bey der so ungleich stärkerern Bevölkerung könnte das Würtembergische doch noch sehr gemächlich alle Einwohner Meklenburgs mit seinem Ueberfluß ernähren. Wenn man einen Kalkul machte, so würde sich finden, daß das Herzogthum Würtemberg fünf bis sechsmal so viel natürlichen Werth hat, als das Meklenburgische, ungeachtet der vortheilhaftern Lage des letztern an der See.

Im malerischen Betracht ist das Meklenburgische schöner und mannichfaltiger als die Mark Brandenburg, ob man schon in beyden Ländern keine eigentlichen Berge zu Gesicht bekömmt; denn die Dinge welche man in diesem ganzen Strich mit dem Titel von Gebirgen beehrt, sind im Vergleich mit wahren Gebirgen nur Maul-

wurfhausen. Unterdessen sah ich doch in Meklenburg einige sehr reitzende Landschaften, wo sanfte mit mannichfaltigem Gehölze bekränzte Hügel, wogigte und mit Getraide vergoldete Anhöhen und prächtige Wiesen mit einigen Bauernhütten rings um einen kleinen See her, ein vortrefliches Gemählde ausmachten.

Die meklenburgischen Bauern sind ein schöner und starker Schlag Menschen. Ihr lokigtes und blondes Haar erinnert den Reisenden an die alten Germanier, die dem römischen Luxus ehedem die auream cæsariem lieferten, welche auf dem Kopf eines dünnbeinigten, bleichgelben und hustenden jungen Senators oder einer hohlaugigten Liebhaberin der Thiere mit den langen Ohren, wofür Juvenal einen Theil der Damen seiner Zeit ausgiebt, die größte Satyre anf das Verderben Roms in den Augen des Denkers seyn mußte.

Alle Bauern in Meklenburg sind zwar Leibeigne; allein ihr Schicksal ist eben so hart nicht, weil der Adel menschlich, aufgeklärt und sehr gesittet ist. Dieser genießt nebst den Bürgern einiger Städte hier eine Freyheit, die er schon vor langer Zeit im ganzen übrigen Deutschland verloren hat. Die Herzoge von Meklenburg nebst dem Kurfürsten von Sachsen sind die eingeschränktesten

Fürsten des Reiches, und keine Reichshofraths-
reskripte, die sie in den vielen Streitigkeiten mit
ihren Landständen schon ausgewirkt haben, konn-
ten bisher noch den Adel demüthigen, der seine
Eifersucht auf die Gewalt der Regenten oft bis
ins Lächerliche treibt. Die Herzoge erhielten durch
den Teschner Friedensschluß zur Befriedigung ihrer
Ansprüche auf die Landgrafschaft Leuchtenberg das
sogenannte Ius de non appellando, oder das Recht,
kraft dessen keine Streitigkeit von ihren Gerichten
an die Reichstribunalien gezogen werden kann.
Sie glaubten nun, ein entscheidendes Ueberge-
wicht über ihre Landstände zu haben; allein diese
protestirten gegen dieses Privilegium, weil da-
durch ihre Freyheiten vernichtet würden, und
die Sache ist noch nicht ausgemacht. Wahrschein-
licher weise werden sich die Herzoge im Besitz ei-
nes Rechtes erhalten, welches ausser den Kur-
fürsten wenige andre Reichsstände besitzen, und
dadurch eine vollkommne Souveränität in ihren
Landen erhalten.

Wenn ich Euch Leuthen in der grossen Welt
sage, daß man an der Lokenitz, Stör, Rekenitz,
Warne und an andern Flüssen, die Ihr in euerm
Leben nicht habt nennen gehört, und die nichts
desto weniger so gut als die Somme, Schelde,
Sambre

Sambre u. s. w., und zum Theil auch schiffbare Flüsse sind, sehr gute Gesellschaften findet, so sprecht Ihr einstimmig das Urtheil, mein Geschmack sey durch die grobe deutsche Luft verdorben worden. Unterdessen versichre ich Euch, Ihr würdet die Gesellschaft selbst gut heissen, wenn Ihr auch warm in Euern Betten parfümirt, und wohl eingeschlossen in Euern Kabinetchen durch den Schlag eines magischen Stabes in einen Zirkel von meklenburgischem Adel versetzt würdet, ohne nur ein Drachma deutsche Luft unterwegs einzuathmen, und wenn Ihr auch gleich keine Akademiciens, keine Abbes, keine Virtuosen, keine Journalisten, keine Komödianten und keine von den Personen findet, welche Ihr zur Würze Eurer Gesellschaften braucht. Die Natur, der gesunde Menschenverstand und die reine Gutherzigkeit geben dem Umgang hier eine kräftigere und nahrhaftere Zubereitung, als Eure Histoires und Anekdotes du Jour, Eure Komödien, fliegende Broschüren und alle Eure künstlichen Brühen, worunter Ihr auch so viel Assa fötida zu mischen pflegt. Geselliger und gastfreyer fand ich noch keinen Adel, als den von Meklenburg, besonders in und um Güstrow. Er ist auch mit der feinen Lebensart und der grossen Welt so un-

bekannt nicht, als Ihr wohl wähnt. Die Tafeln sind hier vortreflich besetzt, und man findet viele Leuthe mitunter, die eine grosse praktische Kenntnis vom Hofleben haben. Die Litteratur ist durch alle Stände, die über dem Pöbel sind, ausgebreitet. Die Frauen wissen nichts davon, was Ton geben heißt. Sie haben nichts von dem Vordringlichen und Herrischen, und auch nichts von der Eroberungssucht unserer Landsmänninnen. Sie sind sanft, nachgiebig gegen ihre Gatten, still und züchtig. Allein alles, was sie reden, ist so naiv und so herzig, daß mir der Witz unserer berühmtesten Gesellschafterinnen im Kontrast damit anekeln würde.

Ich fand es sehr natürlich, daß ich auf meinen deutschen Reisen durchaus sehr viel von dem jetzigen Krieg sprechen hörte. Die Nation nimmt wenigstens in Rüksicht auf ihre Miethtruppen einigen Theil daran, und da sie seit einem Jahrhundert der Mittelpunkt aller europäischen Kriege war und überhaupt sehr kriegerisch ist, so wundert es mich eben nicht, daß über hundert inländische Zeitungen kaum hinreichend sind, ihren Hunger nach Kriegsneuigkeiten zu stillen. Unerklärlich ist mir aber die unbeschreibliche Partheylichkeit der Deutschen für die Engländer. Unter

hundert Deutschen findest du kaum Einen, der unsre Parthey nimmt. Besonders sind die Meklenburger bis zur Schwärmerey für die Britten eingenommen. Ich war an vielen Orten, wo man kleine gesellschaftliche Feste giebt, wenn die Göttin mit den zwo Trompeten, one before and one behind, ein den Engländern günstiges Gerüchte verbreitet. Man findet etwas Grosses in den Thaten und dem Karakter der Britten, welches man auf unsre Kosten bis zur Abgötterey verehrt und bewundert. Auch ausser den Kriegsoperationen sind die Deutschen bis zur Ausschweifung gegen uns unbillig. Man hält unsere Regierung für die Quintessenz des Despotismus, und uns überhaupt für ein tükisches und betrügerisches Volk, da wir doch Bonhommie und Offenherzigkeit für unsre Hauptnationaltugenden halten, die uns auch viele Ausländer zugestanden haben. Die Projekteurs und Avanturiers, welche Frankreich ausgeworfen hat, und die in Deutschland ihr Glük zu machen suchten, mögen das meiste zu diesem Vorurtheil beygetragen haben. Ich könnte es den Deutschen nicht verzeihen, unsre ganze Nation nach diesem Auswurf so einseitig zu beurtheilen, wenn ich nicht wüßte, daß man bey uns eben so ungerecht gegen sie ist, und den Ba-

ron, der mit seinem bordirten Rok und seiner bordirten Weste in Paris manchmal eine drolligte Figur spielt, als das Muster vom deutschen Adel betrachtet. Die Nationen müssen überhaupt einander viel verzeihen, und es ist auch sehr leicht zu verzeihen, wenn die Vorurtheile dieser Art wie in Frankreich und Deutschland, den Individuis unschädlich sind, so sehr auch die Nationalehre darunter leiden mag. In England, Holland und einigen andern Ländern haben sie für den Partikularen öfters schlimme Folgen, und dieß ist unverzeihlich.

Der erste Anblik des Innern der Reichs- und Hansestadt Hamburg ist sehr ekelhaft und abschrekend. Die meisten Strassen sind enge, dumpfigt und schwarz, und das gemeine Volk, welches sie durchwühlt, ist grob, wild und im Ganzen auch nicht sehr reinlich. So bald man aber in einigen der bessern Häuser bekannt ist, bekömmt man einen vortheilhaftern Begriff von der Stadt. In den Häusern der reichern Kaufleuthe herscht Gemächlichkeit, Reinlichkeit, Pracht und zum Theil auch Verschwendung. Die Hamburger sind die ersten Protestanten, die ich sah, welche im Essen und Trinken gut Deutschkatholisch geblieben sind. Ihre Tafeln übertreffen noch

jene der Wiener, Grätzer, Prager und Münchner, und vielleicht wird nirgends in der Welt so viel auf den sinnlichen Geschmak raffinirt, als hier. Die Gärtnerey ist in wenig Städten Deutschlands so blühend als hier, und doch begnügt man sich nicht mit den vortreflichen Zugemüsen, welche der vaterländische Boden liefert, sondern beschreibt sich manche Gattungen derselben aus England, Holland und einigen Gegenden Deutschlands, bloß weil die Mode den ausländischen Gewächsen einen Vorzug beygelegt hat. Aus Norden, Osten, Süden und Westen treibt man alles zusammen, was nur jedes Land eigenes und kostbares für den Tisch hat. Es würde deinen Glauben übersteigen, wenn ich dir ein vollständiges und getreues Gemählde von der hiesigen häuslichen Lebensart machte. Du kannst dir einigen Begriff davon machen, wenn ich dir sage, daß man in den guten Häusern hier zu jeder Speise einen besondern Wein giebt. Nach der hier allgemein herschenden Grundlehre des Essens und Trinkens hat der Burgunder, der Schampagner, der Malaga- Porto- Madera- Rhein und Moselwein, jeder seine besonders angewiesene Speise, auf welche er paßt; und so wie die Tracht kömmt, für welche die Natur nach

dem Ausspruch des weisen Hamburgers diese oder jene Gattung Wein geschaffen hat, so werden frische Gläser mit der gehörigen Sorte gekredenzt. Zu jungen grünen Bohnen, die Schüssel oft für einen Dukaten mit neuen Häringen, das Stück oft um Einen Gulden, trinkt der Hamburger gewiß keinen andern als Malagawein, und zu neuen grünen Erbsen ist der Burgunder das anständige Vehikulum. Austern müssen nothwendiger weise im Schampagner schwimmen, und ihre köstlichen gesalzenen Fleische werden bloß mit Porto oder Maderawein konvoyirt. Du must nicht glauben, dieß geschehe bloß bey Feyerlichkeiten. Nein; es ist die alltägliche Art der hiesigen Reichen. Die ganze übrige Lebensart stimmt mit diesem Geschmak überein. Ich mußte schon einige Besuche in den Landhäusern vor der Stadt machen, die unzälig sind. Equipagen, Meublen, Spieltische, kurz, alles entsprach dem Reichthum der Tafel. Eine gewöhnliche Gesellschaft von Leuthen von Stand zu Paris ist selten glänzender, als die hiesigen Parthien in den Sommerhäusern sind, und schwerlich wird in Paris im ganzen so hoch gespielt, als hier. Häuser die jährlich 20 bis 30 tausend Livres verzehren, gehören noch unter die mittelmäßigen, und wenn sich gleich die Fami-

kien bloß durch ihre Industrie erhalten müssen, und fast gar kein Adel hier ist, der seine gewissen Revenuen von liegenden Gründen hat, so sind doch der Häuser, die 40, 50 bis 60 tausend Livres zu ihrer Wirthschaft brauchen, sehr viele.

Bey dem Hang zur Sinnlichkeit vernachläßigt man aber hier doch den Geist nicht, wie in Süddeutschland. Die Hamburger von der höhern Klasse sind noch munterer, geselliger, gesprächiger und witziger als die Sachsen. Man findet hier viele Gelehrte vom ersten Rang. Besonders steht hier die Naturgeschichte in grosser Achtung, wie denn auch ein Hamburger dem Ritter Linne die Grundidee zu seinem Natursistem gegeben hat. Da viele der hiesigen jungen Leuthe, meistens des Handels wegen auf einige Zeit nach London, Petersburg, Bordeaux, Kadix und nach andern Seeplätzen gehn, wo sich Aeste von hiesigen Handelshäusern angepflanzt haben, so trift jeder Fremde hier Leuthe an, die mit seinem Vaterland bekannt sind. Ueberhaupt reisen die Hamburger viel, welches die hiesigen Gesellschaften besonders lebhaft und unterhaltend macht.

Das hiesige Frauenzimmer ist schön, artig, und freyer in Umgang, als es in protestantischen Städten gemeiniglich zu seyn pflegt. Ueberhaupt

herscht hier eine Lebhaftigkeit, die man so tief in Norden nicht suchen sollte, und welche mit den holländischen Handelsplätzen stark absticht. Ohne Zweifel trägt die gute Tafel das meiste dazu bey. Eine dieser Stadt ganz eigne Belustigungsart biethet der Alsterfluß dar. Er fließt von Norden fast mitten durch die Stadt, und bildet in derselben einen See, der wohl seine 800 Schritte im Umfang haben mag. An den jetzigen schönen Sommerabenden ist dieser See fast ganz mit einer Art Gondeln bedekt, die aber nicht so traurig aussehn als die venetianischen. Man speißt Familien- und Parthienweise fahrend in diesen Gondeln mit der gewöhnlichen Niedlichkeit der Hamburger zu Nacht, und ein mit Musik besetztes Fahrzeug schlängelt sich öfters durch die gedrängte Reihen dieser Gondeln durch. Das Ganze hat eine unbeschreiblich gute Wirkung, besonders da nahe bey dem See ein öffentlicher, starkbesuchter Spazierplatz ist, dessen Lebhaftigkeit jene des Sees noch sehr erhebt.

Nahe über der Stadt liegen an der Elbe einige Dörfer, die vier Lande genannt, die im Sommer auch ein besonderer Tummenplatz des öffentlichen Vergnügens sind. Die Bauern dieser Dörfer sind sehr wohlhabend, und ziehn durch

ihre vortreflichen Gemüse, besonders ihre berühm-
ten grünen Erbsen, eine unglaubliche Summe
Geldes aus der so lekerhaften Stadt. Täglich
findet man im Sommer Lustbarthien von Stadt-
leuthen in diesen Dörfern, wo eben so viel Rein-
lichkeit als Ueberfluß im Essen und Trinken herscht.
Die unvergleichlich schönen Bauernmädchen, de-
ren Kleidung die schönste ist, die ich je unter
Landmädchen gesehn, loken auf Kosten ihrer Un-
schuld die jungen Herrn schwarmweise aus der
Stadt, von denen sich mancher auch auf einige
Wochen unter dem Vorwand einer Milchkur in
einem der Dörfer einquartirt, um seiner Liebe nach-
hängen zu können. Läßt dieselbe sichtbare Spu-
ren zurük, so haben die Bordels und die Zucht-
häuser der Stadt eine neue Acquisition gemacht, die
sie immer wechselweis einander abtretten, bis die
Waare ins Hospital muß. Diese sogenannten vier
Lande liefern der Stadt nebst den Zugemüsen,
der Butter, Milch, den Heu u. dgl. m. auch die
meisten Freudenmädchen und die meisten öffent-
lichen Spinnerinnen. — Das hart an der Stadt
gelegne Altona biethet den Hamburgern noch un-
zälige Gelegenheiten sich zu belustigen dar. Der
König von Dänemark, welcher diesen Ort aus
Eifersucht auf Hamburg auf alle Art blühend zu

machen sucht, scheint den Bordels und Wirthshäusern dieser Stadt eben so viel Abbruch, als der Handlung derselben thun zu wollen. Durch seine Bemühungen ist Altona wirklich in kurzer Zeit aus einem Dorf eine Stadt von ohngefähr 35000 Einwohnern geworden, unter denen aber freylich sehr viel Gesindel ist.

Die Gegend um Hamburg ist sehr reitzend, ob sie schon eben ist. Der manichfaltige und fleißige Anbau giebt ihr sehr viel Leben. Das meiste trägt aber das Gewässer zu ihrer Schönheit bey. Der Fluß, welcher der Stadt unsägliche Vortheile verschaft, und den sie als die äusserste Zollstadt größtentheils beherscht, hat vor derselben 7/4 Stunden in der Breite, und bildet verschiedene Inseln, auf welche man auch häufige Lustpartieen macht. Der Anblik dieses mächtigen, starkbeschiften, und zum Theil mit schattigten Inseln bedekten Stromes hat viel Majestät. Schade, daß man nur aus sehr wenigen Gebäuden der Stadt diese prächtige Aussicht beherscht.

Ungeachtet des vielen Gewässers und der tiefen Lage der Stadt ist die Luft hier doch sehr gut, weil sie immerfort und von allen Seiten von starken Winden gereinigt wird. Der Nordwestwind ist der Stadt sehr gefährlich. Er hemmt den Aus-

fluß des Stromes, und verursacht ungeheure Ueberschwemmungen, welche oft den untern Theil der meisten Häuser mit Wasser anfüllen, und auf dem Lande umher unbeschreibliche Verheerungen anrichten.

LVII.

Hamburg. —

Hamburg ist ohne Vergleich die blühendste Handelsstadt in Deutschland. Ausser London und Amsterdam ist schwerlich ein Handelsplatz in Europa, wo man immerfort so viele Schiffe sieht, als hier. Das hiesige Gewerbe beruht freylich größtentheils nur auf Kommißionen und Speditionen; allein der eigenthümliche und solide Handel der Einwohner ist daneben doch auch sehr beträchtlich. Spanien und Frankreich sind für den hiesigen Handel die wichtigsten Länder, besonders ist das Verkehr mit dem ersten Reiche sehr vortheilhaft für die hiesigen Kaufleuthe. Hamburg versah Spanien bishieher größtentheils mit Leinwand, und lieferte ihm auch eine ungeheure Men-

ge Eisen, Kupfer und andre nordische Artikel. Die Preussen, Dänen, Schweden und Russen geben sich zwar alle Mühe, ihre Produkten selbst den Spaniern zuführen zu können; allein es hält schwer, die Handlung aus einem alten Gang zu bringen, und viele Kaufleuthe in Norden finden den Zwischenhandel der Hamburger zu gemächlich und zum Theil auch zu vortheilhaft für sich, als daß diese in Gefahr stünden, diesen Handlungskanal ganz zu verlieren. Die Remessen bleiben zu lange aus Kadix aus, und wenn eine Nation nicht durch den Waarentausch sich immerfort bezahlt macht, so ist der Handel mit Spanien sehr beschwerlich. Nun ist aber Hamburg immerfort an Spanien schuldig, oder es bezieht allzeit mehr Waaren aus diesem Reiche, als es demselben liefern kan (die Kriegszeiten ausgenommen, wo die Schiffbaumaterialien, Munition u. dgl. m. einen Unterschied machen). Es ist also sehr natürlich, daß ein Theil der nordischen Ausfuhr leichter durch die Hände der Hamburger geht, die ordentlich und geschwinde bezalen können, dahingegen das Abwarten der Schiffe von Havanah, welche die Seele des ganzen spanischen Handels sind, oft den nordischen Kaufmann in Verlegenheit setzt.

Zukerrohr ist der Hauptartikel, den Hamburg aus Spanien zieht, und womit es ungeheure Summen gewinnt. Keine Nation hat es bisher den Hamburgern im Zukersieden und raffiniren zuvorthun können, und der Handel mit diesem Artikel erstrekt sich durch ganz Deutschland, Polen und einen grossen Theil der Nordländer. Weine, Salz, Baumwolle, Früchte u. s. w. sind ebenfalls sehr wichtige Artikel, die Hamburg den Spaniern abnimmt, und womit es einen sehr ausgebreiteten Handel in Norden treibt. Nebstdem machen die Kattun, Stümpf und Bandfabriken, die Spezereyen und der Fischfang einen grossen Theil des soliden Handels dieser Stadt aus. Nirgends giebt es auch feinere und kühnere Spekulanten als hier. Kein Umstand, kein Augenblik, der einem gewissen Artikel günstig ist, entgeht ihnen. Der jetzige Krieg hat hier erstaunliches Geld aufgehäuft.

Die aufgeklärten und patriotischen Regenten dieser Stadt unterlassen nichts, was zur Ausbreitung der Handlung beytragen kann. Vor mehrern Jahren suchten sie wegen dem Anschein grosser Vortheile ihren Mitbürgern den Handel nach den Küsten der Barbarey zu eröfnen. Die Holländer wurden eifersüchtig darauf, und machten

den König von Spanien glauben, die Hamburger führten zu seinem Nachtheil den Sarazenen Kriegsvorrath zu. Der König ergriff diesem Wahn gemässe Maaßregeln, welche den hiesigen Kaufleuthen diesen neuen Kanal verstopfen, dem sie den ungleich wichtigern Handel mit den Unterthanen desselben nicht aufopfern konnten.

Auf allen Seiten ist diese Stadt im Gedränge mächtiger Rivalen, über deren Bedrükungen aber allzeit ihre Industrie, Klugheit, und Freyheit siegen. Die Dänische Regierung unterläßt nichts, was dieser Stadt schaden kann. Oft sucht sie dieselbe ohne einem abzusehenden Vortheil bloß zu neken. Die Dänischen Minister glauben, der Kanal, wodurch sie die Ostsee mit dem deutschen Meere vermittelst des Eyderflußes wirklich verbinden wollen, werde der Handlung von Hamburg und Lübek unheilbare Wunden versetzen; allein die Regierung und der kluge Theil der hiesigen Bürgerschaft sind so ruhig darüber, als wenn sr. dänische Majestät einen Kanal in Grönland graben liesse. Auf der andern Seite erschwerte der König von Preussen durch seine förchterlichen Zölle die Kommunikation dieser Stadt mit Sachsen vermittelst der Elbe, die für beyde Theile ungemein wichtig ist. Der weise Rath von

Hamburg trat hierauf in Unterhandlung mit den Regierungen von Hannover und Braunschweig, und entwarf den Plan zu einer Strasse, welche den Handel zwischen Sachsen und dieser Stadt erleichtern sollte. Der König von Preussen sah, daß nun seine Elbzölle eher ruinirt würden, als die Handlung zwischen Hamburg und Sachsen, und setzte sie demzufolge herab. Sie sind immer noch sehr lästig für die Sachsen und Hamburger; allein sie müssen doch in gewissen Schranken bleiben.

Aller Bedrängnisse ungeachtet hat die Handlung dieser Stadt in diesem Jahrhundert immer zugenommen. Die durch den stärkern Anbau, die wachsende Bevölkerung und den Luxus der Nordländer vermehrte Konsumtion hat ohne Zweifel das meiste hiezu beygetragen. Allein bloß die Freyheit würde im Stand gewesen seyn, eine Menge Hindernisse zu besiegen, welche feindselige Nachbarn der hiesigen Handlung in den Weg zu legen suchten. Während daß die benachbarten Regierungen ihre mannichfaltigen Akzis und Mauthsisteme einführten, und dadurch ihren Unterthanen so viele Handlungskanäle verstopften, eröffnete man hier der Aus- und Einfuhr der Waaren ohne den geringsten Unterschied alle mögliche

Thüren, und suchte die Zölle eher zu verringern als zu erhöhen. Diese uneingeschränkte Handlungsfreyheit entspricht vollkommen der Verfassung und der Lage der Stadt, und sie war das einzige Mittel, welches die kluge Regierung derselben ergreifen konnte, um die Republik aufrecht zu erhalten. Wenn aber die Stadt nicht eine besondre selbstständige Republik ausmachte, so würde diese uneingeschränkte Handlungsfreyheit dem Staat, welchem die Stadt zugehörte, sehr nachtheilig seyn, indem sie zum Theil auf dem Luxus und der Verschwendung des benachbarten platten Landes beruht, und nur auf Kosten andrer Theile dieses Staates bestehen könnte. Die hiesigen Politiker haben Recht, wenn sie behaupten, die uneingeschränkteste Handlungsfreyheit sey die Grundveste des Wohls ihrer Vaterstadt; allein sie haben sehr Unrecht, wenn sie, wie sie allgemein thun, das preußische Akzissistem für ein wahnsinniges und land und leuthverderbliches Unternehmen halten. Mit einer einzeln, unabhängigen Stadt verhält es sich ganz anders, als mit einem grossen Staat. Die Handlung, welche die Herrn Hamburger bereichert, macht viele Hollsteiner und Meklenburger arm, denen sie so viel Geld für Kafee, Zuker, Wein u. dgl. m. abzapft,

und sie könnte des Königs von Preussen beste Provinz in kurzer Zeit zu Grunde richten, so wie die blühende Handlung von Danzig sehr viel zur Verarmung des ganzen, weiten polnischen Reiches beygetragen hat. Wenn Hamburg ein beträchtliches Gebieth hätte, so würden seine Regenten bald die schlimmen Folgen einer unbedingten Handlungsfreyheit empfinden, wenigstens wenn sie nicht, wie die Regenten einiger andern Republiken, das Landvolk den Bürgern der Stadt gänzlich aufopfern wollten. Unterdessen hat bloß das Geschrey der aus- und inländischen Kaufleuthe, von denen der König von Preussen seine Bauern nicht will plündern lassen, ihn bey den Leuthen von Herrn Wraxalls Art in den Ruf der Tyranney gebracht.

Das Vermögen der hiesigen Einwohner ist einer beständigen Ebb' und Fluth gleich. Die kostbare Lebensart ist die Ursache, daß wenige sehr reiche Häuser hier sind, und vielleicht keines aufzufinden ist, das sich über 60 Jahre lang in einem gewissen Glanz erhalten hat. Das ungeheure Vermögen dieser so mächtigen Handelsstadt ist so sehr vertheilt, daß nicht über 5 Millionärs hier zu finden sind, aber die Zahl der Häuser von 300 bis 600tausend Gulden ist sehr groß. Sobald

es ein Kaufmann auf die 100000 Gulden gebracht hat, muß er seine Equipage und seinen Garten haben. Sein Aufwand steigt mit seinem Vermögen, und dann ist der kleinste Schlag im Stand, ihn wieder in den Koth zurrük zu werfen, aus dem er sich freylich wieder sehr leicht herausarbeiten kann. Hamburg ist darin wirklich einzig, daß man hier viele Leuthe findet, die 2, 3 und 4 mal bankrutt geworden, und doch wieder bey Kräften sind. Der Mann, der seine 200 bis 300tausend Gulden Vermögen hatte, und sowohl in seiner Wirthschaft als auch in seinen Handelsgeschäften mehr Lärmen damit machte, als mancher Amsterdamer mit vielen Millionen, verliert augenbliklich sein Komptoir, sein Haus, seine Magazine, seinen Garten, seine Kutschen und Pferde, läuft des andern Tages wieder als Mäkler in der Stadt herum, und kaum ist sein altes Haab und Fahrt vom Gerichte verkauft, so hat er schon wieder sein Komptoir, kauft sich wieder ein Haus, fährt gar bald wieder mit 2 prächtigen Hollsteinern herum, hat wieder seinen Garten, seinen Koch, seine Spieltische, und, husch! ist er wieder ein Mäkler. Die unbeschreibliche Leichtigkeit, das Geld umzusetzen, macht die Kaufleuthe hier zu kühn, und ein Hamburger macht

mit 50000 Gulden gewiß mehr Geschäfte, als ein Holländer mit 200000; allein dagegen ist er auch den schlimmen Zufällen mehr ausgesetzt als dieser. Die Sicherheit, in seinem Alter nicht darben zu müssen, macht ihn vollends sorglos. Nirgends hat man für die Bankruttiers so günstige Einrichtungen als hier. Sie erhalten, wenn sie nicht wieder mäklen und ihr Glük von neuem versuchen wollen, Stadtdienste, von welchen sie gemächlich leben können, und man hat auch besondre Fonds, um arme Bürger, unter denen man hier nichts als Bankrutiers versteht, zu unterstützen. Ueberhaupt findet man nirgends so vortrefliche Armenanstalten, als hier. Man sieht überall, daß Bankrutiers von jeher Theil an der Gesetzgebung und Staatsverwaltung gehabt haben, und sich und ihre Nachkommenschaft auf alle Fälle sicher setzen wollten.

Die schnellen und beständigen Revolutionen in den Handelshäusern geben hier dem Kaufmannsgeist einen Schwung, den er nirgends in der Welt hat. Nirgends thut das kaufmännische Genie so viele Wunder, als hier. In richtigen Beurtheilungen, Kalkulationen, Spekulationen, und glüklichen Koups übertreffen die Hamburger weit die Holländer, und unter den hiesigen Mäklern fin-

det man mehr ächte Handlungstheorie, als in manchen diken Büchern, die hierüber geschrieben worden. Nur muß man dieselbe nicht statistisch betrachten wollen; denn für Zölle, Akzise, und alles, was dem modernen Judaismus im Weg steht, haben sie keinen Sinn. Der Schliff und die Biegsamkeit, welche die häufigen und mannichfaltigen Zufälle dem hiesigen Handlungsgeist geben, sind in Rüksicht auf das Ganze ein grösseres Kapital, als die Millionen der Holländer, die geschikter sind, das Geld zu behalten, als zu erwerben. Mit der nämlichen Leichtigkeit, womit der Hamburger fällt, arbeitet er sich auch wieder empor, dahingegen der Holländer ohne die äusserste Kärglichkeit und angestrengten Bemühungen sein Glük nicht machen kann, und überhaupt genommen bloß durch den Fleiß und die Sparsamkeit seiner Ahnen vermögend ist. Reiche Erben sind hier nach dem Verhältnis der ganzen Geldmasse sehr selten, weil dieselbe zu sehr vertheilt, und ihre Ebb' und Fluth zu schnell ist. Verstand und Industrie sind hier das Hauptkapital des einzeln Kaufmannes.

Der ganz uneingeschränkte Kredit der hiesigen Bank ist ein Beweiß, wie vermögend die Stadt im ganzen ist, und wie richtig man hier über

alles denkt, was Bezug auf die Handlung hat. Die Grundsätze, wornach diese Bank eingerichtet ist, sind die einfachsten die sich denken lassen. Kein Papier, keine gewisse Münzsorte, kein eingebildeter Werth, sondern das wirklich baar daliegende, und nach dem Pfund abgewogene Silber, ist die Grundveste dieser Bank, die sich bey allen Fremden in so grosses Ansehn gesetzt hat, und gewiß auch unter allen, die man nur kennt, die solideste ist.

Die Regierungsverfassung von Hamburg ist vortreflich. Ich kenne keine Republik, die das Mittel zwischen Aristokratie und Demokratie so glüklich traf, und sich gegen die Inkonvenienzen beyder Regierungsarten so sicher zu setzen wußte, als diese. Die gesetzgebende Macht ist in den Händen der gesammten Bürgerschaft. Sie ist nach den 5 Kirchspielen der Stadt eingetheilt. Das erste Kollegium, oder der erste Ausschuß derselben besteht aus den Oberalten, deren aus jedem Kirchspiele 3 von den verschiedenen Gemeinden dazu erwählt werden. Zu dem zweyten Ausschuß wählt jedes Kirchspiel noch 9 Personen, so daß er mit den Oberalten ein Kollegium von 60 ausmacht. Zu dem dritten Ausschuß giebt jedes Kirchspiel noch 24, so daß er mit den beyden erstern aus

180 Personen besteht. Gewisse Dinge werden vom Rath stufenweiß bloß vor diese 3 Ausschüsse der Bürgerschaft gebracht; wenn aber ein neues Gesetz oder eine Auflage zu machen ist, so muß es wenn es vor diesen Ausschüssen war, auch noch der gesammten Bürgerschaft vorgetragen werden. Bey dieser Bürgerversammlung müssen die 180 und aus jedem Kirchspiele noch 6 sogenannte Adjunkten nothwendig erscheinen. Von den übrigen Bürgern darf jeder, der ein eigenes Haus oder unbewegliches Gut schuldenfrey, oder eine bestimmte Summe baares Geld über den Werth besitzt, um welchen das Haus oder das Gut verhypothezirt ist, bey dieser Versammlung erscheinen, und seine Stimme geben.

Das elende Zunftsistem, welches in andern Republiken, die sich der Demokratie nähern, oft zu so lächerlichen und oft auch zu so abscheulichen Auftritten Anlaß giebt, hat also hier keinen Einfluß auf den Staat. Kein Handwerk kann hier, wie in manchen andern republikanischen Städten, das ganze Volk tyrannisiren, und der Schusterleist kann nicht der Maaßstab vom Wohl des gemeinen Wesens werden. Es ist auch dafür gesorgt, daß die Volksluft, welche in Staaten, die der demokratischen Verfassung so nahe als

Hamburg sind, oft die weisesten Verordnungen und die gemeinnützigsten Entwürfe verweht, dem hiesigen Staat nicht so leicht nachtheilig seyn kann. Ehe ein Gesetz vor die gesammte Bürgerschaft kömmt, ist es schon von dem bessern Theil derselben geprüft worden, und es ist dann nicht schwer das Volk für die gute Sache zu gewinnen, da es zu seinen von ihm selbst gewählten Ausschüssen Zutrauen haben muß. Der Hauptausschuß ist auch zu zahlreich, als daß sich eine besondre Parthey durch die bekannten demokratischen Künste leicht überwichtig machen könnte. Da die Ausschüsse für eine lange Zeit gewählt sind, und nicht leicht abgeändert werden; so sind ihre Mitglieder mit dem wahren Zustand des gemeinen Wesens bekannt genug, um ihren Gemeinden und der gesammten Bürgerschaft einen genauen und deutlichen Begriff von dem Sinn der Gesetze, Verordnungen und öffentlichen Anstalten geben zu können. Die Vertheilung der Bürgerschaft nach den Kirchspielen hat auch noch den Vortheil, daß die Familienverbindungen nicht so leicht ein schädliches Uebergewicht bekommen, als in den Republiken, wo dieselbe in Zünfte oder beliebige gewählte Gesellschafttn vertheilt ist. Wenn du dir die Mühe nimmst, diese Verfassung mit andern

republikanischen Formen zu vergleichen, so wirst du leicht noch mehr Vortheile herausrechnen können.

Der Rath, welcher die vollziehende Gewalt in Händen hat, besteht aus 36 Personen, nämlich 4 Bürgermeistern, 4 Syndiks, 24 Rathsherrn und 4 Sekretärs: Aber bloß die Stimmen der Bürgermeister und Rathsherrn werden gezählt. Er wählt seine Glieder selbst nach vorläufigem Vorschlage durch das Loos. Seine Gewalt, die sich nämlich bloß auf Vollziehung der Gesetze bezieht, ist uneingeschränkt, und die Gerechtigkeit und Polizey haben deswegen hier eine Kraft, die sie in wenigen so demokratischen Republiken haben. Er besteht nicht aus Leuthen, die gar keinen Beruf zum Regieren haben können, wie in andern Republiken. Drey von den Bürgermeistern, 11 Rathsherrn und alle Syndiks und Sekretärs müssen Gelehrte und sogar Graduirte seyn, und Beweise von ihren erfoderlichen Kenntnissen abgelegt haben. Ein Bürgermeister und 13 Rathsherrn müssen, der Natur der Republik gemäß, Kaufleuthe seyn. Die Einkünfte von den Rathsstellen selbst sind unbeträchtlich genug, um den Geitz von der allgemeinen Staatsverwaltung entfernt zu halten. Ehre, Tugend und Geschiklichkeit sind die vorzüglichsten Beweg-

gründe zur Bewerbung. Wenn einer die Rathsstelle, wozu er gewählt wird, ausschlägt, muß er sogleich die Stadt räumen. Die Anzahl der Rathsglieder ist zu gering, als daß die Familienpartheylichkeiten der Gerechtigkeit und Polizey öfters hinderlich seyn könnten. Kurz, die Gesetzgebende Macht ist so sanft und populär, als sie seyn kann, und die vollziehende Macht ist, wie sie seyn muß, monarchisch strenge, und Hamburg ist wirklich das Muster einer wohleingerichteten Republik.

Malversationen mit den Staatsgeldern sind hier höchst selten, und fast unmöglich, weil die Leuthe, welche sie verwalten, keine Glieder des Rathes sind, sondern unter der strengen Aufsicht desselben und der Bürgerschaft stehn und zur pünktlichsten Rechenschaft gezogen werden. Sie sind eine besondere Deputation der Bürgerschaft, die aus 10 Personen besteht, wozu jedes Kirchspiel zwey, theils durch Wahl, theils durchs Loos, deputirt. Alle 6 Jahre legt jeder dieser Deputirten sein Amt nieder, und sein Kirchspiel wählt einen andern an seine Stelle. Dieß geschieht nicht, um, wie in andern Republiken, mehrere am gemeinen Besten Theil nehmen zu lassen, sondern, um die Deputirten von einer wirklichen Last zu befreyen.

Die Einkünfte der Stadt sind sehr beträchtlich, und fliessen theils aus alten beständigen Quellen, theils aus unbeständigen Auflagen, die von der Bürgerschaft bewilligt werden. Gewisse Kontributionen hat der Bürger das Recht in einem verschlossenen Beutel den Deputirten einzuhändigen, den sie in seiner Gegenwart nicht öfnen dörfen. Die Stadt hat auch ungeheure Ausgaben. Um den Ausfluß der Elbe, worauf das ganze Wohl der Republik beruht, nicht versanden zu lassen, und ihren bey der Mündung des Flusses gelegenen Haven im Stand zu erhalten, hat sie Anstalten treffen müssen, die dem Anschein nach ihre Kräften übersteigen sollten. Ihre sämmtlichen Einkünfte sollen sich auf beynahe 3 Millionen Mark, oder fast auf 4 Millionen Livres belaufen, und reichen kaum zum nöthigen Aufwand zu.

Die schnellen und beständigen Revolutionen in dem Vermögen der einzeln Bürgern setzen diesen Staat vielleicht noch wirksamer als seine Verfassung gegen Oligarchie und Familienkomplotte sicher. Hier weiß man nichts von herschenden oder gefährlichen Häusern, von welchen keine unserer heutigen Republiken frey ist. Ein Beweiß von der guten Einrichtung und der vortreflichen Ver-

waltung dieser Republik ist, daß sie vielleicht die einzige deutsche Reichsstadt ist, die keine Prozesse mit sich selbst bey den Reichsgerichten führt. Zu Wien nennte man mir verschiedene Reichsstädte, deren manche Prozesse zu Dutzenden gegen sich selbst beym Reichshofrath anhängig gemacht hat. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war Hamburg auch in einer starken Gährung, die aber 1708 durch die wohlthätige Verwendung des kayserlichen Hofes und die Klugheit verschiedener Patrioten so gänzlich unterdrükt wurde, daß die Ruhe des Staats seitdem nicht die geringste Erschütterung mehr erlitten. Die Bande der Gesellschaft sind wirklich zu vest, als daß einige Zerrüttung in Zukunft zu beförchten stünde.

Bloß der misverstandne Religionseifer wollte einigemal Feuer anblasen; allein zu unsern Zeiten ist das Religionsfeuer überhaupt nur eine Strohflamme, die sich noch leichter aus- als anblasen läßt. Die Gegenwart des kayserlichen Gesandten, den die Bürgerschaft aus mehr als einer Ursache zu respektiren hat, und die Weisheit des Rathes sorgen dafür, daß die Funken erstikt werden, ehe sie zu Flammen ausbrechen können. Unterdessen war Hamburg von jeher mit orthodoxen Pfaffen gesegnet, die es an nichts ermangeln lies-

sen, was einen Brand erregen könnte. Durch unermüdetes Blasen brachten sie es einigemal dahin, daß das Volk zu Thätlichkeiten schreiten wollte, um den Gottesdienst der Katholiken in der Hauskapelle des kaiserlichen Gesandten zu stören; allein die Polizey war ihnen allezeit überlegen. Wirklich steht an der Spitze der hiesigen Geistlichkeit ein Mann, welcher der Stadt in unserm philosophischen Jahrhundert wenig Ehre machen würde, wenn man nicht wüßte, daß ihn der Rath bloß deßwegen duldet, weil er äusserst sicher ist, daß seine inquisitorischen Anstalten nicht die geringste Wirkung haben, und die Scheiterhaufen, die er beständig baut, niemand ein Härchen versengen können. Erst vor kurzem bließ dieser orthodoxe Mann, der sich Götz nennt, auf der Kanzel wieder gegen den Pabst und seinen Anhang Feuer; es that aber keine andre Wirkung, als daß er sich die Baken wund bließ, und er dem kaiserlichen Gesandten eine Abbitte thun mußte. Als dieser Mann seinen geistlichen papiernen Thron bestieg, herschte noch die löbliche Gewohnheit in Hamburg, vor jeder Predigt in einem Gebeth den Pabst und seinen Anhang öffentlich und feyerlich zu verfluchen. Der Rath sah ein, daß dieß zu unsern Zeiten eine grosse

Aergerniß wäre, und befahl dem Herrn Haupt-pastor, diesen Fluch ins künftige zu unterlassen. Die Liebe zum Fluchen war aber diesem Mann so an die Seele gewachsen, daß er gegen diese Eingriffe der weltlichen Macht in das Heiligthum eine förmliche Protestation eingab, und ohne die weitern Verfügungen seiner Oberherrn abzuwarten, in der nächsten Predigt einen doppelten Keil auf den Pabst und sein Reich von der Kanzel herabschleuderte; seine Donnerschläge sind aber zum Glük allzeit kalt. Der Rath ergriff nun das wirksamste Mittel, um den unartigen Mann Sitten zu lehren, und drohte ihm mit dem Verlust seiner fetten Pfründe. Der Herr Hauptpastor hatte Philosophie genug, um einzusehn, daß es besser für ihn sey, nicht zu fluchen, als zu hungern, und so war der Pabst und sein Reich in den Kirchen der Reichs- und Hansestadt Hamburg gerettet. Obschon dieser Mann unzälige malen öffentlich und allgemein ausgepfiffen worden, und seit 12 bis 15 Jahren der beständige Gegenstand des Spottes vom ganzen protestantischen Deutschland und zum Theil auch von seinen geistlichen Brüdern in Hamburg ist, so ist sein heiliger Eifer doch im geringsten nicht erkaltet. Gegen das Sittenverderbnis eifert er eben so sehr als ge-

gen den Pabst. Er ist ein abgesagter Feind von allen öffentlichen Belustigungen; aber gegen die Lustpartien hinter den Bettgardinen soll er sanftere Gesinnungen hegen. Die Theater sind ihm besonders ein scharfer Dorn in den Augen. Da der bessere Theil des hiesigen Publikums nur seinen Spaß mit ihm treibt, so gab es schon verschiedene sehr interessante Auftritte. Unter andern fand einst ein Engländer ein deutsches Originalstük auf dem hiesigen Theater so schön, daß er den Mann, der neben ihm saß, um den Namen des Verfassers fragte. Dieser Mann war ein sehr witziger Kopf, Namens Dreyer, welcher den Engländer gar ernstlich versicherte, der Herr Senior und Hauptpastor Götz wäre der Verfasser dieses vortreflichen Stükes. Der Engländer, voll Begierde, einen so grossen Theaterdichter kennen zu lernen, machte des andern Tages dem geistlichen Akteur seine Aufwartung, der sich über das Kompliment, welches ihm der Britte wegen der angedichteten Geistesgeburth machte, so sehr ärgerte, daß er Gift speyen wollte. Da er ein handvester Mann und Lebensart überhaupt seine Sache nicht ist, so schmiß er den Engländer zur Thüre hinaus. Herr Dreyer, der ihn in den April geschikt, begegnete ihm bald darauf auf der

Strasse. Ohne die geringste Erklärung gab ihm der Engländer eine Ohrfeige, daß er zu Boden sinken wollte. Demungeachtet spielte Herr Dreyer nachher dem antitheatralischen Herrn Pastor noch manchen ähnlichen Streich.

Ich hielt dich so lange mit diesem Pastor auf, um dir ein Beyspiel zu geben, daß die protestantische Geistlichkeit nicht durchaus in Deutschland so wohl gezogen und tolerant ist, als in Sachsen und in den preußischen Staaten. Ueberhaupt ist die Religion des grossen Haufens in den Gegenden der Niederelbe lange nicht so helle, als weiter oben.

Das misverstandne Eifern gegen die öffentlichen Belustigungen trägt viel dazu bey, daß die schädlichen Winkelergötzungen hier so häufig sind, und daß sich in einer so reichen Stadt von 90000 Menschen kein Theater erhalten kann, indessen täglich in den Stunden, wo man gemeiniglich das Theater zu besuchen pflegt, zum Verderben der Familien viele tausend Gulden verspielt werden.

LVIII.

Hamburg —

Seit meinem lezten Schreiben, lieber Bruder, that ich einen Einfall tief in das sogenannte dänische Reich hinein. Schon im Hollsteinischen, welches noch zum deutschen Reiche gehört, fiel mir eine Verschiedenheit in der Lebensart und den Sitten des Volks, und dem Anbau des Landes auf. Als ich jenseits der Eider, welche die natürliche Gränze zwischen Deutschland und Dänemark ist, einige Stationen zurükgelegt hatte, fand ich einen Abstich zwischen diesem Lande und Deutschland, der so stark war, als jener zwischen Bayern und Sachsen. Wenn man die Aufklärung, den Fleiß, und die gute Zucht der Protestanten rühmt, so muß man auch einige Ausnahmen machen, so wie auch die Protestanten, wenn sie den Katholiken wegen ihrer Dummheit, Trägheit und Liederlichkeit Vorwürfe machen, grosse Ausnahmen machen sollten.

Die Dänen sind noch wenigstens um ein Jahrhundert hinter den meisten protestantischen Völkern

kern Deutschlands zurük, und um kein Haar besser, als die Bayern und Portugiesen. Sie sind das finsterste, schwerfälligste und trägste Volk, das ich noch gesehn. Liederlichkeit, Bigotterie und Unverträglichkeit zeichnen es von den meisten Protestanten Deutschlands so stark aus, daß man auf einen Blik von der Unwirksamkeit der Religion auf die Besserung der Menschen, wenn ihr nicht oft zufällige Nebenumstände zu Hülfe kommen, überzeugt wird. Es giebt wohl unter den Geistlichen dieses Landes aufgeklärte und wakre Männer; allein im Ganzen sind sie eben so stolz, so intolerant und unwissend, als die Pfaffen in Spanien. Ich sah Pastors, die auch im Aeusserlichen den spanischen Priestern vollkommen gleich waren. Sie trugen die Brillen grade so hoch über der Nase, trugen den Hals eben so steif, warfen grade so den Kopf zurük, sprachen vollkommen so durch die Gurgel und die Nase, und schritten eben so aufgeblasen daher, wie die Priester von Barcelona oder Saragossa. Wenn sie über einer Predigt sitzen, so thun sie, als wenn sie mit der Erlösung des Menschengeschlechts schwanger giengen. Ich besuchte einen, den man für einen grossen Botaniker ausgab, der aber nicht viel mehr als die Heidekräuter seines Vaterlandes

kennt. Er brütete eben seine Sonntagspredigt aus. Es blieb lang unentschieden ob er mir Audienz geben wollte. Nachdem ich mit seinen zwo Töchtern, den dümmsten und unartigsten Kreaturen, welche ich noch gesehen habe, die mir, aus Ungezogenheit oder falschen Keuschheitsbegriffen, nie ins Gesicht zu sehn getrauten, eine halbe Stunde von Wind, Wetter und Sonnenschein verplaudert hatte, kam ihre hohlaugigte, dunkelgelbe Mutter aus dem Studierzimmer ihres Herrn Gemahls, und kündigte mir an, daß der Herr Pastor entsetzlich viel mit seiner Sonntagspredigt zu schaffen habe, daß er aber jetzt ein Stündchen verschnaufen wolle, und ich die Ehre haben könne, mit ihm eine Pfeiffe Tobak zu rauchen. Ich stand wirklich an, ob ich diese Ehre annehmen wollte; denn daß ich einem groben Pastor zum Vehikulum seines Verschnaufens dienen sollte, brachte meine Eigenliebe wirklich in einen kleinen Aufruhr. Ich überwand mich aus Achtung für die Landessitten, die ich auch den Hottentoten schuldig wäre, und wie ich zur Thüre hineingetretten war, erhob sich der Herr Pastor sehr langsam von seinem grossen gepolsterten Stul, und ließ mir Zeit genug, über den Hintertheil seiner zottigten Perüke, die ihm seine Frau so eben aufgesetzt haben mochte; denn

die Schlafhaube hieng an einem Stollen seines Sessels, den Kontour seiner breiten Schultern und die Draperie seines langen, in der Mitte zusammen gebundenen Schlafroks Betrachtungen anzustellen. Endlich kam er durch den Labyrinth seiner unzäligen Bücher, die theils auf Stülen, theils auf Pulten um ihn her lagen, und ohne Zweifel alle auf seine Sonntagspredigt Einfluß hatten, zu mir hervorgekrochen. In 4 bis 5 Minuten waren wir schon am Ende alles Gespräches. Ich zwikte an allen möglichen Saiten; aber kein Ton wollte auf dem diken Pastor einen Widerhall hervorbringen. Als er endlich selbst bemerkte, daß er mir durch sein Verschnaufen lange Weile machte, nahm er seine Predigt zur Hand, und las mir einige Perioden vor, um mich zu desennuyiren. Ich hörte kein Wörtchen; denn der Tobaksdampf, den er mir während des Lesens unter die Nase blies, brachte mich vollends aus der Fassung. Hierauf hatte er noch den grausamen Einfall, mir seinen Schatz, wie er es nennte, zu eröfnen. Das war ein Schrank, welcher die Handschriften aller seiner Predigten, in 8 bis 10 diken Folianten, enthielt. Wie er den ersten herauszog, lief mir ein kalter Schauder über den Rüken, der mich einen Katharr beförchten machte. Er sah,

daß es mir nicht wohl bey der Sache ward, und trö-
stete mich damit, daß er mir nur die Texte seiner Pre-
digten in dem Register vorlesen wollte. Ich hielt ei-
nen Register aus; wie er aber zum zweyten Folianten
griff, nahm ich Stok und Huth, und eilte zur Thüre.

In keinem protestantischen Land, das ich sah, selbst Holland nicht ausgenommen, stehn die Pfaffen noch in einer so Dalailamaischen Achtung bey dem Volk, als in Dänemark. Der Stolz und das eigenmächtige Ansehn der Diener der Religion sind ein sicherer Maaßstab, die Aufklärung des Volkes und den Werth der Landesregierung zu berechnen. Die geistliche und weltliche Macht sind von Natur so eifersüchtig auf einander, daß man allzeit Indolenz auf Seiten der Landesregierung voraussetzen muß, wenn das Priesterthum ein gewisses Uebergewicht hat. Man weiß, wie viel Einfluß auch die Dänische Geistlichkeit auf Struensees Sturz gehabt hat.

Ueberall, sogar auch in den Städten Dänemarks, in denen man doch ziemlich viele Ausländer antrift, findet man Spuren von dem übermächtigen Einfluß und der Intoleranz der Geistlichkeit. An einigen Orten empfand ich eine beleidigende Verschlossenheit auch von angesehenen Leuthen gegen mich, als ich ihnen erklärt hatte, daß

ich ein Katholik wäre. In Horsens schien die Frau eines der besten Häuser nicht begreifen zu können, daß die Katholiken Kristen wären. Man setzt uns wirklich mit den Heiden und Juden parallel. Ich glaube auch wirklich, daß sr. Dänische Majestät, so uneingeschränkt auch ihre Gewalt im übrigen ist, den Schritt zur Toleranz ohne Gefahr nicht thun könnte, den der Hof zu Wien gethan hat, welchem man doch noch vor wenig Jahren so bittre Vorwürfe wegen der Intoleranz und dem Ansehn seiner Geistlichkeit gemacht hat. Ein offenbarer Beweiß, daß es in den östreichischen Staaten schon vor langer Zeit heller war, als es itzt noch in Dänemark ist.

Man lebt in Dänemark beständig wie auf einem Schiffe, das eine Reise um die Welt macht. Gesalzener Spek, Hülsenfrüchte und Brandtewein sind die hauptsächlichsten Nahrungsmittel der groben und trägen Einwohner, die bey ihren Nachbarn auch als tükisch und betrügerisch verschrieen sind. Der unmäßige Gebrauch des Brandteweins trägt ohne Zweifel viel zu ihrer Indolenz, ihrer Dummheit, und Verwilderung bey. Wenigstens legte der König von Schweden in einer den Brandtwein betreffenden Verordnung diese Wirkungen demselben zur Last. Die Verwilderung ist

besonders auf dem Lande sichtbar. Sie schreckte mich ab, meine Reise bis nach Aalborg und von da zurück durch Seeland und die übrigen Provinzen des Dänischen Reiches fortzusetzen, wie ich mir vorgenommen hatte, und welche Tour man, wenn man auch hie und da die Winkel besichtigen will, in 8 bis 10 Tagen gemächlich vollenden kann. Der Schlamm des Meeres, und der Flüsse in ihrer Mündung, den die Frösche den Einwohnern beständig streitig machen, und welcher durch das Salz bis zur Geilheit fruchtbar gemacht wird, ist noch ziemlich gut angebaut. Sobald man sich aber einige Schritte weit von den Ufern entfernt, geräth man in Wüsteneyen. Zwischen Aarhus und Ringkiöbing, welche Städte an den beyden entgegengesetzten Ufern der Halbinsel Jütland, 14 deutsche Meilen von einander entfernt liegen, und das non plus ultra meiner Dänischen Expedition waren, erstreckt sich auf viele Meilen in die Länge und Breite hin eine Wildnis, die den Tatarischen Steppen nicht unähnlich seyn mag. Dieser Boden ist nicht unfruchtbar, sondern besteht aus einer grauen, etwas schweren, und hie und da mit Sand untermischten Erde, die für ein so enges Reich, als das Dänische ist, unschätzbar seyn sollte. In Preussen hat man Erdreich angebaut,

das nicht halb so viel natürlichen Werth hat, als dieses. Die Natur selbst macht durch die starken Gesträuche und die fetten Gras- und Kräuterarten, welche diese Wildnis bedeken, den fühllosen Einwohnern Vorwürfe wegen ihrer Trägheit. Die Regierung machte einige Versuche, ihre Unterthanen zum Anbau dieser Wildnis aufzumuntern, allein es fehlt allen Dänischen Regierungsanstalten an Nachdruk, und die Trägheit des Volks läßt sich auch nicht in einem einzeln Fall besiegen, wenn sie zur Natur geworden ist. Die benachbarten Gemeinden fanden es für ihre hottentotische Wirthschaft zu gemächlich, daß sie ihr Vieh auf dieser Steppe konnten waiden lassen, als daß sie nicht gegen die Vorkehrungen der Regierung hätten protestiren sollen. Unterdessen zeigten diese Versuche der Regierung, daß man aus diesem Erdreich alles machen könnte, was man wollte. In Jütland weiß man noch nichts von den glüklichen Entdekungen, die man in England, Frankreich, Deutschland und Schweden zum Behuf der Landwirthschaft gemacht hat. Wenigstens haben sie auf dieses Lande noch keinen Einfluß, wenn sie vielleicht auch in die Studierzimmer einiger Gelehrten gekrochen sind. Der dummstolze Adel des Landes verwendet lieber sein

Geld auf prächtige Gebäude, französische und englische Meublen und kostbare Kleider, als auf den Anbau von Ländereyen, und lebt größtentheils in der Hauptstadt. Die Landpfarrer, unter denen man in Norddeutschland, besonders in den preußischen Staaten, so viele Kenner und Beförderer der Landwirthsschaft findet, haben in Jütland mehr mit Moses Anstalten in der Wüste, mit Aegypten, mit dem Bach Kedron und Bileams Esel, als mit ihrem Vaterlande zu schaffen. Die Kronbedienten haben alle die Nachläßigkeit und die Begierde, ihren Eigennutz zu befriedigen, welche von einer despotischen und schwachen Regierung unzertrennlich sind. Und wer sollte dann das Uebel heben? — Die gute Zucht der dänischen und hollsteinischen Pferde, welche dem Land beträchtliche Summen einträgt, beruht zum Theil auf Vernachläßigung des Ackerbaues. Die Marschländer an der See und den Flüssen erfodern keine mühsame Bearbeitung, und sind größtentheils zu Waiden angelegt. Die Bauern sind daher nicht, wie in den Ländern, wo man mehr Mühe auf den Feldbau verwendet, gezwungen, ihre Pferde sehr frühe zu den schwersten Arbeiten zu gebrauchen, und sie in den kritischesten Jugendjahren zu Grunde zu richten. —

In den Städten, wo sich Fremde wegen der vortheilhaften Lage niederlassen, sieht es besser aus, als auf dem Lande, und in den meisten fand ich einige blühende Manufakturen.

Die Regierung von Dänemark ist die despotischeste in Europa. Diese Regierungsart kann die beste und schlimmste seyn, besonders für ein Reich, das wegen seiner Kleinheit so leicht zu übersehen ist, wie das Dänische, welches aber auch wegen seiner Kleinheit die Leidenschaften und Schwäche seiner Regenten um so härter empfindet. Dieses Reich ist wirklich das geringste unter allen europäischen Königreichen. Es hat, die Lappen, Grönländer und Isländer mitgerechnet, kaum 1800000 Einwohner, und kaum machen die Hollsteiner, die zu den Deutschen gehören, die Zahl von 2 Millionen dänischer Unterthanen vollständig. Den Sundzoll, welchen die seefahrenden Nationen aus gutem Willen entrichten, mitgerechnet, betragen die sämmtlichen Einkünfte des Königs von Dänemark nicht viel über 9 Millionen rheinische Gulden, oder ohngefähr 20 Millionen Livres. Er kann sich also mit dem Kurfürsten von Sachsen nicht messen, und der Kurfürst von Pfalz-Bayern ist ihm an Macht gleich. Ohne Subsidien ist sr. dänische Majestät nicht

im Stand, eine Armee von 40000 Mann, oder eine Flotte von 20 Linienschiffen nur einige Jahre lang in Aktivität zu unterhalten Die Auflagen sind ungeheuer, und einige sind von der Art, wie man sie in wenig andern Ländern findet. Hier muß man die Erlaubnis bezalen, sich zu verheyrathen. Unsere Regierung machte ehedem eine Auflage auf die Hagestolzen. Die dänischen und französischen Regierungsgrundsätze sind also sehr verschieden.

Diese Eingeschränktheit der Staatskasse ist die Ursache, daß in Dänemark mehr Projekte gemacht werden, als in irgend einem andern Lande, die aber größtentheils nur Luftschlösser sind, und meistens vom ersten Wind verweht werden. Gemeiniglich haben sie den Eigennutz des Projekteurs zum Hauptzwek, und zur Unterstützung von grossen Entwürfen wahrer Patrioten fehlt es dem Hof an Kräften und auch an guten Willen. Der König, welcher der einzige König in der neuern Geschichte ist, der sich durch einen öffentlichen, förmlichen Prozeßakt zur zahlreichen Brüderschaft gekrönter Ehemänner bekennt hat, muß den größten Theil der Regierung seinen Bedienten überlassen. Seine Stiefmutter soll viel Regierungs- und Hofkunst besitzen; allein den meisten Einfluß

haben doch die Minister und Räthe. Unter diesen herrschen immer Kabalen, Intriguen und Revolutionen, die man aus Struensees Geschichte, besonders aus seiner eignen Rechtfertigung am besten kann kennen lernen, und die jeden ehrlichen Mann ausrufen machen, Beatus ille, qui procul — — — Vor Kurzem erst ist wieder ein Premier gesprengt worden.

St. Germain war in Koppenhagen sehr übel angebracht. Der verstorbene König berief ihn an seinen Hof, um die Armee auf einen bessern Fuß zu setzen, weil sr. dänische Majestät damals Willens war, an gewissen Bewegungen in Norden Theil zu nehmen, oder sich wenigstens förchterlich zu machen. Man sagte ihm von 50 bis 60 tausend Mann. Bey seiner Ankunft fand er aber ausser den Garden gar keine eigentliche Soldaten. Das übrige war theils eine wilde undisciplinirte Miliz, theils ein Haufen hungriger Invaliden. An Kavalerie fehlte es gänzlich. Der gute König, welcher seine Armee nur auf dem Papier gesehen, und sie vielleicht auch da nicht genau besichtigt hatte, denn Rechnen war seine Sache nicht, konnte nicht begreifen, wohin seine grosse Armee bey St. Germains Ankunft sollte verschwunden seyn. Einige vom Ministerium, wel

che das papierne Kriegswesen verwalteten, machten sich Hofnung, St. Germain würde mit ihnen unter der Deke spielen. Dazu war nun St. Germain der Mann nicht. Nachdem er entdekt hatte, daß ein Theil des für die Truppen bestimmten Geldes in die Privatbörsen der Minister, Kommissärs und Officiers floß, wollte er mit seiner gewöhnlichen Redlichkeit und Strenge Hand an die Reformation legen. Er sah aber bald, daß, wenn auch die Malversationen gehoben würden, eine dänische Armee, die in Norden Figur machen sollte, doch immer nur ein frommer Wunsch bleiben würde. Ueberzeugt, daß nichts zu reformiren sey, wo nichts ist, erklärte er mit der ihm eignen Freymüthigkeit dem König: „Er sehe nicht, wozu er sr. Majestät gut seyn könnte; im Gegentheil müsse er Derselben zur Last fallen, und seines Erachtens wäre das rathsamste, er gienge seines Weges wieder zurück.„ Die Minister waren froh, einen so strengen Aufseher vom Hals zu bekommen, den sie nicht leicht durch eine Kabale hätten stürzen können, weil ihn der König liebte, und eine Kabale gegen entschlossene Gradheit, verbunden mit wahrer Menschen und Hofkenntnis, nichts vermag, wenn der Regent, wie hier der Fall war, für die gute Sa-

che ist, wenn sie ihm ins rechte Licht gestellt wird. Nach einigen Zaudern und mancherley Unterhandlungen that ihm endlich ein Minister den Vorschlag, er möchte sich anstatt der versprochenen Pension mit einer gewissen Summe baaren Geldes für immer begnügen lassen. Kein Vorschlag konnte St. Germain willkommner seyn, da er die Unzuverläßigkeit des dänischen Hofes kannte. Bekanntlich war er für sich kein vorsichtiger Oekonom, und er nahm ohne alles Bedenken einen Wechsel von 50 oder 60tausend Thalern an, der auf einen Kaufmann zu Hamburg gestellt war. Bey seiner Ankunft in dieser Stadt hatte der Kaufmann so eben Bankrutt gemacht, und hatte sich auf dänischen Grund und Boden geflüchtet. St. Germain behauptete bis an sein Ende, der Minister habe den Raub mit dem Kaufmann getheilt. Er mußte nun, wie bekannt, eine lange Zeit von einer Kollekte leben, welche die Officiers unserer deutschen Truppen aus ihrem eignem Antrieb für ihn subskribirten. Ein schöner Pendant zu vielen dänischen Ministergeschichten!

Struensee und alle Leuthe von Einsicht behaupteten immer, die besten Maaßregeln, welche der dänische Hof ergreifen könnte, wären, daß er die nach dem Verhältnis seiner Einkünfte un-

mäßigen Ausgaben für die auswärtigen Geschäfte einschränkte, sich in die Angelegenheiten der übrigen Mächte gar nicht einmischte, seinen Kriegsetat bloß zur Handhabung der innern Ruhe seiner Staaten und der Polizey reduzirte, und alle Kräfte zum Anbau seiner wüsten Länder und zur Beförderung der Industrie verwendete. Dieß ist gewiß auch alles, was Klugheit und Vaterlandsliebe rathen können. Von Schwedens Seite hat Dänemark in der itzigen gegenseitigen Lage beyder Reiche nichts zu beförchten, und ein Wink des rußischen oder preußischen Hofes würde hier auch bald Ruhe schaffen. Auf der andern Seite würde der erste Kurfürst des deutschen Reiches, welcher der dänischen Heeresmacht in den Weg käme, sie in die äusserste Verlegenheit setzen. Der Verlust eines Hauptmagazins oder einer Kriegskasse würde den ganzen Feldzug krebsgängig machen. Wenn aber auch fremde Subsidien die Seele ihrer Operationen wären, so könnte sie es doch nie gegen eine mittelmäßige deutsche Armee lange aushalten. Die inländische Miliz, welche die Hauptsache ausmacht, ist äusserst roh und ungebildet, und die mit so vielen Kniffen und Pfiffen geworbenen deutschen Truppen laufen beym ersten Schritt, den sie über die dänischen

Gränzen thun, davon. Sie verwünschen ein Land, wo sie wegen der ungesunden Luft, den ungewohnten und schlechten Nahrungsmitteln und verschiedenen Vernachläßigungen dahin sterben, wie die Fliegen. Ich sprach verschiedene Deutsche in dänischen Diensten, und manchen flossen die Thränen über die Wangen, als sie mir die Art, wie sie von den Werbern gekapert wurden, und ihre gegenwärtige Lage schilderten. Man hat fast unglaubliche Beyspiele von Verzweiflungsmitteln, die sie ergriffen haben, um aus dem gehäßigen Lande zu entfliehn. Nebstdem fehlt es an einer hinlänglichen Reuterey, die heut zu Tage so entscheidend ist, und von den Deutschen Armeen beynahe den vierten Theil ausmacht. Es müßten ungeheure Subsidien seyn, wodurch diese auf einen respektablen Fuß gesetzt werden könnte. Sie läßt sich nicht beym Ausbruch eines Krieges aus nichts schaffen. Ihre Bildung erfodert in Friedenszeiten einen Aufwand, wozu die Einkünfte des Staates mit allen Subsidien die sich der Wahrscheinlichkeit gemäß voraussetzen lassen, nicht hinreichend sind. Die Zeiten sind vorbey, wo man mit einer Handvoll undisciplinirter und ungeübter Truppen Wunder thun, und sie auf Feindes Kosten unterhalten konnte. Die heutige

Kriegsmethode erfodert Vorbereitungen und einen Vorrath an so mancherley Bedürfnissen, daß dem dänischen Finanzminister die Haare würden zu Berge stehn, wenn man ihm die Berechnungen davon vorlegte. Wenn auch der dänische Hof auf ein Jahr eine Million Thaler Subsidien bekäme, welches mehr ist, als Frankreich oder England den Höfen von Stokholm oder Koppenhagen je gegeben hat, so reichten doch dieselbe mit den sämmtlichen Einkünften des Hofes kaum zu, einen einzigen Feldzug mit einer Armee von 40000 Mann, von der man sich heut zu Tage etwas versprechen könnte, ohne Gefahr durch irgend einen beträchtlichen Verlust auf einen Schlag unthätig zu werden, und mit Nachdruk zu betreiben. Der kurze Feldzug im bayrischen Krieg vor einigen Jahren hat den Wiener Hof gegen 72 Millionen rheinische Gulden gekostet, obschon gar nichts von Bedeutung vorgefallen ist, und das, was zu jedem Feldzug vorräthig da seyn muß, nicht mitgerechnet. Seine Armee war ohngefähr 300000 Mann stark. Man mache nach dem Verhältnis den Anschlag für 40000 Mann. Und was wären dann auch 40000 Mann, wenn sie der dänische Hof, welches ihm doch platterdings unmöglich ist, auf eine etwas beträchtliche

Zeit

Zeit ausser Landes in Thätigkeit setzen wollte? Dem König von Preussen, wenn er auch noch so beschäftigt wäre, kämen sie sehr willkommen. Es ist überhaupt eine gute Maxime, daß wenn man einmahl mit mächtigen Feinden beschäftigt ist, man die benachbarten Kleinen auch noch dazu nehmen müsse. Man kann bey diesen mit einem Koup gewinnen, was auf der andern Seite allenfalls verloren geht. Was wurde aus den armen Schweden, die sich im lezten schlesischen Krieg durch französische Subsidien in Pommern sprengen liessen? Und doch hatte der König von Preussen damals mit dem größten Theil von Europa zu schaffen. Was wurde aus den armen Sachsen? Aus der armen Reichsarmee? Und doch waren die sächsischen und die Reichstruppen besser unterhalten und wenigstens so gut disciplinirt, als die dänischen wirklich sind. — Dänemark kann auch nicht, wie Sachsen, in irgend einem Fall gezwungen werden, die Neutralität zu Land zu brechen, und hat also nicht nöthig deswegen sich immer in einem respektablen Stand zu erhalten. Von Schweden hat es aus mehr als einer Ursache nicht das geringste zu beförchten, und seine Lage sezt es auf allen andern Seiten sicher. — So sicher, wie Dänemark durch seine Lage ist,

hätte es sich immer doch nur ungewisse Vortheile von seiner Landmacht zu versprechen, wenn es sie auch auf einen respektabeln Fuß setzen könnte und bey irgend einer Gelegenheit der angreifende Theil seyn wollte. Dagegen wären die Vortheile gewiß, die es durch die Verwendung der Kosten seiner Landtruppen zum Anbau wüster Ländereyen und zur Beförderung der Industrie erhalten könnte.

Ich war über diesen Punkt so umständlich, um dir und deinen Bekannten begreiflich zu machen, daß unser Hof * zu den vielen Thorheiten die er in neuern Zeiten begangen hat, noch eine neue häufte, wenn er in gewissen Absichten dem dänischen Hof Subsidien bewilligte, wozu er Neigung zu haben scheint. Das Geld wäre in jedem Betracht weggeworfen. Die Hälfte davon bliebe den dänischen Ministern und Kommissärs an den Fingern kleben, und die andre Hälfte wäre sehr übel angewendet.

So überwiegend nun auch die Gründe gegen

---

* Diese Stelle beweißt mehr, als irgend eine andre, daß unser Herr Reisende nicht bloß unter die Klasse der Neugierigen gehört, sondern wirklich für einen halben Spion irgend eines französischen Ministers zu halten ist. D. Ueb.

die dänische Landarmee sind, so macht man doch täglich dänische Projekte, um sie zu verstärken. Das eitle Ministerium, welches Struensee in seiner bekannten Rechtfertigung so getreu geschildert hat, will die Welt nicht vergessen lassen, daß ein Königreich Dänemark da ist. Es giebt sich ein unbeschreibliches Air von Wichtigkeit. Verschiedene kleine Nekereyen grosser Höfe, in die man es immer zu ziehn beliebt, machen es wähnen, daß es wirklich einigen Einfluß habe. Unterdessen wird ihm von allen Seiten eingeflößt. Ein Wort des rußischen Ministers bringt die ganze Politik desselben ausser Fassung, und hat zu Koppenhagen wenigstens 20 mal so viel Gewicht, als zu Wien oder Berlin.

Rathsamer wäre es noch die Kräfte des Reiches bloß auf eine Seemacht zu verwenden. Es wäre der Lage des Landes und den Beschäftigungen seiner Einwohner gemäß. Mit einiger Unterstützung könnte sich dieses Reich auf diese Art doch in gewissen Fällen geförchtet machen, und wenigstens zur Kriegszeit seine Kauffahrt deken. Allein das dänische Ministerium will zu Wasser und Lande glänzen. Es hat 20 Linienschiffe, die von 50 Kanonen mitgerechnet, wovon aber nicht 6 im Stand sind, in Zeit von 6 bis 8 Wochen unter

Segel zu gehn, ob man schon seit der Geburth der bewaffneten Neutralität an einigen Fahrzeugen rüstet. An verschiedenen Schiffen wird schon seit 8 bis 10 Jahren reparirt, und andre sind gar nicht mehr zu repariren.

Die Leichtigkeit, womit sich Avanturiers von der ersten Klasse von jeher in die dänischen Rathskollegien und bis ins Ministerium schwingen konnten, ist kein günstiges Vorurtheil für die Staatsverwaltung dieses Hofes. Zu Hamburg hat man ein Sprüchwort, daß, wenn Einer zu gar nichts mehr tüchtig ist, er doch wenigstens noch zu einem dänischen Rath zu gebrauchen wäre, und sein Glük noch zu Koppenhagen durch Projekte machen könnte. In diesen Umständen kann es um den Patriotismus nicht gut stehn. Ueberhaupt ist die dänische Wirthschaft ein Beweiß, daß die despotische Regierungsart, bey all ihrer anmaßlichen Allmacht, doch die schwächste unter allen Regierungsarten ist, wenn das Haupt nicht sehr gesund und stark ist. Die Minister reiten auf den Räthen, diese auf den Sekretären, die Sekretäre auf den Schreibern, und die Weiber auf ihnen allen nach Belieben herum. Gar oft wird auch der Minister vom Rath, und dieser vom Schreiber geritten, und so herscht eine stille Anar-

chie, in welcher die Ruhe und das Wohl des Landes oft bloß noch von einem Hosenknopf abhängt, und man hat sich dann nicht zu wundern, wenn an einem Hof dieser Art manchmal solche Katastrophen ausbrechen, wie die vor 10 Jahren war — Prinz Friedrich, Stiefbruder des Königs, ist eine grosse Hofnung für das Land, und scheint mehr für die gute Sache, als die Kabalen und Intriguen des Hofes zu seyn. Sein Einfluß ist aber jezt noch eingeschränkt.

Auf meiner Rükreise aus Jütland nahm ich einen Umweg über Lübek hieher. Diese Stadt, die ehedem an der Spitze des Hansebundes eine so grosse Rolle spielte, ist nun sowohl in Rüksicht auf Bevölkerung als auch auf Reichthum und Handlung kaum die Hälfte von Hamburg. Gegen diese ohnmächtige Reichsstadt zeigt sich das dänische Ministerium in seiner ganzen Grösse. Sie und Hamburg sind die einzigen Mächte, denen es wirklich förchterlich ist. Besonders ist Lübek der Gegenstand seiner Operationen. Wo es nur möglich ist, die arme Stadt zu bedrängen, läßt es dieselbe seine Ueberlegenheit mit allem Nachdruk empfinden. Gradezu und hart auf den Leibe darf es ihr doch nicht gehn. Kaiser und Reich stehn für sie. Es muß seine Unternehmungen ge-

gen dieselbe bloß auf eine Art von Blokade einschränken — Das Band der deutschen Reichsstände ist in Rüksicht auf auswärtige Mächte viel vester, als manche glauben, und der Artikel in den kaiserlichen Wahlkapitulationen, „die Gränzen des Reiches nichts schwinden zu lassen„, hat, besonders unter Joseph dem Zweyten, seine gute Wirkung. Sogar unser Hof muß benachbarte kleine Fürsten Deutschlands so sehr, und oft noch mehr menagiren, als andre angränzende souveräne Staaten. Er dörfte sich gegen die Reichsstadt Speyer das nicht erlauben, was er sich so eben gegen Genf erlaubt hat, wo er mit gewaffneter Hand den Vermittler machte, nachdem er doch die Garantie dieses Staats förmlich und feyerlich niederlegt, und also gar keine Verbindung mehr mit demselben hatte. Leb wohl.

LIX.

Hannover —

Alles Land, lieber Bruder, was von hier gegen Norden und Nordwesten liegt, und von der Embs, und der Elbe begränzt wird, ist theils

purer Sand, theils ächtes Froschland, Schlamm und Morast. Der Schlam an der See und den Flüssen wird hier zu Lande für eine paradiesische Erde gehalten. Wenigstens giebt er doch den Einwohnern Brod und Heu, dahingegen das höhere und veste Land größtentheils unfruchtbarer Sand ist. Hier, lieber Bruder, empfindet man erst, was Bergländer sind! In diesem ganzen Strich von Hamburg bis nach Emden, und von da durch einen grossen Theil von Westphalen bis hieher sah ich keinen einzigen Berg, keine einzige lachende Landschaft, keine schattigte Hügel, kein schönes Gehölze, kurz nichts von allem dem, was einer Aussicht Leben geben kann. In Westphalen sah ich auch grosse Heiden, die noch öder waren, als die jütländischen. Das ganze Land ist beständigen Revolutionen unterworfen. Es ist ein Haufen Sand, den die Flüsse aus den höhern Gegenden Deutschlands herabgeschwemmt haben, und den sie beständig durchwühlen. Die See, welche hie und da fetten Schlamm ansezt, reißt an andern Orten Dünnen weg, und so haben die Einwohner beständig mit dem Wasser und den Fröschen zu kämpfen. Die Flüsse tretten alljährlich aus, und setzen das Land auf viele Meilen in die Breite unter Wasser. Besonders sind

die Ueberschwemmungen der Weser schreklich. Dann stehn Städte und Dörfer in einer See, und bilden eben so viele Inseln. Schnuppen, Husten und Fieber sind die Folgen davon, und würden vielleicht grosse Verheerungen unter den Menschen anrichten, wenn sie sich durch häufigen Brandtewein nicht immer erwärmten, und die Gewohnheit den Menschen nicht eisern machte. Für einen Fremden muß das Land im Frühling und Herbst äusserst ungesund seyn.

Die Einwohner sind durchaus schnekenartig, bleich von Farbe, weich von Fleisch und eingeschrumpft. Ihre kleinen, runden Figuren stechen mit den schlanken Deutschen in den südlichern Gegenden stark ab. Rothe Wangen sieht man unter dem Mannsvolk dieser Gegenden fast gar nicht, und sie sind auch unter dem Frauenzimmer seltener, als weiter gegen Süden. Man lebt hier, wie in Dänemark schiffmäßig, von gesalzenem Fleisch, welches sie sehr schmakhaft zu machen wissen; von Fischen, Hülsenfrüchten und Brandtewein, den auch die gemeinen Weibsleuthe mit grossen Gläsern trinken. Von dem schönen Obst und den vortreflichen Gemüsen, worauf andre deutsche Völker, besonders die Schwaben und Rheinländer so viel halten, weiß man hier

nichts. Das Volk ist unempfindlich, schwerfällig, finster und zum Theil auch unreinlich; doch ist es, besonders in dem hannövrischen nicht so wild und ungesittet, als das dänische. Unter den Bauern dieser Gegenden giebt es sehr viele reiche Leuthe. Die Leichtigkeit des Absatzes ihrer Produkte, die geile Fruchtbarkeit der Marschländer, der Fischfang, der ungeheure Umfang ihrer Güter in den heideartigen Gegenden, die doch immer zur Viehzucht zu benutzen sind, und die Regierungen, die größtentheils sehr sanft sind, gewähren ihnen Vortheile, welche die Bauern in vielen Ländern, in denen die Natur ihr ganzes Füllhorn ausgeschüttet hat, nicht geniessen. In einem grossen Strich von Westphalen sah ich gar keine Dörfer; sondern das ganze Land gehörte einzeln Höfen, deren Gebiethe oft mehrere Stunden im Umfang hatte. Mitunter giebt es auch viele sehr arme Bauern. Besonders schienen mir die, welche jenseits der Weser, über Bremen und Delmenhorst wohnen, durchaus in keinen glüklichen Umständen zu seyn. In einigen Gegenden haben sie ihr Vieh in ihrer Wohnstube, und zweymal mußte ich mit einem Strohlager hart neben den Kühen vorlieb nehmen. Dieß hat hier zu Lande ein fahrender Ritter meiner Art gewiß zu erwar-

ten, wenn er sich nur einige Schritte von den gewöhnlichen grossen Strassen entfernt. Er findet dann in keinem Dorf ein ordentliches Wirthshaus, sondern irgend einer der geringern Bauern schenkt Brandtewein wozu er nichts als Erdäpfel oder etwas gesalzenen Spek und Kleyenbrod aufzusetzen hat. Es ist mir unbegreiflich, wie es unsere Truppen im lezten schlesischen Krieg in diesen Gegenden aushalten konnten.

Bremen ist eine ziemlich reiche Stadt von ohngefähr 25000 Seelen. Sie treibt einen wichtigen Handel mit Eisen, Flachs, Hanf und Leinwand nach Frankreich, England, Spanien und Portugal, aus welchen Ländern sie verschiedene Produkte zurüknimmt, und damit einen grossen Theil von Westphalen und den hannövrischen Ländern versieht. Vom Fischfang zieht sie auch grosse Vortheile; besonders ist ihr Handel mit Thran nach Süddeutschland sehr wichtig. So finster und steif auch die Einwohner im Ganzen sind, so findet man doch unter dem bessern Theil derselben ganz artige Gesellschaften.

Emden ist nicht so ansehnlich als Bremen. Der König von Preussen soll einen heimlichen, unauslöschbaren Groll gegen die Bürger dieser Stadt haben, die wirklich auch überhaupt genommen,

kein angenehmes Volk sind. Trägheit und Fühllosigkeit zeichnen es auffallend aus. Es währte lange, bis die grossen Bemühungen des Königs, die Einwohner zur Handlung und Schiffahrt aufzumuntern, einige Wirkung hatten. Die ostindische Handlungsgesellschaft, welche er mit beträchtlichem Aufwand ehedem in dieser Stadt errichtete, zerschlug wieder in den ersten Jahren. Gewisse republikanische Begriffe, welche die Bürger dieser Stadt affektirten, vereitelten vollends alle Bemühungen des Königs, und erhielten sie in ihrer alten Trägheit. Endlich besiegten doch die Klugheit und Thätigkeit der Regierung und einige günstige Umstände die Haupthindernisse, welche der Aufnahme der Handlung, wozu die Stadt eine sehr vortheilhafte Lage hat, im Wege standen. Die Häringsfischerey, wozu der König die Einwohner auf alle Art aufmunterte, bringt jezt der Stadt grosse Summen ein. Der amerikanische Krieg begünstigte die Absichten des Königs ungemein, und die Handlung der Stadt fängt an sehr blühend zu werden. Sie verführt viel Westphälische Leinwande in die Südländer, versieht einen Theil von Westphalen mit Specereyen und Weinen, und ihr Handel mit Käsen ist auch sehr beträchtlich. Ihr Hafen ist vortreflich.

Die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, welche der König von Dänemark auf Betreiben des rußischen Hofes gegen den Antheil desselben an Hollstein an einen Prinzen von Gottorf abtrat, machen nun ein sehr ansehnliches Fürstenthum aus, welches gegen 75000 Einwohner zählt, und jährlich beynahe 400000 rheinische Gulden abwirft.

Aus diesen Gegenden, besonders aus Frießland, kommen die starken, schweren und stolzen Kutschenferde, deren mächtiger Trott die Strassen verschiedener Städte Italiens erbeben macht, und die man auch, zwar etwas seltener, bey uns erblikt. Der rußische Hof läßt auch viele dieser Pferde für seine schwere Reuterey aufkaufen, die in Betracht dieser ungeheuern Thiere förchterlich aussehn muß. Für die deutschen Kürassiers liefert Hollstein die meisten Pferde, die gewiß auch den Friesen und Oldenburgern zu diesem Gebrauch vorzuziehn sind, indem sie mit der nämlichen Stärke mehr Lebhaftigkeit und Leichtigkeit verbinden.

Hannover ist in jedem Betracht eine sehr schöne Stadt, von ohngefähr 20000 Einwohnern. Hier giebt es vortrefliche Gesellschaften, zu deren Annehmlichkeit die Officiers nicht wenig beytragen. Der Adel ist so gesittet und fein, als in irgend

einer andern Stadt Deutschlands. Die Gegend um die Stadt ist wenigstens nicht so traurig, als die tiefere Gegenden an der Weser, und das Land fangt hier an, sich etwas zu erheben. Der Prinz Friedrich, zweyter Sohn seiner großbrittanischen Majestät, ist wirklich hier, und macht einen gewissen Zirkel der Einwohner sehr lebhaft. Er ist Bischof von Osnabrük, welches Fürstenthum ihm jährlich gegen 180000 rheinische Gulden einträgt. Er bekam es fast schon in der Wiege, und sein zärtlicher Herr Vater hat ihm seitdem die Revenuen desselben ohne allen Abzug zusammengespart, so daß er beym Eintritt in seine Majorennität weit über 3 Millionen Gulden baares Geld vorräthig hat. Man wünscht und glaubt hier, er werde nach einigen Jahren zu einem Statthalter der deutschen Lande seines Herrn Vaters erklärt werden, und hier beständig residiren. In Betracht seiner ansehnlichen Einkünfte wäre es ein wichtiger Vortheil für diese Stadt, und seine vortrefliche Bildung verspräche dem ganzen Lande eine eben so weise als sanfte Regierung.

So fruchtbar auch einige Bezirke der hannövrischen Staaten seyn mögen, so sind sie im Ganzen doch ohne Vergleich der schlechteste Theil von Deutschland. Ihr Umfang beträgt ohngefähr 70.

deutsche Quadratmeilen, und doch enthalten sie schwerlich 700000 Einwohner; wenigstens hat man in denselben bey einer Zählung nicht über 100000 Feuerstellen gefunden. Im lezten schlesischen Krieg fanden unsre Kommissärs bey einer Zählung in den gesammten hannövrischen Ländern nicht viel über 500000 Seelen. Wenn man aber auch gegen alle Wahrscheinlichkeit die Zahl der sämmtlichen Einwohner auf 700000 sezt, so findet man doch im übrigen Deutschland keinen Umfang von gleicher Grösse, der im Durchschnitt nicht mehr als 1000 Seelen auf einer Quadratmeile enthielte. Zwischen Schwaben, Sachsen, Oestreich, Böhmen und andern Provinzen Deutschlands und diesen Ländern ist der Abstand ungeheuer. Jene Staaten zählen im Durchschnitt 2500 Seelen auf einer Quadratmeile, und zum Theil noch mehr. Die Natur hat hier fast alle Schuld der geringen Bevölkerung. Es giebt hier zu Lande ungeheuere Sandheiden, die platterdings nicht anzubauen sind. Fast alles Land zwischen hier und Hamburg ist todter Sand.— Die sämmtlichen Einkünfte dieser Lande betragen ohngefähr 4800000 rheinische Gulden, wozu die Bergwerke im Harz allein gegen 1 Million beytragen. Die Länder des Kurfürsten von Sachsen, die nur um

eine unbedeutende Kleinigkeit grösser sind, als die hannövrischen Staaten, werfen mehr als noch einmahl so viel ab.

Die Regierung dieser Lande ist sanft, und die Staatsbedienung in Händen kluger und thätiger Patrioten. Von Erpressungen weiß man hier nichts. Wenig Geld geht aus dem Lande nach London. Fast alles wird zum Besten dieser Länder wieder verwendet. Die Armee, welche den größten Theil davon zieht, ist etliche und zwanzig tausend Mann stark. Sie ist unter allen deutschen Truppen am besten unterhalten; aber lange nicht so gut disciplinirt, als die östreichische oder preußische Armee. Vielleicht ist unter allen deutschen Regierungen die hiesige die gelindeste, und es herscht in diesen Staaten durchaus ein Geist der Freyheit, der mit andern Gegenden Deutschlands stark genug kontrastirt.

Ich war kaum 3 Tage hier, als ich einen Ausfall nach Braunschweig that. Deutschland hat wenige Fürstenhäuser, auf die es so stolz seyn kann, als auf dieses. Es war wirklich eine Art von Begeisterung, womit ich einige der ersten Helden Germaniens anschaute, ob sie schon auf unsere Kosten Helden geworden sind. Der regierende Herzog ist einer der ersten Generäle der preußi-

schen Armee, ein ausgebildeter Staatsmann, und der Liebling des Königs von Preussen. Den Prinzen Ferdinand brauch ich dir nur zu nennen, um dich fühlen zu lassen, wie interessant es mir seyn mußte, ihn zu sehn. Er ist Euch andern nur als ein schreklicher Feind bekannt; allein sein gutes Herz, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine Thätigkeit für das Wohl der Menschheit, in so weit sich seine Sphäre ausdehnt, und seine gegen jedermann zuvorkommende Höflichkeit würden Euch bald vergessen machen, daß er Euer Feind war, wenn Ihr ihn genauer kenntet.

Braunschweig ist der Mittelpunkt der deutschen Freymäurerey, an deren Spitze der Prinz steht. Die meisten protestantischen Fürsten Deutschlands sind Glieder dieses zahlreichen Ordens. Es ist noch nicht lange her, daß sich das Sistem der deutschen Logen fixirt hat, und sie einen vesten Zusammenhang haben. Deutschland hat ihnen unendlich viel zu danken, und wäre es auch nur daß ein grosser Theil seiner Fürsten populärer dadurch geworden ist.

Vier Prinzen aus diesem alten Heldenhaus kämpften im lezten slesischen Krieg für Deutschlands Ruhm und Freyheit. Der jüngste von ihnen 17 Jahre alt, blieb mit Wunden bedekt unter

ter einem Haufen Husaren, die die Zeugen seiner bewundernswürdigen Dapferkeit waren, und denen er bis zum lezten Athemzug Muth einsprach — Vielleicht weißt du nicht, daß dieses Haus das eigentliche Stammhaus der Herzoge von Braunschweig, und das königliche Großbrittanische nur ein Nebenast desselben ist.

Braunschweig ist eine ziemlich ansehnliche Stadt, die einen beträchtlichen Handel treibt, und auch verschiedene Manufakturen von Bedeutung hat. Die Zahl der Einwohner, unter denen es sehr gute und feine Gesellschaften giebt, belauft auf ohngefähr 24000. Man schätzt die sämmtlichen Einkünfte des regierenden Herzogs auf ohngefähr 1300000 rheinische Gulden.

LX.

Kassel —

Das Ideal von körperlicher Schönheit, lieber Bruder, welches unsern Künstlern vor Augen schwebt, sich aber so sehr gegen die Meisel, Pinsel, Grabstichel; gegen Bley, Kohlen, Krei-

de und alle Instrumente sträubt, ist gewiß nicht in Norden abstrahirt worden. Alle Menschenfiguren, von hier bis an die Nord- und Ostsee, sind so weit davon entfernt, daß sich keine Linie dazu haschen liesse.

Einen Frauenkopf, der sich der griechischen Form näherte, suchst du im ganzen Strich umsonst. Du findest einnehmende Gesichter genug mit sehr sanften Zügen. Allein allen fehlt das griechische Profil, und die Seele. Das schöngefärbte Fleisch hat auch die Festigkeit nicht, welche von einer sehr schönen Form unzertrennlich ist. An den tiefern Gegenden der Elbe und Weser siehst du die Schneebusen, die Lilien- und Rosenwangen der Mädchen, die in ihrer vollen Blüthe sind, in ihrem Gang sich bewegen. Alles ist so schlapp und unstät, daß man es keine veste Form nennen kann. Auch unter den Sächsinnen, die übrigens, wenigstens für uns Ungriechen, allerliebste Geschöpfe sind, findest du höchst selten ein Gesicht, das sich deinem Ideal näherte, ob sie schon in Norden das sind, was die Florentinerinnen in Süden sind, und alle ihre Landsmänninnen an Lebhaftigkeit und Geist unendlich weit übertreffen.

Die Männer in Norden sind eben so weit von

dem Ideal der Schönheit entfernt. Winkelmann selbst glaubte, daß man in Neapel und Sicilien mehrere und bessere Muster zum Studium männlicher Schönheit fände, als unter seinen Landsleuthen, den Sachsen, die doch unter den Nordvölkern ohne Vergleich das schönste sind.

Ich weiß auch, daß kein Deutscher den Südvölkern den Vorzug der Schönheit streitig machen wird. Wenn man aber den Deutschen sagt, daß überhaupt genommen, der Mensch in Süden viel stärker und dauerhafter ist, als in Norden, so halten sie es für das dreisteste Paradoxon. Und doch ist Stärke ein Hauptzug der männlichen Schönheit! — Sie sollten einmahl einen Sicilianer mit einem Hannoveraner oder einem Westphälinger ringen sehn! Das Ringen halt ich für die entscheidendste Prüfung der Stärke — Ich glaube auch, daß man die genuesischen und neapolitanischen Lastträger, die 400 Pfund auf eine beträchtliche Streke Weges schleppen, im ganzen Norden umsonst sucht. Ich glaube auch, daß man mit deutschen Truppen, in gleichen Umständen, nie das thun kann, was man mit Spaniern zu leisten im Stand wäre. Daß jene diesen heut zu Tage in Disciplin und Kunst so sehr überlegen sind, kömmt hier nicht in Anschlag. Zu

Karl des Fünften Zeiten, waren es die leztern den erstern eben so sehr. Man agire einmahl mit deutschen Truppen in Spanien oder Italien. Wenigstens sind die Armeen, welche ehedem die Kaiser nach Italien führten, alle umgekommen. Dagegen haben die Spanier unter Karl dem Fünften am Rhein so manche Feldzüge mit Ruhm ausgehalten, und auch in Holland, dessen Klima von dem ihrigen so unendlich verschieden ist, grössere Wunder der Dapferkeit gethan, und hartnäkiger gestritten, als die Eingebohrnen selbst, die gewiß noch hätten unterliegen müssen, wenn ihnen nicht äussere Umstände wären zu Hülfe gekommen, und des Prinzen von Oranien Geist nicht mehr gethan hätte, als alle Mynherren zusam̃engenommen.

Es hat dem Nationalstolz der Deutschen beliebt, sich von den Südvölkern einen Begriff zu machen, dem die ganze Geschichte, der Augenschein und die Natur widersprechen. Sie glauben, Verstand, Entschlossenheit, Muth, Stärke und Freyheit wären Attributen ihrer diken und feuchten Luft, und der Süden wäre der natürliche Siz der Dummheit, Indolenz, Weichlichkeit und Tyranney. Unterdessen lehrt uns die Geschichte, daß die Erleuchtung des Menschenverstandes aus Süden gekommen ist. Der Augenschein lehrt uns,

daß die Italianer und Spanier viel nüchterner im Essen und Trinken und vielleicht auch im Genuß der Liebe sind, als die Deutschen überhaupt genommen, die Dänen, Schweden, Russen und Polen. Die Natur sagt uns, daß die körperlichen Kräfte mit jenen der Seele in einem gleichen Verhältniß stehn, und das die natürliche Schönheit und Stärke des Geistes am ersten da zu suchen sey, wo die grosse Schöpferin dem Menschenkörper eine vorzügliche Schönheit und Kraft beygelegt hat. Gehen wir einmahl über die Mittellinie hinaus. Vergleichen wir die Menschen in dem Verhältnis, wie sie sich immer gleichweit von dem glüklichen Luftstrich Griechenlands, Kleinasiens und Italiens gegen den Nordpol und den Aequator entfernen. Die Natnr läßt den Bewohner der Küste der Barbarey, den Araber, den Guineer, Abyßinier u. s. w. nicht zu der Indolenz und Fühllosigkeit sinken, wodurch sich der Grönländer, der Lappe, der Samojede u. s. w. auszeichnet. Welche erstaunliche Proben geben uns nicht die Negers von körperlicher Stärke, Entschlossenheit und Kaltblütigkeit. Ein offenbarer Beweiß, daß der warme und heitere Himmel in Süden den Naturmenschen erhöht, und die trübe und kalte Nordluft ihn erniedrigt.

Wenn jetzt die Völker in Norden denen in Süden überlegen sind, so beweißt es nichts, als daß Gebräuche, Sitten und Regierung mehr Macht über den Menschen haben, als das Klima. Diese Sitten, Gebräuche und Regierungsarten, welche den Norden in diesem Jahrhundert ein so grosses Uebergewicht über das südliche Europa geben, sind aber aus Süden gekommen. Was sind unsre Republikeu anders, als Miniaturkopieen von den Griechischen und der Römischen? Wie krippelhaft ist unsre Gesetzgebung überhaupt im Vergleich mit der von Karthago, Aegypten, Rom, Athen u. s. w.? Und doch ist auch dieß Krippelhafte nichts, als was wir in den Ruinen dieser Südstaaten zusammen gestoppelt haben. Hat die preußische Taktik etwas Besseres, als die Phalanx der Macedonier war? Wundern wir uns, daß die Völker an der Weser und Elbe den Varo ermüden und schlagen konnten, da wir doch sehen, daß die Nordamerikaner, das feigste und undisciplinirteste Pakvolk von der Welt, vermittelst ihrer Wälder, Flüsse, Sümpfe und der Ausdehnung ihres ungebauten Landes der ganzen Macht Großbritaniens Trotz biethen? Und doch ist den Britten das Klima von Nordamerika gewiß nicht so beschwerlich, als jenes von Süddeutschland den Rö-

mern damals seyn mußte, und Deutschland war zu der Zeit bey weitem noch nicht so angebaut, als jezt schon Nordamerika ist. Man denke sich Varos Armee an dem St. Laurentfluß, an dem Obersee, dem Illinoissee, und im Begriff, über die obern Gegenden des Mißißippi zu setzen, und dann hat man doch noch kein getreues Gemählde von ihrer Lage. Sie hatte lange die Leichtigkeit der Zufuhr von Kriegs und Mundvorrath nicht, welche sie in Nordamerika haben würde. Deutschland war damals ein ununterbrochener Wald, dessen Flüsse noch in keine beständigen Bette eingeschränkt waren, sondern ungeheure Moräste bildeten, von denen man noch zu viele und zu deutliche Spuren sieht.

Die Völker Deutschlands, welche nachher den Süden unterjochten, hatten diese Ueberlegenheit ohne Zweifel zum Theil den Kriegen zu danken, welche die Römer zuvor gegen sie geführt hatten, so wie die Russen durch die Kriege mit den Schweden, und die Nordamerikaner durch die Anfälle der Britten, geübte und endlich vollkommne Soldaten wurden. Man hätte den Scipionen sagen sollen, daß einst aus dem herzinischen Wald die Ueberwinder der Römer kommen würden! Wenigstens würden sie auf das Klima keine Rük-

sicht genommen, sondern allenfalls geantwortet haben, daß zuvor Roms Sitten, Verfassung und Verwaltung verderben mußten, und das war hernach auch der Fall.

Was waren aber die Eroberungen der Nordvölker, nachdem der Luxus die Menschen in Süden unter ihre Natur herabgewürdigt, und die erstern den leztern überlegen gemacht hatte? Waren sie nicht gleich einem Eisgang ihrer Flüsse, die nach einem starren Frost aufthauen, die Felder überschwemmen, und mit Eisschollen und Sand weit und breit alles verwüsten. Alle Eroberer aus Süden bauten an und klärten auf, dahingegen alle Eroberer aus Norden verheerten und verfinsterten. Vor und nach der Epoche der Römer geschah immer das nämliche. Die Babylonier und Aegypter, wenn die Feldzüge der leztern wahr sind, waren wohlthätige Sieger, wie die Griechen und Macedonier, und was waren dagegen die Scythen? Die Araber verbreiteten Wissenschaften, Künste und Menschenliebe, wohin sie ihre Waffen trugen; wie finster ward es aber, als sich die nördlichern Türken ihres Reichs bemächtigt hatten?

Ein auffallender Beweiß von der körperlichen Schwäche der Nordvölker ist, daß sie allzeit ent-

nervt waren, sobald sie sich in Süden niedergelassen hatten. Nie konnten sie es lange aushalten, da man hingegen in keinem Geschichtschreiber liest, daß das Klima von Norden der Stärke und Dapferkeit der Römer nachtheilig gewesen wäre. Wie hielten es Cäsars Truppen in Gallien, Belgien und Brittanien aus? Wie hartnäkig agirten die Römer unter den Kaisern am Rhein, an der Donau und in den Gegenden der Weser und Elbe? Man giebt es dem Klima Schuld, daß die Nordvölker in Süden weichlich wurden. Waren aber die Römer weichlich, als ihre Heerführer Haberbrey assen? Waren es die Macedonier oder Spartaner? Der grosse Haufe der heutigen Italianer und die Spanier sind gewiß kein weichliches Volk. Das Klima an sich machte den Unterschied nicht. Der schwache Nervenbau der Nordvölker war Schuld, daß sie den Abstich der heissen Täge mit den kalten Nächten in Süden, welcher die stärkergebauten Eingebohrnen abhärtet, erschlappen machte, und sie auch die Veränderung der Lebensmittel nicht aushalten konnten. Die grossen Körper unter den Deutschen, Dänen und Polen sind blosse Klötze von Knochen und Fleisch, welches letzere oft bis zum Ekel ins Schwammigte fällt. Dahingegen der

leichtere Italianer und auch der hagere Spanier sehnigter und muskulirter ist, welches die wahre körperliche Stärke karakterisirt.

Eben so ist es ein Beweiß von der Seelenschwäche der Nordvölker, daß sie in dem eroberten Süden nie dauerhafte Staaten zu stiften wußten. Ihre Reiche waren ein blosses Spiel des Zufalles, und sie hatten nie glükliches Genie genug, um Plane zu machen, und gesellschaftliche Bande zu knüpfen. Wie ganz anders verfuhren die Südvölker bey ihren Eroberungen, besonders die Römer, auch als sie von den Wissenschaften und Künsten noch nichts wußten!

Ueberhaupt äussert die Natur durch alle ihre Reiche in Süden eine ganz andre Treibkraft, einen viel mächtigern Schöpfungsgeist, als in Norden. Welche Mannichfaltigkeit und Stärke herscht durch das Pflanzenreich in Süden! Die Staude, welche uns den Balsam von Mekka liefert, die Gewürze von Zeylon und den molukkischen Inseln beschämen die Zeugungskraft der Erdstriche gegen die beyden Pole zu, und augenscheinlich nimmt diese Kraft in eben dem Verhältnis ab, in welchem ein Erdstrich sich von dem Aequator entfernt. Unsre schmakhaften Früchte sind alle aus Süden zu uns gekommen, und je schmakhafter

und geistiger sie sind, destoweniger können sie die Nordluft ertragen. Die edlern Früchte können so wenig als der Wein, der den Menschen so stark macht, in Norden einheimisch werden. Sogar in dem todten Steinreich zeigt sich die Natur in Süden edler als in Norden. Und vollends das Thierreich! Wie weit sind die Thiere in den warmen Ländern jenen in Norden überlegen? Warum sollte die Natur, die unter einem heissen Himmel durchaus mächtiger wirkt, nicht auch unter denselben den Menschen stärker machen?

Der Verstand und die Sittlichkeit sind freylich kein Eigenthum eines gewissen Luftstriches. Sie setzen Gebräuche, Sitten, Erziehung, Regierung, u. s. w. voraus, wodurch der künstliche Mensch leicht dem natürlichen überlegen werden kann. Allein der Menschenverstand erwacht gewiß eher aus seinem natürlichen Schlaf in Süden als in Norden. Unter einem warmen Himmel biethet ihm die Natur mannichfaltigere Gegenstände dar, deren sehr lebhafte Eindrüke ihr die Aehnlichkeiten viel leichter abstrahiren machen. Seine Sinnen sind hier reger und gespannter, und beruht nicht der Verstand auf sinnlichen Begriffen? Die Phantasie, welche mit allen Verrichtungen der Seele so sehr verwebt ist, hat in Sicilien doch gewiß

mehr Reitz und Nahrung, als in Island. Die Stärke der sinnlichen Eindrüke giebt unter einem warmen Himmel den Seelenkräften einen Schwung, welcher der eigentliche Karakter des Genies ist, und den die Nordvölker durch keine kalten Abstraktionen, die eine Folge ihrer geborgten Sitten, Gebräuche und Regierungen sind, ersetzen können.

So vortheilhaft die Stärke der sinnlichen Eindrüke für den Verstand und die Phantasie des Menschen ist, eben so enge ist das feine sinnliche Gefühl mit dem sittlichen verbunden. Die Deutschen, welche den Franzosen, Italianern und allen südlichen Völkern Indolenz, Sklaverey und Erniedrigung der Seele vorwerfen, vergessen, daß die Sibirier und Kamtschadalen in ihrem Eis und Schnee nach den Beschreibungen aller Reisenden das feigste, wohllüstigste, niederträchtigste und sklavischeste Volk auf der Erde sind. In Italien konnte das Gefühl der Freyheit nie so ganz erstikt werden, wie in verschiedenen Nordländern, die der natürliche Sitz des Despotismus zu seyn scheinen; und die Regierung von Frankreich und Spanien ist lange nicht so willkürlich, als sich die deutschen Politiker dieselbe zu denken belieben. Die reine und trokene Luft

ten Süden erhebt die Seele, so wie sie den Nerven Ton giebt. Alle, die auf Bergen eine heitere und feine Luft geathmet haben, reden von Empfindungen, die sie auf der Ebene nicht kannten. Die Luft des südlichen Europa verhält sich zu der in Norden, wie sich die Luft auf den Alpen der Schweitz zu jener in den Thälern verhält. Wenigstens lassen sich die hektischen Engländer zu Cintra, Nismes, Nizza, Pisa und Neapel nieder, um ihren schlappen Nerven Ton zu geben.

Wenn die Völker an der Elbe und Weser eben so der lieben Natur überlassen wären, sie würden an Seelenstärke eben so tief unter den Sicilianern und Neapolitanern seyn, als sie von diesen in körperlicher Schönheit und Lebhaftigkeit übertroffen werden. Der unbefangne Weltbürger bewundert die Allmacht der Regierungen, welche die Menschen so weit über ihre natürliche Lage erheben, oder so tief sinken lassen können, ohne gehäßige Vorurtheile gegen ein Volk zu fassen. Er wünscht dem Norden Glük, daß er sich anbaut und durch den Anbau immer mehr aufheitert; aber er vergißt nicht, daß der Süden früher angebaut und aufgeheitert war, und daß die Kunst des Anbaues und das Licht aus diesem gekommen sind.

Du siehst diesen Betrachtungen leicht an, daß sie auf dem Postwagen gemacht worden, wo ich ein Schwein von einem oldenburgischen Pferdehändler, ein Kloz von einem bremischen Mäkler, und ein hübsches weibliches Stük Fleisch, eitel todtes Fleisch, vor mir auf dem Stroh liegen hatte. Da war auf dem ganzen Weg von Göttingen hieher kein Wörtchen zu reden. Wenn nicht Husten, Niesen, Rülpsen u. dgl. m. die grosse Stille manchmal unterbrochen hätten, so würde ich gewiß nicht daran gedacht haben, daß ich Gesellschaft hätte.

Zu Göttingen hatte ich verschiedene Professoren besucht, denen ich meine grosse Hochachtung nicht versagen kann, die aber alle für die Kultur Deutschlands und gegen uns andre Südländer so sehr eingenommen waren, daß ich es mit ihrer so ausgebreiteten Weltkenntniß nicht zusammen reimen konnte. Alle diese Herrn sprechen von dem politischen und litterarischen Zustand unsers Vaterlandes mit einer Verachtung, die wirklich manchmal ans Lächerliche gränzt. Es ist theils Nationalstolz, theils Partheilichkeit für die Engländer, theils ächte Charlatanerie vom besten Gehalt. Unsere Regierung halten sie für die Quintessenz der Despotie, unsre Akademien für Narrenspittä-

ler, unsre Soldaten für Weiber, und unsre größten Geister, denen sie doch, wie sich offenbar aus ihren Schriften ergiebt, so viel schuldig sind, für Kleinmeister. Ueberhaupt halten sie den Süden für das Reich der Finsterniß und Tyranney, und trauen den Schweden, Dänen und Russen mehr Menschenverstand, Witz und Aufklärung zu, als dem feinsten Südvolk, welches mir zu meinen Betrachtungen auf dem Postwagen, die durch starke Stösse manchmal dekontenancirt wurden, Anlaß gab.

Unter andern besuchte ich auch den Professor Schlözer, der aus purer Nationalparthеylichkeit auch nicht sehr billig gegen uns ist. Vielleicht giebt es wenige Geschichtkundige in Europa, die aus der ganzen Weltgeschichte so viele Thatsachen wissen, als dieser Mann. Besonders fand ich von der neuern Geschichte einen ganz unerwarteten Vorrath bey ihm. Er besitzt eine ungeheure Menge lebender Sprachen. Seine etwas versalzene Laune mag ihm als Privatmann nicht sehr vortheilhaft seyn; aber in seinen Schriften thut sie oft eine gute Wirkung. Was ihn jezt vorzüglich merkwürdig macht, ist ein Journal, welches er unter dem Titel eines politischen Briefwechsels herausgiebt, und welches eins der gängisten in Deutsch-

land und auch einigen angränzenden Ländern ist, ob es schon Herr Linguet bey einem gewissen Anlaß peu connu nennt. Es ist nicht von der Art der englischen, holländischen und französischen politischen Journale, die meistens nur Reflexionen und Deklamationen enthalten, welche in ihr voriges Nichts zusammen fallen, sobald man die Species Fakti worauf sie beruhen in die Pfanne hauen kann. Schlözers Journal enthält größtentheils nur Urkunden, zu denen er manchmal kleine, interessante und oft auch etwas beissende Noten macht, und deren Sammlung ihm die deutsche Nachwelt gewiß verdanken wird. Es ist wahr, daß auch oft sich falsche oder verunstaltete Thatsachen einschleichen; allein, sie werden zuweilen berichtigt. Aus keiner Schrift kann man den jetzigen politischen Zustand, wenigstens eines Theils von Deutschland so genau kennen lernen als aus diesem Journal. Es enthält eine Menge Listen von Bevölkerung und Einkünften verschiedener deutscher Staaten und Nachrichten von dem Anbau und der Industrie derselben. Da Herr Schlözer besonders auf die Sottisen und Sultanismen deutscher Regenten und auf die Produkte der Barbarey und des Mönchswesens Jagd macht, so fehlt es nicht an sehr interessanten Anekdoten,

die oft zu noch interessantern Beleuchtungen Anlaß geben. Vielleicht ist dieses Journal einer der sichersten Dämme gegen die Despotie der kleinern Fürsten Deutschlands. Wenigstens weiß man gewiß, daß es an verschiedenen Höfen Wirkung gehabt hat. Leuthe vom ersten Rang, und sogar Fürsten selbst haben ihm öfters schon Beyträge zugeschikt. Der Plan dieses Journals ist für den Herausgeber eben so vortheilhaft als für das deutsche Publikum. Es erhält sich durch fremde Beyträge, wird durch keine selbstbeliebige und partheyliche Bemerkungen des Verfassers gehäßig; alle Wege bleiben ihm offen, und die kleinen Regenten, welche noch einige Scham haben, müssen den strengen Zensor förchten, der ihre Thaten öffentlich sprechen läßt. Herr Schlözer bedient sich all der Freyheit, die ihm der Ort seines Aufenthalts gestattet. Auch von andern Staaten hat er in seinem Journal sehr interessante Nachrichten geliefert. Es kömmt immer mehr in Aufnahm, und er kann sich versprechen, daß es mit der Zeit eine allgemeine Volkslektüre seines Vaterlandes wird. In meinen Augen hat ein Heft desselben mehr Werth, als alle Jahrgänge von Linguets Annalen zusammen genommen. Wenigstens enthält es gewiß mehr Wahrheit.

Dieses Journal karakterisirt die deutsche Gelehrsamkeit überhaupt vortreflich. In den deutschen Geschichtschreibern und Politikern findet man keine Spur von den kühnen Bemerkungen, dem glänzenden Scharfsinn und der Gabe lebhaft zu schildern, wodurch sich die Geschichtschreiber und Staatsmänner der Engländer auszeichnen. Alles beruht bey ihnen auf trockenen Thatsachen, mit deren Berichtigung sie sich unglaublich zu schaffen machen. Der unbefangne Liebhaber der Wahrheit, welcher zu seiner Unterhaltung kein Spiel des Witzes sucht, wird gewiß lieber in Schlözers Briefwechsel eine Liste von der Bevölkerung eines Landes anschaun, als die pompeusen Deklamationen der englischen Reisebeschreiber und Politiker lesen, die oft durch einige Ziffer jener Liste zu Schanden gemacht werden. In allen Fächern der Wissenschaften unterscheiden sich die Deutschen von andern Nationen auf die nämliche Art.

Göttingen ist ein hübsches Städtchen von ohngefähr 8000 Seelen, dessen Lage schöner und dessen Gegend fruchtbarer ist, als irgend einer andern hannövrischen Stadt, die ich sah. Sie lebt fast bloß von der Universität, die nun eine der berühmtesten in Europa ist, und nebst den Deutschen auch von Russen, Schweden, Dänen

und Engländern besucht wird. Der Studenten sollen hier jezt gegen 800, und der Lehrer, die Sprach- Tanz- Fechtmeister u. dgl. m. mitgerechnet, gegen 60 seyn.

Der König von Großbrittannien spart nichts, was diese hohe Schule immer mehr in Aufnahme bringen kann. Die Bibliothek, welche auf seine Kosten unterhalten und immerfort sehr vergrössert wird, ist eben so zahlreich als gut angeordnet. Die Sternwarte, die Sammlungen von Naturalien, physikalischen und chirurgischen Instrumenten, der botanische Garten, kurz, alles zeugt von einem königlichen Aufwand.

Die halbjährigen Kurse der protestantischen Universitäten, welche Herrn Pilati so sehr misfallen, haben meinen vollkommnen Beyfall. Wenn sie zum Vortheil des Beutels der Professoren angelegt sind, so verliert der Lernende doch gewiß auch nichts dabey. Auf einer Schule läßt sich keine Wissenschaft erschöpfen. Es kömmt hier bloß darauf an, den Studirenden einen Grundriß davon vorzuzeichnen, ihnen einen deutlichen Begriff von der Abtheilung des Gebäudes zu geben, die Schwierigkeiten und zugleich die leichtesten Mittel anzuzeigen, dieselbe zu überwinden. Das Mauern, Zimmern, Vertäfeln, Verfenstern und

Vergolden ist kein Werk für die Schule. Kaum reicht das Leben eines Menschen hin, um das Gebäude Einer Wissenschaft ganz auszuführen. Faßt der Lernende den Grundriß leicht, so ist der halbjährige Kurs ein eben so grosser Vortheil für ihn, als den Professor. Er erspart Zeit und Geld. Faßt er ihn nicht ganz, so kann er sich von der Wiederholung um so mehr Deutlichkeit und Leichtigkeit versprechen. Eben so parallel läuft der Vortheil der Studenten mit jenem der Professoren darin, daß man jene anhält, viele Stunden auf einmal zu nehmen. Gemeiniglich legt man ihnen einen Plan vor, in welchem man die Wissenschaften theils nach ihrer natürlichen, theils nach ihrer relativen Verbindung mit dem Zwek der Studierenden so anordnet, daß sie einander die Hand bieten. Es ist hier nichts seltenes, daß ein Student alltäglich seine 6 bis 7 Kollegien frequentirt. Er wird nicht leicht ermüdet, weil die Abwechslung unterhält. Das Quellen-Studium ist nicht für die Schule, und wenn man einen geschikten Vortrag anhört, so macht es einen lebhaftern und vestern Eindruk auf die Seele, als wenn man das nämliche lesen würde. Man muß auch voraussetzen, daß der Professor das bestimmte und deutliche Resultat geben kann, welches der

Studierende aus einem Haufen Bücher oft nicht herausnehmen könnte. Wenn durch diese Gewohnheit auch nur den Studierenden der Weg zu Ausschweifungen und zur Liederlichkeit mehr abgeschnitten würde, so wäre der Vortheil schon groß genug.

Daß die Kollegien von den Studierenden müssen bezahlt werden, hat meinen Beyfall nicht. Es ist wahr, es trägt dazu bey, den Eifer und Fleiß der Professoren warm zu erhalten; allein der Vortheil ihrer vollkommenen Unabhängigkeit von den Studenten würde meines Erachtens jene aufwiegen. Alles, was die Hochachtung des Schülers gegen seinen Lehrer vermindern kann, sollte sorgfältigst vermieden werden. Die Studierenden hier sind freylich meistens erwachsene Leute; allein sie sind doch nicht alle im Stand, ihre Lehrer bloß nach dem innern Werth zu beurtheilen. Ein wenig Glauben und Ehrfurcht ist gewiß für den Schüler nicht schädlich. Verhetzungen, Klätschereyen, und eine Menge elender Kunstgriffe, zu denen sich öfters so berühmte Männer einiger Gulden halber herablassen, und die sie in den Augen der Studierenden herabwürdigen müssen, sind eine Folge dieser Einrichtung. Man könnte allenfalls auch durch einen wohlgewählten, klugen und wachsa-

men Intendanten verhindern, daß die Professoren nicht leicht einschliefen, wenn sie ihre festen und hinlänglichen Besoldungen hätten.

Wenn Herr Pilati sagt: Die Deutschen behandelten alle Wissenschaften jezt nur in Kompendien, so hat er gewisse Produkte der öffentlichen Lehrer, besonders auf der hiesigen Universität sehr verkennt. Fast jeder Professor hier entwirft sich einen Plan zu seinen Vorlesungen, der seinen Zuhörern zu einem Leitfaden in seinem Vortrag und zum Behuf seiner Nachlesungen dient. Diese Plane kann man keine eigentliche wissenschaftliche Kompendien nennen, so wie man z. B. Bossuets Universalgeschichte ein Kompendium dieser Wissenschaft nennt. Sie sind nichts mehr noch weniger als ein Entwurf der Methode, wie sie, jeder einzeln für sich, eine Wissenschaft mit ihren Zuhörern behandeln wollen. Eine Nebenabsicht dabey ist, durch eignen Verlag oder durch Verkauf der Manuscripte einige Louisd'or zu gewinnen, wie sie denn überhaupt die Industrie aufs höchste treiben. Nun haben einige freylich diese ihre Entwürfe so ausgearbeitet, daß sie für Kompendien gelten können; allein daraus folgt nicht, daß die Gelehrten Deutschlands, die nicht alle Protestanten sind, die Wissenschaften durchaus kompendienmäßig be=

handelten. Einige dieser Entwürfe, die ihren Zwek überstiegen haben und Kompendien geworden sind, sind Meisterstücke von grösserm Werth, als manche Abhandlungen der Wissenschaften in Folianten, und überhaupt genommen, sind sie ein offenbarer Beweiß, daß die Universität zu Göttingen mit den ausgesuchtesten Männern besezt ist.

Die weder durch Politik noch durch Pfaffen eingeschränkte Freyheit, die Entfernung von dem lästigen und schwerfälligen Fakultätensystem, welches noch die Universitäten andrer Länder drükt, eine aufgeklärte und sanfte Regierung, gewähren dieser hohen Schule Vortheile, die schwerlich eine andre hat.

Kassel ist eine sehr schöne und zum Theil prächtige Stadt von ohngefähr 32000 Einwohnern. Die Hugenotten haben diese so wie viele andre Städte Deutschlands auf unsre Kosten blühend gemacht. Sie hat sehr beträchtliche Manufakturen, besonders von Hüten, die den Lyonischen an Feinheit und Stärke nichts nachgeben, und auch mit denselben in gleichem Preiß stehn.

Die Zahl der Unterthanen des Landgrafen ist mir zuversichtlich auf 330000 Seelen angegeben worden. Die Einkünfte aus seinen Landen sollen sich auf 2200000 rheinische Gulden belaufen. Sammt

den Hanauischen Landen, die ohngefähr 100000 Menschen zählen und etwas über 500000 Gulden abwerfen, machen die Besitzungen dieses Hauses also doch noch kein Herzogthum Würtemberg aus.

Dieser Staat ist der militarischeste von ganz Deutschland; seine Bauern sind nicht nur alle exerziert, sondern auch immer in die ganze weite Welt marschfertig. Die Verschickung der heßischen Truppen nach Nordamerika ist an sich nicht ärgerlich, weil dieser Hof mit dem von St. James in einer beständigen Verbindung steht. Allein diese Verbindung selbst ist für das Land keine vortheilhafte Maxime. Unmöglich können die englischen Subsidien den Schaden ersetzen, den diese Verbindung bisher dem Lande wie dem Fürsten zugefügt hat. Nach dem lezten schlesischen Krieg war das Land von aller junger Mannschaft entblößt, und kaum war wieder einige nachgewachsen, als sie nach Amerika wandern mußte. Es sollen in allem nun gegen 20000 Hessen nach diesem Welttheil gegangen seyn, wovon gewiß die Hälfte nicht wieder zurückkömmt. Das Land hat also den sechsten Theil seiner schäzbarsten Einwohner durch den Bostoner Theebrand verloren. Die Auflagen sind sehr groß, wie du aus einem Vergleich der Bevölkerung und des Ertrags dieses Landes mit dem Her-

zogthum Würtemberg, dessen Natur seinen Bewohnern ungleich mehr Vortheile als das Heßische den seinigen gewährt, leicht ersehen kannst. Der Landgraf hat zwar, so lange der amerikanische Krieg dauert, seinen Unterthanen einen Theil der Abgaben erlassen; allein sie ziehen doch Haufenweise aus dem Lande, nach Hungarn, Polen und vielleicht gar nach der Türkey.

Die militärische Verfassung dieses Landes war bey einigen Anlässen dem deutschen Reiche eben so vortheilhaft, als sie dem Lande selbst schädlich war. Schon zur Zeit der Reformation kam sie der Freyheit der Reichsstände vortreflich zu statten, und vielleicht wäre der lezte schlesische Krieg nicht so vortheilhaft für die Könige von Preussen und Großbrittannien abgelaufen, wenn nicht gegen 16 bis 18tausend wackre Hessen den Damm gegen unsre Truppen verstärkt hätten.

LXI.

Würzburg —

Du siehst, wenn du eine Universalkarte von Deutschland zur Hand nimmst, daß ich getreulich Wort halte, und das heilige römische Reich in die seltsamste Figuren von Zirkeln, Vier- und Dreyecken durch meine Märsche zerschneide und es in graden, krummen und Zikzaklinien, kurz, nach ächter fahrender Ritterart durchkreuze.

Das heßische Landvolk, lieber Bruder, ist im Ganzen genommen bis zum Eckel häßlich. Die Weibsleuthe sind die eckigsten Karrikaturen, die ich noch gesehen habe. Ihre Kleidung ist abscheulich. Die meisten gehn ganz schwarz, und tragen die Röcke so hoch, daß man gar keine Taille, wohl aber die ungelenkten Stampf-Füsse bis an die Knie erblikt. Die Männer ersetzen zum Theil durch eine anscheinende Stärke, was ihnen an Schönheit mangelt. Im Ganzen sind sie kein grosser, aber ein dauerhafter und behender Schlag Leuthe. Hie und da erblikte ich auch riesenmäßige Figuren, die aber alle ungeheure Köpfe und Füsse hatten.

Sie sind meistens blond und kraushaarigt. Ihre Lebensart ist rauh, Erdäpfel und Brandtewein, den man auch den Kindern giebt, sind ihre vorzüglichsten Nahrungsmittel.

Im Fuldischen ist das Landvolk nicht viel anders. Der ganze Strich Landes von Kassel bis über die Gränze von Franken ist rauh und wild, und die Einwohner haben das Gepräge ihres Bodens, der noch stark mit Waldung bedekt und ziemlich bergigt und felsigt ist.

Der jezige Fürst von Fuld ist ein Mann von Geschmak, guter Lebensart und liebt den Aufwand. Er denkt äusserst tolerant, und ist kein Freund der päbstlichen Hierachie. Er nennt den Pabst bey Tisch seinen Herrn Bruder. Er ist ohne Vergleich der reichste Abt in der katholischen Welt; aber zugleich auch Bischof. Die Zahl seiner Unterthanen, die er ziemlich klug und sanft regiert, beläuft sich auf ohngefähr 70000, und seine Einkünfte betragen ohngefähr 300000 rheinische Gulden. Er macht vortrefliche Schulanstalten, und gestattet seiner Geistlichkeit eine Freyheit im Reden und Schreiben, die mit der Art der katholischen Geistlichkeit in andern deutschen Ländern stark absticht. Zu Wien hielt man es während meines dortigen Aufenthalts für eine heldenmäßige Kühnheit, daß

einige profane Gelehrten behaupteten, „das Konzilium wäre über den Pabst.“ In Fuld las ich diesen und noch dreistere Sätze in theologischen Disputationen von Mönchen, die schon ihre 12 und mehrere Jahre alt seyn mochten. Die Residenzstadt Fuld ist ein hübscher und ziemlich lebhafter Ort, und ich fand viel bessere Gesellschaften, als ich erwartete. Es fehlt dem kleinen Ort an gutherzigen Mädchen nicht.

Würzburg ist im Ganzen eine sehr schöne Stadt, in einem reitzenden weinreichen und vom Mayn bewässerten Thale. Der fürstliche Pallast ist eins der schönsten und prächtigsten Gebäude, die ich in Deutschland gesehn. Unter den Einwohnern, deren 16000 seyn sollen, herrscht eine Munterkeit, ein Hang zum sinnlichen Vergnügen, und besonders unter beyden Geschlechtern eine gegenseitige Geselligkeit, die man in keiner protestantischen Stadt Deutschlands von gleicher Grösse findet, und welche dem Reitz und dem Reichthum der Landschaft umher entsprechen.

Auffallend war mir hier wie in Fuld die Aufklärung und tolerante Gesinnung der Geistlichkeit, die wirklich die bayrische und östreichische beschämt. Da diese Eigenschaften selten von den guten Sitten und der Umgänglichkeit getrennt sind, so war mir

der Ton einiger Gesellschaften, in die ich gleich in den ersten Stunden nach meiner Ankunft gerieth, um so auffallender. Ich sehe, daß man unter den Katholiken Deutschlands einige Ausnahmen zu ihrem Vortheil machen muß, so wie man unter den Protestanten Ausnahmen zu ihrem Nachtheil zu machen hat. Das leztere ist freylich nicht so arg als das erstere.

Ganz heiter ist es eben hier noch nicht. Ich sprach gestern mit einem Priester von dem bekannten Hexenprozeß, der an der hiesigen Regierung so oft ist gerügt worden. Er that erst, als wenn man diese Saite gar nicht berühren dörfte; endlich erklärte er mir mit der Miene der Vertraulichkeit: „Daß die Klügsten unter ihnen von dem Ungrund dieses Prozesses überzeugt wären; indem sehr gelehrte Theologen bewiesen hätten, daß die Nonne, welche als eine Hexe verbrannt worden, eben sowohl vom Teufel Obsessa als Circumsessa hätte können gewesen seyn.„ Ich weiß nicht, ob du den Sinn dieser Distinktion fassest. Sie soll so viel sagen, daß die Zauberkraft des Teufels nicht gerade in dem Umfang ihres Körpers seyn mußte, sondern daß der Satan, um sie der heiligen Justitz in die Hände zu spielen, ausser der Peripherie ihres Leibes alle die Wunder thun, und

die Zuschauer auf ihre Kosten blenden konnte. Ich stuzte nun freylich, als ich diesen Unsinn von einem Mann hörte, der in seinem Fach sehr seltene Kenntnisse besitzt; allein im Ganzen war es wohl keiner von Würzburgs hellsten Köpfen, und wenn diese theologische Distinktion in Zukunft eine Hexe vom Scheiterhaufen errettet, in Betracht, daß unmöglich zu entscheiden ist, ob sie Obsessa oder Circumsessa sey, so ist sie eben so unsinnig nicht mehr.

Der jezige Fürst ist ein sehr aufgeklärter, mit Staatsgeschäften und der Welt überhaupt sehr bekannter Mann. Er ist einer von den wenigen Bischöfen Deutschlands, die ihre Würde und ihr Glük bloß ihren Verdiensten zu danken haben. Er ist aus einer alten, aber nicht sehr reichen Familie, die sich von Erthal nennt, und ein Bruder des Kurfürsten von Mainz. Seine Kenntnisse und Thätigkeit empfahlen ihn dem kaiserlichen Hof, welcher ihm die ansehnliche Stelle eines kaiserlichen Konkommissärs bey dem Reichstag zu Regensburg auftrug. Er zeichnete sich daselbst durch seine Verdienste so sehr aus, daß ihn der kaiserliche Hof bey Erledigung des hiesigen bischöflichen Stuls in Vorschlag brachte.

Würzburg allein wäre eins der ansehnlichsten Bisthümer Deutschlands. Es zählt gegen 190000

Einwohner, und trägt gegen 800000 rheinische Gulden ein. Nun besizt aber der Fürst auch noch das Bisthum Bamberg, welches auch eine der fettesten Pfründen des deutschen Reiches ist, und beynahe 700000 Gulden abwirft.

Beyde Länder gehören unter die beßten in Deutschland. Sie haben alle Bedürfnisse des Lebens im Ueberfluß, und Würzburg gewinnt viel durch seine Weine, die bis nach Schweden verführt werden. Man machte mir viel Rühmens von dem sogenannten hiesigen Steinwein. Ich hab ihn gekostet. Er ist sehr feurig und brennend auf der Zunge; aber dabey sehr kalchigt und erregt Durst.

Der Ackerbau scheint in diesem Lande sehr gut bestellt zu seyn; allein in Rüksicht auf die bürgerliche Industrie ist es noch weit hinter Norddeutschland, und auch sogar hinter dem angränzenden Fuldischen zurük, welches Land wenigstens eine unbeschreibliche Menge des schönsten und feinsten Damastleinwands verfertigt, und damit so wie auch mit grobem Leinwand, einen sehr ausgebreiteten Handel treibt, dahingegen Würzburg keine Art von einem ähnlichen bürgerlichen Gewerbe hat. Da die Fuldischen Bauern sich im Winter mit Spinnen und Weben beschäftigen, so stehn sie

überhaupt genommen in ihrem rauhen Lande besser, als die würzburgischen Bauern in ihren paradiesischen Gegenden. Der hiesige Fürst hat eine beträchtliche Spiegel und Porzellänfabrik, welches die einzigen ansehnlichen Manufakturen des Landes sind. Der jezige Bischof giebt sich viel Mühe, seine Unterthanen zum Kunstfleiß aufzumuntern. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Um diesem Brief sein gehöriges Gewicht geben zu können, machte ich vor Versiegelung desselben eine Kreuzfahrt durch den ganzen fränkischen Kreis, welcher unter allen Kreisen des deutschen Reiches der kleinste ist. Allein die Prisen, die ich auf dieser Fahrt gemacht habe, sind so unbedeutend, daß sie wirklich kaum das Porto, welches du für sie zahlen must, werth sind.

Bamberg ist eine ziemlich grosse, artige und lebhafte Stadt von ohngefähr 20000 Seelen. Das merkwürdigste ist hier die Gärtnerey, welche in keiner Stadt Deutschlands so blühend ist, als hier. Einige hundert Gärtner treiben mit kleinen eingemachten Gurken, mit einer unbeschreiblichen Menge Süßholz, mit Zwiebeln, die für die beßten in Deutschland gehalten werden, und einigen andern Produkten einen sehr ausgebreiteten Handel bis

nach

nach Holland. Mit vortreflichen Küchenkräutern, den edlern Obstarten und Zugemüsen versehen sie die ganze Nachbarschaft umher. Auch das hiesige sehr gute und starke Bier wird häufig bis an den Rhein verführt. Das gemeine Volk hier glaubt, in der ganzen übrigen Welt wachse kein Süßholz mehr, und es sey von der heiligen Kunigunda die nebst ihrem Gemahl, Kaiser Heinrich dem Zweyten im hiesigen Dohm begraben liegt, zuerst hier gepflanzt, und dieser Stadt als ein ausschließliches Eigenthum zugesichert worden. Da ich doch einmahl an der Legende dieses heiligen kaiserlichen Ehepaars bin, so muß ich dir noch einen Beytrag aus dem Munde des hiesigen Publikums dazu mittheilen. Legenden sind ohnehin die einzigen Denkwürdigkeiten, die sich in dieser Gegend auffinden lassen. Vielleicht ist dir schon bekannt, daß Kaiser Heinrich der Zweyte, der Stifter dieses reichen Bisthums, seiner Heiligkeit ungeachtet, sehr eifersüchtig auf seine heilige Gemahlin Kunigunda war, und diese zum Beweiß ihrer Keuschheit nach Art des damaligen Zeitalters die Feuerprobe aushalten mußte. Als sie unversehrt über eine Reihe glühender Pflugscharen gegangen war, umarmte sie natürlicherweise ihr Gemahl, und bath sie wegen seines Verdachts gar höflich um

Verzeihung. Nun hatten sie, wie sie überhaupt in Bereicherung dieses Stiftes mit einander wetteiferten, zwey neue Gloken in die Dohmkirche machen lassen. Sie giengen einige Tage nach der Feuerprobe mit einander um die Stadt spazieren, als man mit ihren neuen Gloken zu läuten begann. Heinrichs Gloke tönte schöner, als jene seiner Gemahlin, die empfindlich darüber ward. Um ihr einen Beweiß seiner herzlichen Aussöhnung und Liebe zu geben, nahm der Kaiser seinen goldnen Ring vom Finger warf ihn eine halbe Stunde weit auf den Thurm des Dohms, so daß seine Gloke ein Loch bekam, und auf den heutigen Tag noch einen Mißton hat — Fast ist dieser Zug von Galanterie für das zehnte und eilfte Jahrhundert zu fein.

Von alten Riterromanzen, Legenden und Gespenstermärchen ließ sich in den Hochstiftern Würzburg und Bamberg eine ungeheure, und zum Theil auch eine sehr interessante Sammlung machen. Nebenher sind solche Unterhaltungen des Volks ein Beweiß, daß es viel müßig geht und keinen nützlichen Stoff zu seinem Nachdenken und seinen Gesprächen hat. Das Psalmsingen des Pöbels unter den Reformirten, wozu er seine Zuflucht nimmt, wenn er müßig oder besoffen ist,

hat freylich den Schmuk der Phantasie nicht, welcher die Unterhaltungen der Katholiken in Deutschland karakterisirt; allein es ist doch der Bestimmung des gemeinen Volkes angemessener, und giebt demselben keine falschen und schädlichen Begriffe — Eine Gespensteranekdote von Würzburg darf ich hier nicht übergehen. Man versicherte mich, daß noch auf den heutigen Tag die Schildwache in einer gewissen Strasse um 11 Uhr in der Nacht abgelöst und der Posten bis um 12 Uhr nicht besezt würde, weil in dieser Stunde ein sehr gefährlicher Mann durch die Strasse spatzierte, der seinen Kopf unter dem rechten Arm trägt.

Des vortreflichen Bodens ungeachtet sind die Einwohner der Bisthümer Würzburg und Bamberg im Ganzen genommen doch sehr arm. Der Feldbau wird nicht vernachläßigt; allein es fehlt dem Landvolk an Sparsamkeit, und dann kann der Akerbau in so volkreichen Ländern auch nicht alle Hände hinlänglich beschäftigen. Die Erziehung und die Gewohnheit sind die Hauptursache, daß man in diesen Ländern, wo die Natur sich so freygebig gegen die Menschen zeigte, so viele Bettler sieht. Die Regierungen der geistlichen Fürstenthümer in Deutschland, die ich bisher sah, sind

wirklich sanfter, als die meisten der weltlichen Staaten, und die Vorwürfe die man jenen macht, sind überhaupt genommen, sehr ungerecht. Es gehören mehrere Menschenalter dazu, um ein verschwenderisches Volk sparsam und industriös zu machen. Ein Theil der Liederlichkeit des katholischen Publikums in Deutschland ist sogar eine Folge allgemein angenommener Grundsätze seiner Lehrer. Schlözers Briefwechsel beurkundet, daß ein katholischer Priester von einem Bischof und 2 Universitäten der Ketzerey beschuldigt wurde, weil er lehrte: „Selbstliebe wäre der erste Grundtrieb der menschlichen Handlungen; Vernachläßigung des irdischen Gewinnstes, den Zeit und Gelegenheit dem Menschen darbiethen, wäre eine philosophische Sünde; eben so unerlaubt wäre es, einem andern eine Wohlthat zu erzeigen, wobey ich mir einen beträchtlichen Schaden zufügte„, u. dgl. m. Diese übertriebenen Begriffe von Freygebigkeit und Verachtung zeitlicher Dinge, sind die Ursache, warum die katholischen Deutschen überhaupt genommen gutherziger sind, als die protestantischen, wie auch Herr Pilati bemerkt hat. Die häufigen Bettler selbst sind ein Beweiß davon; denn wenn sie nicht so viele Geber fänden, würde sie die Noth schon arbeiten lehren. Allein

immer wäre es doch besser, wenn gar keine Bettler da wären, wenn auch schon das Volk etwas zurükhaltender, mürrischer und kärglicher werden sollte — Aus eben der Ursache findet man in den katholischen Städten Deutschlands unendlich mehr milde Stiftungen, als in den protestantischen, obgleich jene unendlich ärmer sind als diese. Das Julius spital zu Würzburg übertrift an Reichthum vielleicht alle Stiftungen von der Art in den preußischen Ländern zusammen genommen. Allein diese Stiftungen sind eine neue Nahrung der Liederlichkeit.

Die Bettelmönche finden ihre Rechnung bey diesen Lehren von Freygebigkeit und Verachtung der Güter dieser Erde, die sie doch selbst so sorgfältig sammeln. Sie sind auch die Hauptvertheidiger derselben; denn, die im ganzen wirklich unbedeutenden Seelenmessen abgerechnet, sind die katholischen Weltpriester von der Freygebigkeit des Publikums ganz unabhängig.

Die Pfründen der Dohmherrn von Würzburg und Bamberg gehören unter die besten von Deutschland. In guten Jahren trägt eine 3500 und mehrere Gulden ein. Man findet aber schwerlich einen Dohmherrn, der nur Eine Pfründe hätte. Manche haben 4 bis 5 Pfründen in eben so vie-

len Stiftern, und kommen jährlich auf ihre 8, 10 bis 12 tausend Gulden zu stehn. Die Prälaten dieser hohen Stifter ziehn jährlich wohl 20 bis 30tausend Gulden, und die ganze Arbeit eines deutschen Dohmherrn besteht darin, daß er nur in Einem gewissen Monath des Jahres bey dem Singen im Kor seiner Stiftskirche erscheinen muß, und er braucht keine andere Talente, als lateinisch lesen zu können, und von einer stiftsmäßigen Mutter gebohren zu seyn, denn der Adel seines Vaters im strengen Verstand läßt sich nie beweisen. In einer gewissen bischöflichen Residenzstadt Deutschlands hat man das Sprüchwort. „Daß sich die Dohmherrn selbst machten„. Wenigstens sieht man sie in solchen Residenzstädten am häufigsten um die Damen.

Man versicherte mich, daß jeder Dohmherr von Würzburg, wenn er in das Kapitel eintritt, von allen seinen Herrn Kollegen einen Ruthenschlag aushalten müsse. Diese seltsame Inaugurationsart soll verhindern, daß kein Prinz, um diese feyerliche Erniedrigung zu vermeiden, in das Kapitel aufgenommen zu werden verlange.

Nürnberg ist eine traurige Stadt, die immer mehr zerfällt. Noch gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zählte diese Stadt gegen

50000 wehrhafte Mannsleuthe, die doch wenigstens nur den vierten Theil von den sämmtlichen Einwohnern ausmachten. Nun hat sie nicht viel mehr als den sechsten Theil dieser Zahl ihrer ehmaligen Bürger. Es sind im Durchschnitt der leztern Jahre hier jährlich gegen 1100 Menschen gestorben. Einige hundert Häuser stehn ganz leer, und die übrigen sind fast durchaus nur von einzeln Familien bewohnt. Die Einwohner sind noch ein sehr fleißiges Volk, und es ist ein sehr angenehmes Schauspiel, wenn man in den Werkstätten die kleinsten Kinder mit den verschiedenen Quinquaillerie-Artikeln beschäftigt sieht, wodurch sich diese Stadt durch ganz Europa bekannt gemacht hat. Es ist unverzeihlich, daß sogar deutsche Schriftsteller diese Produkten der Nürnberger mit Spott belegen, und den Kunstfleiß derselben zu einem verächtlichen Sprüchwort gemacht haben. Rechtfertigt nicht der starke Abgang dieser Waaren die Beschäftigung dieser ihrer Landsleuthe? Es ist um so unverzeihlicher, da Nürnberg seit langer Zeit immerfort Künstler geliefert hat, die in Verfertigung mathematischer und phisikalischer Instrumente sich den berühmtesten Engländern an die Seite stellen können. Ueberhaupt wird ausser England nirgends in Stal, Eisen

und Meßing so gut gearbeitet, als in dieser Stadt; und will man es den Einwohnern verübeln, daß sie nebst den bessern Produkten auch ihre Weiber und Kinder mit nüzlichen Kleinigkeiten zu beschäftigen suchen? — Im Kunstfleiß ist Nürnberg der Stadt Augspurg noch unendlich überlegen.

Das Patriziat frißt diese Stadt nach und nach auf. Es würde meinen Glauben überstiegen haben, wenn mir es nicht mehrere Bürger von Nürnberg selbst auf ihre Ehre versichert hätten, wie unmenschlich sie von 20 bis 30 Familien behandelt werden, welche ausschließlich die Regierung in Händen haben. Von Zeit zu Zeit muß jeder Bürger ein gerichtliches Inventarium von seinem Vermögen machen lassen, und dann muß er, ich weiß es nicht ganz genau, den dritten oder vierten Theil von seinem jährlichen Gewinn der Regierung an Abgaben entrichten. Ohne das Unmäßige dieser Abgaben in den Anschlag zu bringen, so ist es für eine Handelsstadt schon eine sehr schädliche Politik, daß der Bürger den Zustand seines Vermögens vor allen Augen aufdeken muß. Diese Patrizier haben sich noch eine gewisse Anzahl von Familien an die Seite gesezt, mit welcher sie ausschließlich die öffentlichen Aemter theilen, die sehr zahlreich sind. Es ist demnach

kein Wunder, daß die reichern Bürger haufenweise aus der Stadt ziehn, und sich zu Pfyrt, auch in den östreichischen oder preußischen Staaten niederlassen.

Die Sitten der Nürnberger sind reiner und strenger als irgend einer andern deutschen Stadt. Besonders eifert der Magistrat sehr gegen die Paillardise. Es ist keine Satyre, sondern eine Thatsache, daß er ehedem durch eine Deputation einiger seiner Glieder und eines Arztes die Jungferschaften der Stadt physikalisch untersuchen ließ. Man hat diesen Auftritt, wo die Deputirten mit den Brillen auf der Nase, mitten in der Untersuchung begriffen sind, in einem sehr karakteristischen Kupferstich.

Keine Reichsstadt hat ein so grosses Gebiethe, als Nürnberg. Man schätzt die Anzahl der Unterthanen auf dem Lande auf ohngefähr 40000, und gegen diese scheint die Regierung nicht so sultanisch zu seyn, als gegen die Bürger der Stadt selbst. Wenigstens ist das Land vortreflich angebaut, ob es schon fast durchaus sandigt ist. Schönere Dörfer hab ich nirgends gesehen, als in der Gegend dieser Stadt, und alles spricht von einem hohen Wohlstand des Landvolkes, welches, so wie der Pöbel in der Stadt, seinen al-

ten Sitten und seiner Kleidertracht noch ziemlich getreu bleibt.

Die Fürstenthümer Anspach und Bayreuth, welche jezt Einem Herrn zugehörn, stechen in Rüksicht auf Industrie mit den Bisthümern Würzburg und Bamberg stark ab. Die Natur war ihnen bey weitem nicht so günstig, und doch sind ihre Einwohner, ob sie schon mit ungleich mehr Auflagen beschwert sind, viel vermögender, als die Bewohner dieser Länder. Die Städte Erlang, Anspach, Schwabach und einige andre haben sehr beträchtliche Manufakturen. Der jetzige Fürst, der lezte Sprosse seines Hauses, der auch keine neue Zweige mehr verspricht, ist ein sehr artiger und liebenswürdiger Mann. Die bekannte Madmoiselle N * * ist seine Gesellschafterin, und diese Wahl rechtfertigt seinen guten Geschmak. Seine sämmtlichen Einkünfte betragen ohngefähr 1600000 rheinische Gulden. Seine Bauren sind etwas misvergnügt über ihn, weil er ihre Söhne den Engländern verkauft hat. Es hat auch unter den Truppen selbst, die nach Amerika mußten, einige ziemlich lebhafte Gährungen abgesetzt. Er scheint das Land so gut als möglich benutzen zu wollen, weil es nach seinem Tod in fremde Hände fällt.

Das Uebrige von Franken besteht aus einer

Menge kleiner Herrschaften, deren Unterthanen zum Theil im tiefsten Druk leben. Besonders unglüklich sind die Bewohner der Ländchen, deren Herrn an grossen Höfen residiren. Sie verlieren dadurch nicht nur eine beträchtliche Summe Geldes; sondern sind auch den Erpressungen despotischer Bedienten ausgesezt, die allzeit grausamer sind, als die Herrn selbst, und die ihren Theil auch haben wollen. In einem gewissen fränkischen Fürstenthum, dessen Besizer immerfort abwesend ist, bleibt ein Verwalter selten länger als 6 oder 8 Jahre an seiner Stelle. In dieser kurzen Zeit hat er sich allzeit so viel zusammen gespart, daß er kein Bedienter mehr seyn, sondern sich seinem Herrn gleich setzen will. Hier wirst du dich der Bedienten der indischen Kompagnie in England erinnern, die man nach ihrer Zurükkunft Nabobs zu nennen pflegt, welches sie auch auf Kosten der Indier im buchstäblichsten Verstand des Wortes gemeiniglich sind. Man hat es den stehenden Armeen zu verdanken, daß die Bauern dieser Gegenden unter der Geissel ihrer Nabobs so geduldig sind. In dem bekannten Aufruhr, den sie um das Jahr 1525 erregten, und den Göthe in seinem Göz von Berlichingen so natürlich dargestellt hat, sprangen sie mit den

Grafen, Herrn und ihren Bedienten seltsam genug um. Ein Haufen derselben bemeisterte sich einiger Schlösser der Grafen von Hohenlohe, pakte diese beym Kragen, und schrie ihnen unter die Nase: „Nun sind wir Herrn von Hohenlohe und Ihr seyds nicht mehr.„ Unpolitisch war es damals von den fränkischen, schwäbischen und rheinischen Städten gehandelt, daß sie zur Unterdrükung der Bauern die Hände bothen. Jezt empfinden sie den Druk der Fürsten so stark, als die Unterthanen derselben selbst, und bey der seit dieser Epoche durch die stehenden Truppen bewirkten Ueberlegenheit der Fürsten war kein anderes Rettungsmittel mehr für sie übrig, als wenn sie mit den Bauern bey einem solchen günstigen Anlaß gegen die Fürsten und den Adel gemeinschaftliche Sache gemacht hätten, wie es ihre politische Lage erfoderte. Ohne ihre Hülfe wäre man nie von den Aufrührern Meister geworden. Die nun so ohnmächtigen Städte, Halle, Bopfingen, Dünkelspühl, Nördlingen u. a. m. waren damals den aufrührischen Bauern förchterlicher, als die mächtigsten Fürsten. Nun haben sie keinen so günstigen Anlaß mehr zu erwarten.

LXII.

Frankfurt —

Auf meinem Weg hieher kam ich durch den Spessart, die dikste Waldung, durch die ich noch in Deutschland auf einer ordentlichen Strasse gekommen bin. In neun Stunden Wegs sah ich nur ein einziges Dorf und ein Jagdhaus. Alles übrige war fast ununterbrochenes Gehölze und guten Theils auch Gebirge. Dessen ungeachtet ist die Strasse vortreflich, und der Kurfürst von Mainz, dem der größte Theil dieser Holzung zugehört, hält sie auch von Räubern sehr rein. Seit 20 Jahren weiß man kaum zwey Beyspiele, daß jemand in dieser schauerlichen Waldung wäre angefallen worden. Sie ist jezt so sicher, daß man ohne alles Bedenken sogar in der Nacht durchreiset. Zu Aschaffenburg, einem hübschen, lustigen Städtchen, liegen immerfort gegen 30 Husaren, welche zu gewissen Zeiten den Spessart durchreiten, um ihn wegen verdächtigem Gesindel zu säubern. Wenn alle Deutsche Fürsten ihre Handvoll

stehende Truppen zu dieser Bestimmung gebrauch-ten, so hätte man nichts gegen die Militärsteuern und die gewaltthätigen Werbungen der Söhne ihrer Bauern einzuwenden.

Die schöne und gesunde Lage reizte mich, zu Aschaffenburg einige Rasttäge zu machen. Gegen Osten und Norden zieht sich der Spessart in einiger Entfernung in einem Halbzirkel um diese Stadt, und dekt die weite Ebene, welche sie auf ihrer Anhöhe gegen Süden und Westen hin beherrscht, gegen die rauhen Winde. Die Gegend um die Stadt ist ungemein fruchtbar. Besonders trägt sie eine ungeheure Menge gutes Obst. Man macht aus gewissen Gattungen von Aepfeln einen Wein, den nur eine feine Kennerzunge von dem ächten Wein unterscheiden kann. Er ist schon als geringer Rheinwein nach Norden geführt worden, und ich hab hier Obstwein gekostet, der seine 7 Jahre alt war, sein Feuer hatte, aber auch mit 24 Kreutzer, die Maaß, bezahlt werden mußte, um welchen Preiß man hier auch einen ziemlich guten Rebenwein haben kann.

Die Regierung muntert die Einwohner auf, die Vortheile dieser Lage so viel als möglich zu benutzen. Man hat Maulbeerbäume gepflanzt, und schon einige glükliche Versuche mit der Seiden-

wurmzucht gemacht. Jenseits des Mains, der Stadt grade gegenüber, zieht sich eine schöne grade Allee durch die unübersehbare Ebene. In dieser Allee fand ich ein vortrefliches Denkmal aus dem sechszehnten Jahrhundert. Ein alter Deutscher Ritter kniet in Lebensgrösse und in seiner völligen Rüstung vor einem Kreuzbild, zu dessen Füssen er seinen Helm niedergelegt hat. Das Ganze hat eine ungezwungene Pyramidenform, deren Spitze das Kreuz, die Nebenseiten aber der Ritter und seine Haube auf die leichteste und ungesuchteste Art machen. Es fällt vortreflich ins Auge, und ist auch sehr gut ausgearbeitet. Besonders ist der Kopf des Ritters voll Ausdruk. Ich will es nicht der Regierung oder den sämtlichen Einwohnern von Aschaffenburg zur Last legen, daß man dieses schöne Denkmal auf die infamste Art verstümmelt hat. Du weißt, daß die alten Ritterrüstungen anstatt des Hosenlatzes einen grossen runden Knopf haben, um der Mannheit Raum zu lassen. Nun muß ein Grillenfänger oder eine Grillenfängerin diesen Knopf ärgerlich gefunden haben: Kurz, man hat ihn mit einem groben Meisel weggeschlagen. Das Uebel ist nun gewiß ärger; denn manchen wäre der Knopf gar nicht aufgefallen, weil man ihn an allen ähnlichen Abbildungen zu sehen

gewohnt ist: Nun gehen aber die groben Meisel-hiebe so tief und eckigt in den Körper hinein, daß sie jedermanns Augen auf sich heften, und die Phantasie zum weitern Eindringen in die Mitte des Ritters reitzen müssen. Dieser unbesonnene Keuschheitseifer sticht mit den Sitten der Einwohner der Stadt stark ab. Der Hosenknopf trug gewiß nichts dazu bey, daß die hiesigen Mädchen so schmachtend sind, und man an den Sonn- und Feyertägen in den öffentlichen Wirthshäusern beyde Geschlechter auf die bunteste und ungezwungenste Art durch einander gemischt sieht.

Frankfurt ist eine sehr schöne und grosse Stadt. Prächtigere und bessere Gasthäuser als die hiesigen, findet man in Deutschland nicht. Nebst Hamburg ist diese Stadt die einzige Reichsstadt, die sich in ihrem alten Glanz erhält. Im Gegentheil, während daß die ehemals so mächtigen Städte Nürnberg, Augspurg und andere immer mehr zerfallen, nimmt Frankfurt immer mehr zu. Es verschönert sich auch äusserlich ungemein. Es wird sehr lebhaft gebaut, und die vielen neuen Häuser zeugen, daß die Einwohner ihren Reichthum mit Geschmak verwenden wollen. Millionärs (von Livres) zählt man hier gegen 30, und man weiß gegen 60 bloß kalvinische Häuser zu nennen,

die gegen 100000 Gulden und drüber vermögen. Die Zahl der eben so reichen Lutheraner und Katholiken ist nicht geringer, und es mögen 200 Häuser hier seyn, die beynahe 100000 Gulden und drüber besitzen. Ueberall sieht man Spuren eines hohen Wohlstandes. Die Meublirung der Häuser, die Gärten, die Equipagen, die Kleidungen, der Schmuck der Frauen, kurz, alles übersteigt das Bürgerliche, und gränzt nahe an den verschwenderischesten Pracht.

Der Handel von Frankfurt ist für Deutschland sehr verderblich. Die Ausfuhr deutscher Waaren von hier nach fremden Ländern beträgt nach einem ziemlich genauen Ueberschlag eines einsichtigen hiesigen Bürgers kaum den 12ten Theil der Einfuhr aus Frankreich, Holland, Italien und andern Ländern. Die erstere beruht auf Eisen und einigen andern rohen und verarbeiteten Metallen, die größtentheils nach Holland und Frankreich verführt werden, auf Wein, Leinwand und einigen andern unbeträchtlichen Artikeln; die leztere hingegen beruht auf allen Gattungen von Spezereyen, Galanterie-Waaren, fremden Weinen, fremden Tüchern und Seidenzeugen, und kurz, auf allem, was unser Vaterland, Italien und England für den höchsten Luxus liefern, und Frankfurt ist der

Hauptkanal, wodurch das deutsche Reich sein Geld ausfliessen läßt. Der Geldverlust, den diese Stadt den Gegenden des Oberrheins, der obern Donau, und des Mains verursacht, läßt sich aus dem Werth des Louisd'ors ermessen. Da alle Zahlungen von hier nach Frankreich und Holland in dieser Geldsorte geschehen müssen, so gilt derselbe hier gemeiniglich 12 Kreutzer mehr, als im übrigen Deutschland, die Gegenden des Niederrheins ausgenommen, die den nämlichen unpatriotischen Handel treiben. Alte Leuthe in hiesiger Gegend, in Bayern, Franken und Schwaben wissen sich noch wohl zu erinnern, daß unsre Louisd'ors und Kronenthaler seit den Operationen Ludwigs des Vierzehnten in diesen Ländern die gängigste Geldsorte waren. Nun sind sie aber im alltäglichen Handel und Wandel sehr selten geworden. Die wenigsten wurden eingemünzt, wie denn die Münze mit dem hiesigen hohen Wechselkours dieser Geldsorten im Agio nicht konkurriren kann. Noch immer werden sie Haufenweis baar nach Holland geschikt, und unlängst sind hier 20 Kreutzer per Louisd'or über den gewöhnlichen Werth bezahlt worden.

Man hat wohl hier und in der Gegend umher einige Manufakturen von Wollenzeugen, Tapeten,

Kotton, u. s. w. die zum Theil hiesigen Kaufleuthen gehören, zum Theil aber durch hiesige Kaufleuthe abgesezt werden, wie denn auch ein grosser Theil der sehr gängigen Wollenzeuge von Hanau durch die dritten hiesigen Hände verhandelt wird. Allein im Ganzen genommen, ist die hiesige Handlung ein träges Judenkommerz, welches wenige deutsche Hände nützlich beschäftigt, und größtentheils auf der inländischen Verzehrung beruht. Die größten hiesigen Kaufleuthe schämen sich nicht, Krämer zu seyn, und eine Menge Handelsleuthe von 40, 50 bis 60tausend Gulden Vermögen, machen Kommissionärs, anstatt daß sie, wenn sie mehr Thätigkeit und wahren Industriegeist hätten, ihr Geld mit mehr Vortheil zu Manufakturen anlegen könnten.

Die Lage versichert dieser Stadt einen ewigen Genuß der Vortheile, wodurch sie so reich geworden. Sie liegt mitten in dem beßten Theil von Deutschland, dessen natürlicher Reichthum den Luxus begünstigt, und der in so unendlich kleine Herrschaften zerstükt ist, daß sie von Verboten fremder Waaren und Prachtgesetzen nichts zu beförchten hat. Sie hat keinen so mächtigen und über seinen und seiner Unterthanen Nutzen so aufgeklärten Nachbarn, wie Danzig, welches die

nämliche Art von Gewerbe trieb, als sie; nun aber zum Vortheil von Preussen und Polen zu Grunde geht.

Diese Stadt zählt 34000 Seelen, die Fremden, ausser den Messen, mitgerechnet. Man schäzt die Zahl der Fremden, welche die Messen gewöhnlicher Weise hieher ziehn, auf einige tausend. Unter diesen waren in der Herbstmesse vorigen Jahres gegen 50 fürstliche Personen. Die fremden Standespersonen, welche die Bäder und Gesundbrunnen Deutschlands besuchen, nehmen gemeiniglich den Weg über Frankfurt, weil diese Stadt die gangbarsten Hauptstrassen Deutschlands beherrscht, sie gute Gesellschaft finden, und das Getümmel der Messen in einer so schön gelegenen Stadt, verbunden mit einer ganz uneingeschränkten Freyheit der Lebensart, ein reitzendes Schauspiel ist. Der deutsche Adel wird durch zu machende Zahlungen und Käufe, durch die Nachbarschaft vieler fürstlichen Höfe und viele andre Reitze hieher gelokt. Die Regierung der Stadt, die ehedem sehr finster war, hat nun eine gefälligere Miene angenommen, und sucht den Fremden während der Messe ihren Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Man hat Schauspiele, Konzerte, einen Vauxhall, die schönsten Spatzierplätze, öffentliche

Tanzböden und Freudenmädchen in Ueberfluß. Die leztern sind hier zudringlicher, als in irgend einer andern Stadt Deutschlands. Kein Mannsbild kann hier in der Dämmerung auf einer öffentlichen Promenade spatzieren, ohne von ihnen angefallen zu werden. Zwey dieser gutherzigen Geschöpfe, denen ich gestern Abends ein wenig zu starr ins Gesicht sah, und welche meinen Blick für eine Liebeserklärung hielten, fiengen im Angesicht vieler Spatzierenden sehr laut auf mich zu schimpfen an, als sie sich an mich hängen wollten, und ich sie von mir stieß. Es sind auch verschiedene, zwar unprivilegirte, öffentliche Liebeshäuser hier, und in einigen benachbarten Dörfern wimmelt es von Kreaturen dieser Art, wie denn das der Stadt zugehörige Dorf Bornheim sich durch diese Art von Kommerz durch ganz Deutschland berühmt gemacht hat.

Ausser der Messe sind die Fremden, die sich dem ungeachtet sehr häufig hier aufhalten, ziemlich eingeschränkt. Diese Stadt ist zwar eine von den wenigen Reichsstädten, welche sich von der Tyranney des Zunftsystems frey gemacht haben; allein da verschiedene Zünfte der Regierung grosse Abgaben entrichten, so sucht sie dieselbe auf eine den Fremden sehr lästige Art bey ihren Privilegien

zu schützen. Die Wirthe z. B. gestatten nicht, daß sich ein Fremder ausser der Messe in einem Privathaus einquartiere, wenn er auch die Tafel in einem Gasthaus nimmt. Oefters spielt den Fremden auch eine gewisse kleinstädtische Eifersucht, welche dem guten Ton dieser grossen und artigen Stadt nicht entspricht, einen schlimmen Streich. Vor einigen Jahren hielten sich zwey reich appanagirte Mätressen eines grossen Deutschen Prinzen, unsre Landsmänninen hier auf, und verschwendeten ein ungeheures Geld. Der Magistrat verwies sie aus der Stadt, unter dem Titel eines ärgerlichen Lebens; im Grunde war aber die Eifersucht einiger hiesigen Damen, welche es den Verwiesenen an Aufwand nicht gleich thun konnten, daran Schuld.

Der immer steigende Luxus von Deutschland überhaupt, besonders aber der benachbarten Gegenden, die Gewohnheit eines Theils des deutschen Adels, sich gegenseitig hier zu produciren, welche immer allgemeiner wird, das nun immer zunehmende Bestreben des Magistrats, den Fremden alle Arten von Vergnügungen zu verschaffen, die vortreflichen Strassen, welche die Stadt mit ganz Deutschland verbinden, die unvergleichlichen Gasthäuser, u. s. w. sind die Ursachen, daß die hiesige Messe seit mehreren Jahren wieder zunimmt, da

sie doch zuvor durch eine lange Periode immer abgenommen hatte. Sie wird jezt sogar von Parisern und Londnern besucht, welche hier die ersten Artikel des Luxus absetzen.

Im Ganzen sind die Einwohner dieser Stadt ein wenig steif im Umgang. Man findet aber doch Gesellschaften genug von der ersten Güte. Besonders giebt es unter den sogenannten Patriziern, die meistens von gutem Adel, aber nicht vorzüglich herrschend sind, sehr ausgebildete Leuthe. Frankfurt hat auch Deutschland von jeher und immer Gelehrte vom ersten Rang geliefert, und wirklich findet man hier im jedem Fach der Wissenschaften und Künste vortrefliche Männer. Nur das inquisitorische Ansehn der Geistlichkeit der hier herrschenden lutherischen Kirche steht der Freyheit des Geistes und der Verfeinerung des Publikums im Weg, und schadet auch der Handlung und Industrie ungemein viel, wie denn die Reformirten, die nach dem Verhältnis ihrer Anzahl ohne Vergleich der reichste Theil der Einwohner sind, aller ihrer Bemühungen ungeachtet, die Dultung ihres öffentlichen Gottesdienstes in der Stadt noch nicht erhalten konnten, obschon die Katholiken, deren Religion von der hier herrschenden Kirche ungleich verschiedener ist, als jene der Reformirten, die

meisten Kirchen besitzen, und die Juden eine öffentliche und sehr grosse Synagoge haben.

Die Anzahl der hier angesessenen Juden belåuft sich auf ohngefåhr 6000. Es giebt Millionårs unter ihnen, die in jeder Art des Aufwandes mit den Kristen wetteifern. Ihre Industrie ist unbeschreiblich. Sie machen hier Maquераus, Sprachmeister, Tanz-Fecht-Schreib- und Rechenmeister, Lehnlaquayen u. s. w. und ihre Tôchter sind auch für die Unbeschnittenen feil. Wer sich in die Nåhe ihrer Strasse wagt, låuft in Gefahr, von ihnen erdrükt zu werden. Dutzendweis fallen sie die Fremden an, und suchen ihnen ihre Waaren aufzudringen. Ohne Hülfe des Stockes kömmt man nicht leicht von ihnen los, und sie laufen den Fremden wohl auf 3 bis 4hundert Schritte nach. Die Håuser ihrer ringsum vermauerten Strasse sind bis unter das Dach mit Leuthen angefüllt, und in sieben Håusern, die vor einigen Jahren in derselben abbrannten, und zusammen kaum 50 Schritte in die Långe hatten, wohnten gegen 1200 Seelen. Dagegen wohnt in einem der grôssern Håuser, die gemeiniglich den Reichsten zugehören, ôfters nur Eine Familie, welches ein Beweis von einem ungeheuern Vermôgen ist, indem die Hauszinse in dieser Strasse vielleicht theurer

sind, als in irgend einer Gegend von London, Paris oder einer andern grossen Stadt. Der Magistrat hat das Gesetz gemacht, daß es platterdings keinem Juden erlaubt seyn soll, ausser dieser Strasse zu wohnen. Er sah aber durch die Finger, und nun erneuert er periodisch dieß Gesetz, um von den Juden, welche ausser ihrer Strasse wohnen, von Zeit zu Zeit eine ausserordentliche Abgabe zu ziehn.

Die sogenannten hiesigen Kollegien sind eine vortrefliche Einrichtung. Sie sind besondre Gesellschaften von Leuthen eines und des nämlichen Standes, die sich auf gewisse Täge versammeln. Man hat Kollegien von Adelichen, von Künstlern nach ihren verschiedenen Beschäftigungen, von Buchhändlern, Doktoren der Rechte und der Medizin, kurz, von allen Ständen. Es ist für einen Fremden gar nicht schwer, eingeführt zu werden, und der Vortheil, in Einer Stunde mit allen, oder doch den meisten und vorzüglichsten Leuthen seines Standes in der Stadt bekannt zu werden, ist unschätzbar.

Die Regierung der Stadt ist vermischt und sehr verwickelt. Der Kampf zwischen der Aristokratie und Demokratie ist hier heftiger als in irgend einer andern Republik unsers Zeitalters. Es vergeht

fast kein Jahr, daß nicht die Bürgerschaft gegen den Rath, oder dieser gegen jene einen neuen Prozeß anfangen sollte, und da die Prozesse bey den hohen Reichsgerichten einen sehr trägen Gang haben, so sind die Prozesse der Stadt Frankfurt gegen sich selbst nun schon zu einigen Dutzenden angewachsen. Ich hab von guter Hand, daß die Stadt bloß in ihren eignen Sachen im Durchschnitt der lezten 20 Jahre jährlich 30000 Reichsthaler Prozeßunkosten gehabt hat. Die Rabulisterey und Zanksucht ist nirgends höher gestiegen als hier. Mit allen benachbarten Fürsten, Grafen und Herren liegt diese Stadt zum Vortheil der Juristen zu Wien und Wetzlar im Streit, und diese Prozesse mit ihren Nachbarn haben sie in der besagten Periode jährlich wenigstens 20000 Reichsthaler gekostet, so daß die Prozesse überhaupt in den gemeinen Ausgaben jährlich einen Artickel von 50000 Thalern ausmachen. — Die sämmtlichen Einkünfte der Stadt sollen sich beynahe auf 600000 Gulden belaufen, wozu die Akzise und Zölle das meiste beytragen. Die Steuern der Bürger, welche Schatzungen genennt werden, sind sehr mäßig und von dem wahren Geist einer handelnden Republik angeordnet worden. Sie sind in zwey Klassen, nämlich in die grosse Schatzung von 50, und

die kleine von 25 Gulden eingetheilt. Jeder Bürger hat die Freyheit, die grosse oder kleine Schazung zu bezahlen, und schäzt sich also selbst; doch ist, wenn ich nicht irre, ein Vermögen von 30000 Gulden zur Gränzlinie beyder Schatzungen angenommen worden; allein der hiesige Magistrat hat nicht, wie der von Nürnberg, das Recht, von dem Vermögens-Zustand des Bürgers zum Nachtheil der Handlung ein Inventarium aufzunehmen. Er findet auch seinen Vortheil dabey, daß er ihm die Freyheit läßt, sich selbst unter oder über diese Gränzlinie zu setzen, denn es liegt jedem Kaufmann daran, im Ruf eines Mannes von mehr als 30000 Gulden Vermögen zu stehn, und also die grosse Schatzung zu bezahlen. — Die Beysassen, wozu alle Reformirten, und auch ein grosser Theil der Katholiken gehören, haben grössere Abgaben zu entrichten. Die leztern können wohl durch die Gnade des Rathes das Bürgerrecht, aber nie Theil an der Regierung bekommen. Die erstern sind platterdings von der Bürgerschaft ausgeschlossen.

LXIII.

Maynz —

Das Land zwischen hier und Frankfurt, besonders in der Nachbarschaft von Maynz, ist eines der reichsten, die ich in Deutschland sah; und die Strasse ist die beste und schönste, auf welcher ich noch in Deutschland ritterlich ausgezogen. Bis auf eine Stunde von Frankfurt ist sie schnurgerade, hochgewölbt, wohlgepflastert, und zu beyden Seiten dicht mit hohen Steinen besetzt, welche die Fußgänger gegen die Wagen und Pferde sicher setzen. Nur ist der Raum in der Mitte für 2 Wagen etwas zu enge. Frankfurt hat durch sein ganzes Gebiethe die Strassen auf diese prächtige Art machen lassen, und jede Stunde Wegs soll die Stadt über 60000 Gulden gekostet haben. Die Chaussee ist die 7 Stunden durch das Maynzische zwar nicht so kostbar gebaut, als durch das Gebiethe der Stadt Frankfurt; allein sie ist breiter, durchaus zu beyden Seiten mit Bäumen besezt, und sehr gut unterhalten. Hier und da bildet sie die schönsten Alleen von alten Wallnuß-

oder Obstbäumen, und die Dörfer am Ende derselben fallen im Perspektiv vortreflich ins Auge. Schwerlich wird in Deutschland eine Strasse stärker befahren als diese; wenigstens wird die Station des Postmeisters von Hatersheim, welches in der Mitte zwischen beyden Städten liegt, für die beste von den Reichspoststationen gehalten. Das Pferd zahlt auf einer Station im Maynzischen 2 Pfennige Chausseegeld, und jede der 3 Chausseestationen trägt beynahe 6000 Gulden ein. Es paßiren also jährlich ohngefähr 72000 Pferde diese Strasse, wobey eine Menge herschaftliche Pferde nicht mitgerechnet sind. Nebstdem gehn täglich noch 2 grosse sogenannte Markschiffe zwischen beyden Städten auf und ab, die immerfort mit Leuthen und Waaren angefüllt sind. — Ich sah auf dieser Strasse Güterwagen, die in der Ferne wie grosse Häuser aussahen; 16 bis 18 der stärksten Pferde vorgespannt hatten, und, wie mich die Fuhrleuthe versicherten, gegen 140 bis 150 Zentner geladen hatten. Sie gehn meistens von Frankfurt nach Straßburg.

Wir kamen durch das artige Städtchen Höchst, welches 2 Stunden von Frankfurt auf einer Anhöhe eine vortrefliche und sehr gesunde Lage hat. Ich würde von diesem Ort keine Meldung ge-

than haben, wenn ich nicht eine Bemerkung des Herrn Moore über denselben berichtigen müßte, und ich dir nicht ein seltenes Beyspiel falscher politischer Grundsätze von 2 verschiedenen Regierungen bey diesem Anlaß zu geben hätte.

Nahe bey diesem Städtchen erblikt man einen prächtigen Pallast, dessen Bauart aber nicht sehr schön ist. Der Erbauer war ein gewisser Italiener Namens Bolongaro, der sich ohne Kreutzer und Pfennig, bloß durch seine Industrie, ein Vermögen von wenigstens 1. 1/2 Million Gulden zu erwerben wußte. Er hat blos durch den Schnupftobak, der seinen Namen trägt, und noch durch ganz Deutschland sehr bekannt und beliebt ist, sein Glük gemacht. Er war Beysässe zu Frankfurt. Ich weiß nicht, wollte er wegziehn, oder wollte der Rath von Frankfurt ihn als einen Ausbürger von neuem taxieren; kurz, es kam darauf an, der Regierung den Zustand seines Vermögens vorzulegen. Er both dem Rath eine ungeheure Summe Geldes an, um seine Fodrungen überhaupt, und ohne genaue Untersuchung seines Vermögens zu befriedigen. Dieser beharrte aber mit einer sehr kleinstädtischen und unverzeihlichen Hartnäkigkeit auf einem Inventarium. Der Fürst von Maynz und die Stadt Frankfurt haben ihren

Unterthanen durch einen Vertrag einen ganz freyen Abzug gestattet, wenn sie sich in einem der gegenseitigen Gebiethe niederlassen. Herr Bolongaro, ein trotziger und rachsüchtiger Mann, ergriff diese Gelegenheit, um sich an dem Magistrat zu rächen. Er baute sich zu Höchst an, ward ein Maynzischer Unterthan, braucht nun dem Rath von Frankfurt kein Inventarium seines Vermögens vorzulegen, und kann dasselbe aus dieser Stadt ziehn, ohne einen Kreutzer zurükzulassen. Herr Moore sagt, der ungeheure Pallast, den er zu Höchst gebaut habe, stünde ganz leer; allein, wie viel darinn gearbeitet werde, läßt sich zur Genüge daraus schliessen, daß Herr Bolongaro jezt der Stadt Frankfurt wenigstens 8000 Gulden jährlich an Zöllen weniger bezahlt, als ehedem, wo seine ganze Handlung noch daselbst war. Nebstdem hat er einen guten Theil der Speditionen der Güter, welche von Bremen, Hamburg, aus dem heßischen und hannövrischen nach Schwaben, dem Elsaß, der Schweitz u. s. w gehn, von Frankfurt nach Höchst gezogen, welches ihm die Regierung von Maynz durch Erbauung eines sogenannten Kranen am Mayn, vor seinem Pallast, ungemein erleichterte. Herr Bolongaro trieb seine Rache noch weiter. Er nahm einen seiner

Landsleuthe, Namens Beggiora, einen feinen, fleißigen und sehr geschikten Mann aus dem Komptoir eines der besten Handelshäuser von Frankfurt, und trat mit ihm in Gesellschaft zur Errichtung einer besondern Spezereyhandlung zu Höchst, welcher Handlungszweig der wichtigste von Frankfurt ist. Bloß die Firma des Herrn Bolongaro war für diese neue Handlung, welche bey demselben offene Kasse hat, und ihm die Summen, welche sie daraus nimmt, zu gewissen Prozenten verintereßirt, ein unschätzbarer Vortheil. Nebstdem hat sie aber auch die Zollfreyheit zu geniessen, welche Herr Bolongaro in dem Vertrag mit der Regierung von Maynz auf 20 Jahre für sich bedungen hat. Durch diese ansehnlichen Vortheile unterstüzt, ward diese neue Spezereyhandlung mit einer solchen Lebhaftigkeit eröfnet, daß sie nun schon gegen 160000 Gulden aus der Kasse des Hr. Bolongaro umsezt. Alles das beweißt sattsam, das der Rath von Frankfurt durch seine Härte gegen einen seiner reichsten Unterthanen sich sehr gegen das Wohl seiner Vaterstadt versündigt hat, und daß Herr Moore welcher ohne Zweifel das Gebäude des Hr. Bolongaro in Gesellschaft einiger Herrn von Frankfurt und durch die Brille derselben besichtigt, daß

selbe

selbe eben nicht so ganz leer würde gefunden haben, wenn er von seinen eignen Augen einen bessern Gebrauch gemacht hätte.

Die Regierung von Maynz begieng aber noch einen viel grössern Fehler bey der Aufnahme des Herrn Bolongaro, als die Stadt Frankfurt durch Vertreibung desselben. Millionärs sind, besonders für einen kleinen Staat, eben nicht allzeit Gewinn, und ein paar Dutzend Weberstüle, die einige Bürger redlich nähren, sind allzeit mehr werth, als eben so viele Palläste von der Art des bolongarischen. Der Hof von Maynz bezahlte die Ehre, einen Millionär zum Unterthanen zu haben, sehr theuer. Er bewilligte ihm Bedingungen, die überwiegend zu seinem Vortheil sind, ohne daß das Land etwas dabey gewinnt. Herr Bolongaro verpflichtete sich, 20 Jahre lang jährlich eine gewisse Summe, ich glaube, 20000 fl zu Höchst zu verbauen. Dagegen gestattete ihm die Regierung von Maynz eine 20jährige Zollfreyheit, ganz freyen Handel und Wandel, die unerschöpflichen Steine aus den Trümmern eines alten Schlosses, und 4 freye Pferde zu seinem Gebrauch. Der ersparte Zoll und der freye Abzug von Frankfurt allein wogen die Anerbietungen des Herrn Bolongaro jährlich 20000 fl. zu ver-

bauen auf. Allein dieser wußte den Vertrag vollends bloß zu seinem Vortheil geltend zu machen. Nach seiner pralerischen Art machte er die Regierung von Maynz glauben, er würde in den bedungenen 20 Jahren eine ganz neue und ansehnliche Stadt bauen, welche er selbst zu Ehren des verstorbenen Kurfürsten Emmerichsstadt nennte. Er baute zwar einige Häuser an seinen Pallast an, die Herr Moore ohne Zweifel für Flügel desselben ansah, die aber nun als Bürgerhäuser von dem Eigenthümer vermiethet werden. Allein es ist doch zuverläßig, daß Herr Bolongaro jährlich kaum die Hälfte von der bedungenen Summe Geldes verbaute, und sein Komptoir machte viele Jahre lange die ganze Emmerichsstadt aus, woraus er seine Briefe in die ganze Welt datirte.

Es wäre immer noch zu verzeihen, daß sichs die Regierung von Maynz so viel kosten liesse, einen Millionär zu aquiriren, wenn er wenigstens doch einige Hände im Land nützlich beschäftigt und einen beträchtlichen Theil seines Vermögens zu einem vesten und dauerhaften Gewerbe in demselben angelegt hätte. Allein, die wenigen Maurer und Zimmerleuthe abgerechnet, zieht sonst kein maynzischer Unterthan nur einen Kreutzer von

Herrn Bolongaro. Fast all sein Tobak wird ausser Landes gemahlen, und der größte Theil desselben auch aus Frankfurt verschikt, wie denn sein Hauptkomtoir und Magazin immer noch in dieser Stadt ist. Er zog nur den Theil seines Gewerbes nach Höchst, den er zu Frankfurt nicht so vortheilhaft betreiben konnte, und machte die Rechte eines maynzischen Unterthans nur in so weit geltend, als er dieser Reichsstadt schaden konnte, ohne seinem neuen Souverän nur das geringste zu nutzen. Es stand auch ihm und seinen Erben frey, sich mit Frankfurt auszusöhnen, und augenbliklich Höchst zu verlassen. Alsdann hätte er sich auf die wohlfeilste Art einen Sommerpallast, wozu sein Gebäude eine unvergleichliche Lage hat und auch eigentlich bestimmt zu seyn scheint, nebst einigen Bürgerhäusern gebaut, deren Miethe ihm das kleine Kapital, welches sie gekostet, reichlich verintereßirt, oder die er mit ansehnlichem Gewinn verkaufen könnte.

Allein das alles war noch eine läßliche politische Sünde der Regierung von Maynz. Eine unverzeihliche Todsünde im politischen und moralischen Betracht war es aber, daß man Herrn Bolongaro eine ganz unbedingte Handlungsfreyheit gestattete. Dieser Mann, der nun im Grabe Staub

und Asche geworden ist, war ein Original von pöbelhaftem Geitz. Man hat Züge von Filzigkeit von ihm, die fast allen Glauben übersteigen, und mit einer gewissen groben und beleidigenden Praalerey, die ihm eigen war, einen seltsamen Kontrast machten. Ein schadenfroher Stolz trieb ihn an, auch die kleinsten seiner Mitbürger das Uebergewicht seines Geldes fühlen zu lassen, und alles zu thun, was ihn auf Kosten derselben nur um einige Pfennige bereichern konnte. In dem Städtchen Höchst waren 8 bis 9 Krämer, die sich redlich nährten, und auch einige Handlungsgeschäfte im Grossen machten. Es war Herrn Bolongaro nicht genug, unter dem Schutz des Hofes von Maynz einen Theil seines grossen Handels mit so überwiegenden Vortheilen betreiben zu können; sondern er war auch stolz darauf, durch diese Vortheile einen Theil der Krämer von Höchst, wo nicht ganz zu Grunde zu richten, doch sehr zurüksetzen zu können. Er eröfnete eine Spezereybude, wo er im kleinsten Detail verkaufte. Die Regierung von Maynz, die sich sonst von den geistlichen Regierungen Deutschlands sehr zu ihrem Vortheil auszeichnet, bedachte nicht, daß 8 mittelmäßig wohlhabende Bürger einem Staat viel werther seyn müssen, als ein sehr rei-

cher, wenn auch das Kapital des leztern jenes der erstern tausendmal aufwiegen sollte, und sah beym Detailhandel des Herrn Bolongaro durch die Finger, der über lang oder kurz ihr doch einige schätzbare Unterthanen auffressen wird. In jedem wohleingerichteten Staat unterscheidet man sorgfältig die Kaufleuthe von den Krämern. Die Dinge, welche im Lande verzehrt werden, ernähren auf diese Art einige Bürger mehr, und durch die Vertheurung, welche diese Einrichtung veranlaßt, wird die Verzehrung zum Vortheil des Staats vermindert. Auch kann der grosse Kaufmann, wenn er zugleich den Krämer macht, die Regierung viel leichter um die Akzise betrügen, als der blosse Detaileur. Noch mehr. Die Krämer, welche sich zu Höchst angebaut und ihr Bürgerrecht erkauft hatten, bildeten eine Art von geschlossener Zunft. Sie dachten nicht daran, daß die Landesregierung unklug genug seyn würde, ihre Anzahl so zu vermehren, daß sie einander aufreiben müßten; aber noch viel weniger konnten sie daran denken, dieselbe würde ungerecht genug seyn, und den gesellschaftlichen Vertrag so sehr brechen, daß sie einem neuangekommenen Femdling Vortheile gestattete, die sie, wenigstens zum Theil, zu Grunde richten müssen. Die Nie-

derträchtigkeit des Herrn Bolongaro gieng noch weiter. Er wollte sogar die wichtigsten Artikel der Krämer von Höchst zu einem Monopolium seiner Bude machen, und both in dieser Absicht der Regierung eine gewisse Summe Geldes, wozu sich aber der jetzige, sehr einsichtige Kurfürst, nicht verstehn wollte. Um das Maaß aller Niederträchtigkeit voll zu machen, brachte Herr Bolongaro bey der Regierung eine Klage gegen die sehr zahlreichen Fischer von Höchst an, einige derselben hätten, ich weiß nicht eine Statue oder einen Baum seines Gartens beschädigt, und drang darauf, man sollte denselben die Fischerey auf dem Nidfluß, welcher an der Mauer seines Gartens sich in den Mayn ergießt, verbiethen. Diese Fischerey machte einen wichtigen Theil der Nahrung dieser armen Leuthe aus. Die Regierung, welche sich schon in so vielen Fällen äusserst schwach in Rüksicht auf Herrn Bolongaro gezeigt hatte, nahm wegen einer zufälligen Beschädigung seines luxuriösen Gartens auch noch den Fischern von Höchst ein Theil ihres Brodes, und so richtet sie eine hübsche Anzahl ihrer Unterthanen zu Grunde, bloß des Titels halber, Herrn Bolongaro zum Unterthanen zu haben, dessen Karakter ich dir nicht besser ausmahlen kann, als wenn ich

dir sage, daß einer seiner Landsleuthe und besten Freunde, der durch Unglük in schlimme Umstände gerathen, und sich eine ansehnliche Unterstützung von ihm versprach, ein 4 Sousstük, und zwar das schlechteste, welches der reiche Mann in seinen Säken aussuchen konnte, von ihm erhielt, nachdem er einen erstaunlichen Weg in dieser betrügerischen Hofnung zu seinem vermeinten Freund gemacht hatte.

Ich wäre nicht so weitläufig über diesen Gegenstand gewesen, wenn ich dir nicht zugleich damit ein umständliches Beyspiel hätte geben wollen, wie die Stände des Deutschen Reiches, oft auf ihre eigne Kosten, einander zu schikanieren suchen; denn zuverläßig hatte der gute Willen, der Stadt Frankfurt Abbruch zu thun, viel Einfluß auf das Betragen der Maynzischen Regierung gegen Herrn Bolongaro.

Ich besuchte zu Höchst die Porzellänfabrik. Ihre ökonomischen Umstände sind jezt nicht die beßten. Sie war in eine grosse Zahl Aktien vertheilt, und die Herren Aktionnärs waren die Leuthe nicht, auf das gemeinschaftliche Beßte zu sehn. Man macht jezt Plane, um ihr wieder aufzuhelfen. Unter andern lernte ich in derselben Herrn Melchior kennen, den man immer unter die jezt-

lebenden grossen Bildhauer setzen kann, und der mit einer unbeschreiblichen Wärme seine Kunst studiert. Grosse Arbeiten hat man wenige von ihm; aber alles, was man in dieser Art von ihm hat, ist vortreflich. In kleinen Modellen ist er unnachahmlich, wie er denn vorzüglich durch seine Figuren diese Porzellänfabrik in ihren Rufe gebracht hat.

Die Dörfer und Flecken, welche man auf dem Weg von Frankfurt hieher erblikt, würden in Bayern oder Nord-Deutschland Städte heissen. Alle sprechen von einem hohen Wohlstand der Einwohner, und die Bettler, welche einen von Zeit zu Zeit anfallen, sind eine Folge von der Sinnesart der deutschen Katholiken und den Grundsätzen ihrer Regenten, welche ich dir zu Würzburg beschrieben. Der Bauer findet sich, überhaupt genommen, in diesem Strich Landes äusserst wohl. Er ist fast durchaus ein freyer Eigenthümer, der von keinen zu harten Auflagen gedrückt wird. Mit ein wenig mehr Bestrebung, die Hände, welche zum Bau des Landes überflüßig sind, nützlich zu beschäftigen, und durch die Erziehung der untersten Klasse der Landleuthe etwas mehr Eckel gegen die Betteley beyzubringen, würde die Regierung allerdings vollkommen seyn. In den benachbarten

Darmstädtischen Landen, die ich von Frankfurt aus besuchte, ist der Bauer im Ganzen nicht so reich, als der Maynzische, weil ihm die Natur nicht so günstig war, und er vielleicht auch etwas mehr Auflagen hat; allein er ist reinlicher und reger. Auch sieht man im Darmstädtischen fast gar keine Bettler.

Bis auf zwey Stunden von Maynz beruht die Nahrung der Einwohner des Landes hauptsächlich auf dem Ackerbau, der ausserordentlich ergiebig ist, und das Korn dieser Gegend wird weit und breit am Rheinstrom für das schwerste und beßte gehalten. Nebst dem zieht man eine unbeschreibliche Menge Obst und Zugemüß. Feiner Blumenkohl und vortrefliche Spargeln sind hier zu Lande das Essen des gemeinsten Bürgers, und ein Liebhaber von Zugemüsen und Küchenkräutern befindet sich in Deutschland, wo man überhaupt sehr viel auf diese Speisen hält, nirgends besser als hier. Der Kappes wird aus dieser Gegend sowohl roh als eingemacht in grossen Schiffsladungen an den Niederrhein, ja sogar bis nach Holland verführt. Das kleine Städtchen Kronberg, welches ohngefähr zwey Stunden von der Landstrasse entlegen ist, und welches man längst einem grossen Strich Weges hin auf seiner Anhöhe thronen sieht,

verkauft jährlich für ohngefähr 8000 Gulden Obst, Obstwein, Obsteßig und Kastanien, von denen es wirklich einen ganzen Wald hat, und die schiffsvollweise nach Holland geführt werden. Alle Dörfer dieser Gegend liegen in einem Wald von Obstbäumen, und beherrschen ausser demselben ungeheure Getreidefelder. Das Land sieht deßwegen im Ganzen etwas öde aus, ob es schon so gut angebaut ist, als irgend eine andre Gegend von Deutschland. In dem Strich von Frankfurt bis Maynz, und vom Mayn bis an das nahe Gebirge gegen Norden, welcher ohngefähr vier Meilen in die Länge und zwey in die Breite hat, zählt man 8 Städtchen, 5 grosse Marktflecken und gegen 80 Dörfer, worunter wenige unter 60 Familien stark sind.

Zu Wikert, 2 Stunden von Maynz, verändert sich die Natur des Landes. Von der oben erwähnten Bergreihe der Wetterau läuft hier ein Arm bis an das Ufer des Mayns herab und bildet unfern desselben 2 breite Hügel, auf deren einem Wikert, auf dem andern aber Hochheim liegt. Der südliche und westliche Abhang des erstern trägt einen vortreflichen Wein. Der östliche Abhang des zweyten ist unvergleichliches Getreidefeld, und seine Abhänge gegen Süden und

Westen tragen ohne Vergleich den edelsten Wein von Deutschland. Der Fleken Hochheim, von welchem die Engländer allen Rheinwein Hock benennen, soll über 300 Familien stark seyn. Einen schönern und reichern Bauernort hab ich nicht gesehen. Er gehört dem Dohmkapitel von Maynz, und der Dechant dieses Kapitels geniest die Revenuen desselben. In einem guten Jahr gewinnt derselbe hier für 12 bis 15tausend Gulden Wein. Er und die Augustiner von Maynz und Frankfurt sind ausschließlich im Besitz der sogenannten Blume des Hochheimer Weines, von welcher in guten Jahren das Stük zu 600 Maaß, für 900 bis 1000 Gulden von der Kelter weg verkauft wird. Dieser Wein gehört also unter die theuersten in der Welt. Wir waren begierig, diesen seltenen Wein zu kosten, und mußten im Ort selbst die gewöhnliche grüne Boutellie mit 1 Reichsthaler bezahlen. Dieser war aber vom besten Jahrgang in diesem Säkulum, nämlich von 1766, den wir nicht bekommen hätten, wenn nicht ein Advokat von Maynz bey uns gewesen wäre, dem der Wirth, seines Vortheils halber, etwas zu Gefallen thun wollte. Dieß war der erste deutsche Wein, den ich ganz ohne Säure gefunden. Er war auf der Zunge blosses Ge-

würz. Der übrige Hochheimer Wein, so gut er auch seyn mag, ist doch nicht von Eßig frey, ob man schon die Bouteille vom geringsten desselben, wenn er seine Jahre hat, mit 1/2 Gulden im Ort selbst bezahlt.

Die starke Stunde Wegs von Hochheim bis nach Maynz war eine der angenehmsten auf meinen deutschen Reisen. Erst geht es den goldnen Hügel auf eine Viertelstunde durch ununterbrochene Weingärten herab, die an der Strasse stark von Obstbäumen beschattet werden. Auf diesem Abhang beherrscht man eine unvergleichliche Aussicht über ein kleines, aber ungemein reiches Land, welches die nördliche Erdzunge bey dem Zusammenfluß des Rheins und Mayns bildet. Die Blume des Hochheimer Weines wachst nicht auf dieser Seite des Hügels, die gegen die Morgensonne zu sehr gedekt ist, sondern grade gegen Süden. Hierauf kömmt man in eine Tiefe, welche von einem kleinen Bach bewässert wird, und wo Wiesen, Felder und Obstgärten die schönsten ländlichen Scenen darstellen. Zur Linken schimmert nahe bey durch einen Wald von Obstbäumen das wirklich prächtige Dorf Kostheim. Die schöne Strasse windet sich sodann durch die Obst- und Weingärten des grossen Flekens Kassel, wel-

cher am Ende der mannichfaltigsten und natürlichsten Allee am Ufer des Rheines, grade gegen Maynz über, zum Vorschein kömmt.

So wie man auf die Schiffbrüke kömmt, welche über den Rhein führt, wird man von dem prächtigsten Anblik überrascht, den man sich denken kann. Der stolze Strom, welcher so eben das Gewässer des Mayns verschlungen, und hier gegen 1400 Fuß breit ist, kömmt aus einer Ebene herab, die am Horizont den Himmel berührt. Abwärts stellen sich hohe Berge seinem Lauf entgegen, und zwingen ihn, indem er einige Inseln bildet, sich gegen Westen zu wenden, nachdem er von Basel her immerfort gegen Norden geflossen ist. Diese Berge, zu deren Füssen und auf deren Abhängen man einige Oerter schimmern sieht, bilden amphitheatralisch das so genannte Rheingau, welches der Thron des deutschen Bacchus ist. Der Rhein hat hier immer noch die schöne grünliche Farbe, die man in Helvetien an ihm bewundert, und noch auf eine weite Streke hinab unterscheidet er sein Gewässer sorgfältig von dem trüben Mayn. Grade vor den Augen hat man die Stadt Maynz, die sich hier mit einer unbeschreiblichen Majestät darstellt. Die unzäligen Schiffe, welche die Rheden dersel-

ben bedeken, spiegeln sich, so wie die vielen und prächtigen Kirchenthürme im Kristallwasser des Rheines. Die Länge der Stadt am Rhein herab, beträgt, die weitläufigen Vestungswerke mit eingeschlossen, wenigstens eine gute halbe Stunde. Durch die grosse und etwas finstere Masse der alten Gebäude sieht man hie und da einige neuere hervorbliken, die sich im Abstich um so besser ausnehmen. Sowohl längst dem Rhein herab, als auch zu beyden Enden ist der Häuserhaufen hie und da mit reichem Grün geschmükt. — Kaum läßt sich die Lage von Dresden mit der von Maynz vergleichen, so prächtig auch jene ist.

Die Reitze des Anbliks verschwinden, wenn man in die Stadt selbst kömmt. Die Strassen sind finster, enge und auch nicht sehr reinlich. Doch, ehe ich dir weitere Nachricht von dieser Stadt gebe, muß ich dir von einigen Ausfällen Bericht abstatten, die ich von Frankfurt in die benachbarten Länder gethan habe.

Ich machte einen Ritt nach Darmstadt, einem kleinen, aber allerliebsten Ort. Man beschrieb mir zu Frankfurt die Einwohner als steif; allein ich fand den Zirkel, worrin ich gerieth, und der aus einigen Räthen und Officiers bestand, un-

gemein artig, belebt und unterhaltend. Ich wünschte mir zur Würze meines Lebens keine andre Gesellschaft, als die mir Darmstadt darboth, wie dieser Ort auch überhaupt einer von denen wäre, worin ich meine Zelte für immer aufschlagen würde, wenn das Schiksal mich den Ort meines Aufenthalts frey wählen liesse. Man ist in der Mitte zwischen vielen grossen Städten, die alle nicht weit entfernt sind, hat eine Gesellschaft, so gut, als sie nur die größte Stadt geben kann, kann das Ländliche mit dem Städtischen ungemein schön verbinden, geniest eine sehr gesunde Luft, und die ausgesuchtesten Lebensmittel um den wohlfeilen Preis. Die Popularität des Hofes, der niedliche, für jedermann geöfnete englische Garten, die schönen Wachtparaden, die hübschen und muntern Mädchen, die Jagdparthien, die man ohne besondre Kosten mitmachen kann, kurz, alles biethet Unterhaltung und Vergnügen im Ueberfluß dar.

Der regierende Fürst, dessen Talente vorzüglich die militärischen seyn sollen, hält sich sehr wenig in Darmstadt auf. Der Erbprinz, der immer daselbst residirt, ist der artigste und beßte Mann von der Welt. Er weiß nichts von dem Durst affektirter Hoheit, der viele andre Fürsten

Deutschlands umgiebt, und die Fremden von ihnen verscheucht. — Man schätzt die Einkünfte des Landes auf 1150000 rheinische Gulden, wovon aber ein guter Theil zur Verintereßirung und Tilgung alter Schulden verwendet werden muß, welches das Schiksal fast aller deutschen Höfe ist.

Dieser Theil der Darmstädtischen Lande, welcher zwischen dem Rhein, dem Mayn, der Bergstrasse und dem Odenwald liegt, ist zwar im Umfang der beträchtlichste, aber doch nicht der beste von denselben. Er besteht größtentheils aus Sandfeld und diker Waldung, wovon der ansehnlichste Theil Schwarzholz ist. Einige Bezirke an der Bergstrasse und dem Odenwald sind ungemein ergiebig; allein im Ganzen sind die in der Wetterau gelegenen Besitzungen dieses Hauses ungleich reicher, als dieser Theil der sogenannten Grafschaft Katzenelnbogen. Dessen ungeachtet herrscht hier durchaus unter den Bauern ein hoher Grad von Wohlstand. Ihr Fleiß und die kluge und thätige Regierung ersetzen das, was die Natur ihren Nachbarn voraus gegeben hat. Die Dörfer dieses Landes sehen ungemein reinlich und munter aus. Das Korn, welches dieser Sandboden trägt, vergütet durch die Schwere, was ihm an der Menge gebricht, und das viele

Holz

Holz und die ungeheure Menge von Zugemüsen, welche man erzieht, tragen nebst dem Getreidebau dem Land eine grosse Summe ein. Der Fleken Gerav verkauft im Durchschnitt jährlich für 4 bis 5 tausend Gulden Kappes, welcher der berühmteste in diesen Gegenden ist. Die Spargeln von Darmstadt sind wegen ihrer Grösse und Feinheit durch ganz Deutschland bekannt. Man gewinnt auch an einigen Orten einen trinkbaren Wein.

Die Bauern dieses Landes sind ein sehr schöner und starker Schlag Leuthe. Sie sind alle schlank von Wuchs, knochigt und sehnigt. Schönere und geübtere Truppen, als die 3 Darmstädtischen Infanterieregimenter sind, sieht man in Deutschland nicht, die preußischen Truppen selbst nicht ausgenommen. Sie machen zusammen gegen 6000 Mann aus. Das zu Pirmasenz einquartierte Regiment wird von unsern Officiers von Straßburg, Landau, Fortlouis und andern Plätzen stark besucht und bewundert. Es ist ein Muster von Taktik, Oekonomie und guter Unterhaltung. Wegen den vortreflichen militärischen Grundsätzen des Fürsten von Darmstadt verspricht man sich bey unserer Armee viel von dem Regiment, dessen Inhaber nun derselbe ist, und wel-

ches vormal Royal-Baviere hieß, besonders da Herr von Pirch Kommandant desselben ist. Man macht dem Fürsten Vorwürfe wegen seinem Militäre; allein seine Truppen sind keine Last für das Land, weil sie unglaublich wenig kosten, auf Urlaub gehn können, und der Akerbau also nicht darunter leidet. Sie sind nur eine Art reglirter und wohlgeübter Miliz. Diese militärische Verfassung hat auch ihre sehr gute Seite. Man sieht allen Bauern an, daß sie gedient haben. Eine gewisse Regelmäßigkeit, Reinlichkeit und Thätigkeit, die eine Folge ihres Dienstes ist, zeichnet sie auffallend von ihren Nachbarn aus. Sie sind auch keine Waare zum Verhandeln, wie die Truppen andrer deutschen Fürsten. Der englische Negociateur Faucitt both dem Darmstädtischen Hof ein beträchtliches mehr an, als der Fürst von Hessenkassel bekam; allein man schlug ihm sein Gesuch rund ab, obschon man in Betracht der drükenden Landesschulden das Geld sehr wohl gebrauchen könnte.

Auf dem Weg von Aschaffenburg nach Frankfurt kam ich durch Hanau. Die Länder dieses Hofes haben einen Ueberfluß an Getreide, Holz, Wein und Salz, und tragen ihrem Besitzer gegen 500000 rheinische Gulden ein. Hanau ist

eine sehr schöne und volkreiche Stadt, welche beträchtliche Manufakturen, besonders von Wollenzeugen hat. Der regierende Fürst ist der liebenswürdigste Mann, den ich unter den Fürsten Deutschlands fand. Jeder Fremde, den sein Stand, seine Verdienste, oder seine Kenntnisse vom Pöbel auszeichnen, hat sich an diesem Hof die beste Aufnahme zu versprechen. Ich kenne keine Person von so hohem Stand, die einen Fremden ihre Höhe so wenig fühlen läßt, als dieser Fürst. Sein Umgang macht so wenig verlegen, daß er allen Leuthen, sowohl in der Wahl des Stoffes zur Unterredung als auch in wahrer Gefälligkeit zuvorkömmt. Er und sein liebenswürdiger Bruder sind sehr eifrige Maurer. Man macht ihm, wie dem Fürsten von Darmstadt, seiner Soldaten wegen Vorwürfe; allein da er Erbe von Kassel ist, und dieses Land ohnehin durchaus eine militärische Verfassung hat, so sind diese Vorwürfe sehr unbillig.

Auf allen Seiten beherscht Frankfurt die vortreflichste Landschaft. Die Dörfer und Flecken dieser Gegend würden in andern Ländern alle als Städte paradieren, wie denn ganz Bayern, München ausgenommen, keine Stadt hat, die den ysenburgischen Flecken Offenbach, anderthalb

Stunden von Frankfurt, an Schönheit, Bevölkerung, und Reichthum überträfe.

Ich machte in Gesellschaft einiger Herrn von Frankfurt auch eine Wanderung nach Homburg vor der Höhe, der Residenz eines Fürsten aus dem heßischen Haus, der von dieser kleinen Stadt benennt wird. Das Gebiethe dieses Fürsten bestehet nur aus einigen wenigen Dörfern, worunter aber eine sehr ansehnliche und reiche Hugenottenkolonie ist. Diese heißt eigentlich Friedrichsdorf, wird aber in der ganzen Gegend Wälschdorf genannt, wie man denn uns hier zu Lande überhaupt Wälsche heißt, welchen Titel man in Oestreich und Bayern ausschließlich den Italianern giebt. Sie hat sehr ansehnliche Manufakturen, besonders von verschiedenen Wollenzeugen — Der Hof ist, wie das Städtchen selbst, sehr klein. Die Fremden aber sind hier, besonders wegen der Entlegenheit des Orts, sehr willkommen. Die Fürstin, eine Schwester der verstorbenen Großfürstin von Rußland, der Herzogin von Weimar und der Markgräfin von Baaden, ist eine der ausgebildetsten Damen, die ich kenne. Die Erziehung dieser Prinzeßinnen macht ihrer vortreflichen Mutter, deren geprängloses Grab in dem Park zu Darmstadt ein ewiges Denkmal ihres unverdor-

benen Geschmacks und ihrer edeln Denkensart ist, so wie ganz Deutschland sehr viel Ehre. Auch der Fürst von Homburg ist ein sehr ausgebildeter Mann, und dieser Hof, so klein er auch ist, war für mich einer der merkwürdigsten in Deutschland — Alles zusammen gerechnet, sollen die Einkünfte desselben nicht viel über 100000 Reichsthaler betragen.

Die Gegend zwischen Frankfurt, Homburg, Kronberg und Rödelheim ist dicht mit Dörfern und Flecken besäet, welche die schönsten ländlichen Gemählde darstellen. Eine lachendere Landschaft sieht man selten, als in der Gegend von Oberursel, einem sehr grossen maynzischen Flecken, welcher zwischen Kronberg und Homburg liegt. Das Getöse einiger Eisen- und Kupferhämmer thut in derselben eine ungemein gute Wirkung. Wir bestanden in dieser Gegend ein Abentheuer, dessen ich mich ewig mit der größten Lebhaftigkeit erinnern werde. Hinter Kronberg erhebt ein hoher Berg, Altkönig genannt, sein kahles Haupt hoch über die lange Bergreihe empor, welche die schöne Ebene am Ufer des Mayns zwischen Frankfurt und Maynz gegen die rauhen Nordwinde deckt. Man erzählt viel abentheuerliches von diesem Berg und den Ruinen eines alten Schlosses auf demselben. Wir erstiegen ihn mit etwas Beschwerde,

und hatten auf seinem Gipfel eine Aussicht, die keine Zeit aus meiner Seele löschen wird. Gerade gegen Süden überblickt man eine 11 Stunden weite Ebene, welche von den Gipfeln der Bergstrasse und des Odenwaldes geschlossen wird. Hier kann man alle die Städte, Flecken und Dörfer zwischen Maynz und Frankfurt und eines grossen Theils des darmstädtischen Landes zählen. Gegen Osten ruht der Himmel auf dem Spessart, der gegen 17 Stunden von hier entfernt ist. Das ganze Land von Aschaffenburg längst dem Mayn herab bis an den Rhein, bis an den Neckerfluß und bis an den Donnersberg in der Pfalz, jenseits des Rheines, lag wie eine Landkarte zu unsern Füssen. Solche ungeheure Aussichten sind eben nichts seltenes; allein über ein so angebautes und vom Menschengewühle belebtes Land findet man deren gewiß wenige. Rückwärts, gegen Norden, und zu beyden Seiten gegen Westen und Ostnorden übersieht man theils rauhe und waldigte Berge, theils das schönste Gemische von sanften Hügeln, Thälern und Ebenen. Gerade gegen Westen bildet die fortlaufende Bergreihe das schönste Amphitheater, das man sehen kann. Allein das schönste Schauspiel both uns der andre Morgen dar. Dieser Berg hat eine ungemein vortheil-

hafte Lage, um die Sonne aufgehn zu sehn. Wir hatten uns in der Absicht, diesen majestätischen Naturauftritt zu genießen, mit Pelzen versehn; allein ein schneidender Ostwind zwang uns in der Nacht Holz zu stoppeln, und Feuer zu machen, obschon die Täge des Augusts sehr heiß waren. Die Reitze des Morgens belohnten uns reichlich für die Beschwerden der Nacht. Eine höhere Empfindung von dem Wesen, welches die Natur belebt, und von mir selbst, hatte ich in meinem Leben nicht, als in dem Augenblick, wo am fernen Horizont der erste Blick der Morgenröthe die Gipfel des Spessarts und Odenwaldes vergoldete, die in der grossen Ferne Feuerwogen zu seyn schienen. Noch war alles bis zu diesen Gipfeln hin dickes Dunkel, und diese Ostgegend schien eine beleuchtete Insel zu seyn, die zur Nacht auf dem schwarzen Ocean schwimmt. Nach und nach breitete sich das Morgenroth weiter aus, und legte uns die schönsten perspektivischen Landschaften in Miniature vor die Augen hin. Wir entdeckten in schattigten Vertiefungen Ortschaften, die ein Blick der Morgenröthe traf, und der Finsterniß entriß. Wir konnten nun zusammenhängende Bergreihen, ihre Krümmungen und Einschnitte deutlich unterscheiden. Alles das stellte sich nicht anderst dar,

als wenn man eine stark und schön beleuchtete Landschaft durch ein umgekehrtes Sehrohr betrachtet. Eine nie gefühlte Beklemmung bemächtigte sich beym Anblick dieser Scenen meiner Brust. Aber das erste Lächeln der Sonne selbst über den Horizont übertraf noch alle Schönheiten der Morgenröthe. Die Grösse, Mannichfaltigkeit und Pracht dieses Auftrittes übersteiget alle Beschreibung. Die 25 Stunden lange und 14 Stunden breite Ebene zwischen dem Spessart, dem Donnersberg, den westlichsten Theilen des Odenwaldes und unserm Berge, die wir ganz übersehen konnten, ward von grossen Lichtstreifen durchschnitten, die mit dicken Schattenmassen auf die seltsamste Art abstachen. Wir sahen den Rücken des Donnersbergs vergoldet, während daß sich noch zu seinen Füssen und über den Rhein her ein tiefes Grau gelagert hatte. Wir selbst standen im Licht, und zu unsern Füssen dämmerten die Thäler und Ebenen noch in einem Halbdunkel, das sich bloß durch den Widerschein der Beleuchtung unsers Berges von der Finsterniß unterschied. Die erhabnern Theile der vor uns liegenden ungeheuren Ebene stachen mit einer Lebhaftigkeit aus der Dämmerung hervor, die sie uns wenigstens um die Hälfte näher setzte, und die angenehmste Täuschung

für uns bewirkte. Dort erhob sich ein Kirchthurm aus dem Dunkel, hier ein beholzter Gipfel; dort schien ein ganzes Dorf mit seinen Bäumen über der Erde zu schwimmen; hier lag ein erhöhteres Getreidefeld im Licht, wodurch es von dem angränzenden Gefilde, so zu sagen, abgeschnitten und erhoben ward. Der sich durch die Ebene schlängelnde Mayn, welcher zuvor wie ein hellgrauer Streif die dunkle Landschaft durchzog, begann nun Theilweise mit Silberglanz zu schimmern, und auch ein Stück des Rheines ward durch einen blendenden Silberschimmer uns näher gebracht — Allein, ich wage zu viel, da ich dir ein Schauspiel beschreiben will, daß an sich selbst so weit über alle Beschreibung ist, und für welches Ihr andern in der grossen Welt gar keinen Sinn habt — Ich sah schon oft die Sonne aufgehn, aber nie so prächtig, als auf dem Altkönig, und vielleicht kann man auch manches grosse Land durchwandern, ohne einen so vortheilhaften Standpunkt zum Genuß dieses Schauspiels zu finden, als dieser Berg ist.

LXIV.

Maynz —

Der Reisende, welcher nicht die Mühe nehmen mag, sich weit von seinem Absteigequartier zu entfernen, nimmt keine gute Meinung von dieser Stadt mit sich. Der bessere Theil derselben ist grade der, wo die wenigsten und fast gar keine Gasthöfe und keine Passagen sind. Besonders liegt das Gasthaus zu den 3 Kronen, welches am häufigsten besucht wird, in der finstersten und abschrekendsten Gegend derselben, so gut auch die Bewirthung darin ist. Von da kann man einen beträchtlichen Theil der Stadt durchwandern, ohne etwas anders, als eine finstere Häusermasse zu sehn, die über die engen Strassen hie und da den Einsturz drohen. Ich hab deswegen von dieser Stadt die widersprechendsten Nachrichten bekommen, ehe ich sie selbst besichtigt hatte. Einige hatten mir sie als eine Kloake, und andre als eine der besten Städte Deutschlands beschrieben. Erst vor einigen Tagen traf

ich einen unsrer Landsleuthe, die als Avantu-riers von jeder Art besonders in dieser Gegend ihre Rechnung finden, der mich in vollem Ernst versicherte, Maynz wäre die einzige erträgliche Stadt in Deutschland. Der gute Mann hatte nichts, als das Kölnische und Trierische und einen Theil von Westphalen gesehn. Ich konnte ihm nichts anders antworten, als daß Deutschland sehr groß wäre.

Der nördlichste Theil, der Theil der Stadt, wo die Residenz des Fürsten liegt, ist wirklich sehr schön gebaut. Hier ziehn sich 3 schnurgrade Strassen, die Bleichen genannt, vom Ufer des Rheines bis auf 600 Schritte Landeinwärts in parallelen Linien, die fast regelmäßig von hübschen Querstrassen durchschnitten werden. Die kurfürstliche Residenz beherrscht sowohl durch diese Parallelstrassen, als auch über den Rhein und einen Theil des Rheingau eine unvergleichliche Aussicht. Von diesem neuen Theil der Stadt ziehn sich einige sehr schöne Strassen und Plätze in die alte Stadt hinein. Der sogenannte Thiermarkt, an der nordwestlichen Seite der Stadt, ist besonders sehenswürdig. Auch in der alten Häusermasse findet man hie und da einige lachende Ge-

genden. Der mitten in der Stadt gelegene Markt ist zwar kein regelmäßiger, aber doch einer der schönsten Plätze, die ich in Deutschland sah.

Auf demselben nimmt sich die Dohmkirche vorzüglich aus. Sie ist ein ungeheures vortrefliches gothisches Gebäude, dessen erstaunlicher Hauptthurm vor ohngefähr 17 Jahren vom Bliz in die Asche gelegt ward. Er war von einem Wald von Holz gebaut, und stand gegen 14 Stunden in vollen Flammen, ehe er verzehrt war. Um diesem Schiksal in Zukunft zuvorzukommen, ließ ihn das Dohmkapitel nun von blossen Steinen, beynahe in gleicher Höhe, erbauen, welches Unternehmen dasselbe gegen 400000 Gulden gekostet. Schade, daß er zu sehr mit kleinen Zierrathen überladen ist; und noch mehr Schade, daß dieser bewundernswürdige Dohm mit kleinen Bürgerhäusern und Buden umgeben ist, die ihn zur Hälfte verdeken. Allein, da die Häuser und Buden in dieser Gegend der Stadt am theuersten sind, so kann man es dem Dohmkap. nicht sehr verübeln, wenn es sich lieber seinen Grund und Boden bezahlen, als seine Kirche in mehrerm Glanz paradieren läßt. Für ein Wohnzimmer

und eine Bude werden in dieser Gegend jährlich ohngefähr 150 Gulden Zinns bezahlt.

Schwerlich findet man in Deutschland eine Kirche von der Länge und Höhe dieses Dohms. Verschiedne prächtige Monumente von Kurfürsten und andern Standespersonen verschönern das Innere desselben. Unter andern bewunderte ich das Monument eines verstorbenen Dohmprälaten, Herrn von Dahlberg, welches der Bildhauer Melchior verfertigt, dessen ich in meinem letztern Briefe erwähnt. Der Prälat liegt in Lebensgrösse auf einem Sarg, worauf eine Pyramide steht, die eine Dreyfaltigkeit in Wolken trägt. Die Arbeit ist vortreflich, würde aber noch viel schöner seyn, wenn der Künstler seine eigne Idee hätte ausarbeiten dürfen. Im obern Kor pranget ein köstliches Stük von Bildhauerkunst. Ein Graf von Lamberg, der unter einem Prinzen von der Pfalz die kaiserlichen Truppen kommandirte, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts unsere Armee aus der Stadt Maynz vertrieben, und an der Seite desselben in einem Schiff während des Angriffs von einer Stükkugel getödet ward, hebt mit dem rechten Arm trotzig den Dekel seines Sarges auf, und strekt

mit der Linken den Kommandostab heraus. Das thut eine ungemein gute Wirkung, und drükt die Todesart des Helden sehr lebhaft aus. Man findet in dieser Hauptkirche noch mehrere sehenswürdige Denkmåler. — Der Schatz derselben übertrift das sogenannte grüne Gewölbe zu Dresden, wovon man so viel Lärmen macht, um ein beträchtliches.

Nebst dem Dohm enthält die Stadt Maynz noch viele andre merkwürdige Kirchen von modernem Geschmak. Die Jesuiten- und Peterskirche sind immer sehenswürdig, ob sie schon zu sehr mit Zierrathen überladen sind. Die Augustinerkirche, wovon die Maynzer viel zu rühmen wissen, ist das Meisterstük eines verdorbenen Geschmaks. Um so viel schöner ist die von den Einwohnern weniger bewunderte Ignatiuskirche, die ein Muster von antikem Stil seyn würde, wenn nicht eine unglükliche Hand auch hier zu viel Zierrerey angebracht hätte. Ueberhaupt vermißt man auch an den Pallästen der Adelichen, die hie und da aus den Bürgerhäusern hervorstechen, die edle Simplizität, welche ganz allein die wahre Grösse und Schönheit ausmacht.

Nach einem Menschenalter wird die Stadt

Maynz im Aeusserlichen kaum mehr zu erkennen seyn. Unter dem vorigen Kurfürsten ist sehr lebhaft gebaut worden, und diese Art von Aufwand scheint auch die Lieblingsbeschäftigung des jetzregierenden Fürsten zu seyn. Man zwang die Klöster und Stifter, ihre alten Häuser von neuem aufzubauen, und wenn manche Strassen etwas breiter und grader wären, so würden sie schon keine schlechte Figur machen.

Die Einwohner, deren Anzahl sich sammt der Garnison auf 30000 beläuft, sind eine gute Art Leuthe, die, wie alle Katholiken Deutschlands, sehr viel auf eine gute Tafel halten. Ihre Physionomien sind interessant, und es fehlt ihnen nicht an natürlichem Witz und Lebhaftigkeit; allein erst nach einigen Generationen werden sie in der Kultur des Geistes ihren protestantischen Landsleuthen gleich seyn, so sehr sich auch die hiesige Regierung seit 16 bis 18 Jahren durch gute Erziehungsanstalten vor den übrigen katholischen Regierungen Deutschlands ausgezeichnet hat. Doch findet man in keiner katholischen Stadt Deutschlands so viele helldenkende und wirkliche gelehrte Männer, als hier. Unter der vorigen Regierung trieb man die Freyheit zu denken und zu schrei-

ben beynahe zur Ausschweifung, und obschon der jetzige Kurfürst die Segel etwas mehr eingezogen hat, so lavirt er doch gradeweges der Philosophie entgegen. Die Wahlkapitulation des über die vorige Regierung aufgebrachten Dohmkapitels, seine Verbindungen mit der verstorbenen Kayserin, gewisse Familienverkettungen, und überhaupt die Einschränkungen eines geistlichen Fürsten verwehrten ihm, seinen Lauf mit mehr Entschlossenheit anzutretten. Das Schiksal seines Vorfahrers, der durch seinen zu heftigen Reformationseifer Priester und Leviten gegen sich in Harnisch brachte, mußte ihn ein wenig behutsamer machen, so wie sein Ministerium an dem Sturz des ehemaligen ein sehr erbauliches Beyspiel hatte. Man kann es also der jetzigen Regierung nicht verargen, wenn sie nicht gradezu mit allem Nachdruk nach ihrer Ueberzeugung handelt. Ich sage nach ihrer Ueberzeugung, denn zuverläßig fehlt es hier an der politischen Theorie nicht. Der Erzbischof ist ein Mann, der sich an den wichtigsten Stellen, so wie sein Bruder, Bischof von Würzburg, eine grosse Menschen- und Geschäftekenntniß gesammelt hat, und bloß in Betracht seiner Verdienste vom kaiserlichen Hof dem hiesigen

gen Dohmkapitel bey Erledigung des erzbischöfli- chen Stules empfolen wurde. Unter seinen Mi- nistern und Räthen findet man die vortreflichsten Männer, und einige derselben könnten auch bey der Verwaltung eines ungleich grössern States, als das Kurfürstenthum Maynz ist, eine ausge- gezeichnete Rolle übernehmen.

Vermuthlich geschah es bloß aus Hochachtung gegen den kayserlichen Hof, seinen Patron, daß der jetzige Kurfürst aus Wien, wo er mehrere Jahre als maynzischer Gesandte stand, einige Po- lizeygrundsätze mit sich nahm und beym Antritt seiner Regierung in Ausübung brachte, die der bürgerlichen Gesellschaft äusserst nachtheilig seyn müssen. Er ist der eifrigste Verehrer der Keusch- heitsanstalten der verstorbenen Kaiserin. Er hat auch bey seinem Konsistorium die Maxime einge- führt, den Schwängerer stehenden Fusses mit dem geschwängerten Mädchen zu verehelichen, um die Hurerey und die schlimmen Wirkungen dersel- ben zu hemmen. Wenn doch der sonst so ein- sichtige Fürst sehen könnte, welche Unordnungen diese Verfügungen im Ehestand veranlassen. Man zeigte mir hier einen jungen Menschen, der auf diese Art eine Frau bekam, die er aber jezt selbst

seinen guten Freunden zum verkosten anbiethet. Vernichtung aller ehelichen Liebe und Treue, Unfruchtbarkeit der Ehen, die schändlichsten Verführungen, wenn eine Dirne mit einem jungen Menschen ihr Glük zu machen glaubt, Ehebrüche und noch unendliche Uebel sind Folgen dieser Verordnungen. Die Regierung von Neapel hatte ehedem die nämlichen Grundsätze; aber die Erfahrung lehrte sie, daß sie schädlich waren, und schon vor 4 Jahren erschien eine Verordnung, Huren, wie sie es verdienen, ihrem Schiksal zu überlassen. Warum sollte auch eine Dirne für eine Vergehung belohnt werden, die sie selbst so leicht, als die andre Parthey, vermeiden konnte. Belohnung ist es allzeit; denn das Mädchen, welches die Gränzen der Scham einmahl überschritten hat, ist gewiß für jedermann feil, und sucht sich dann unter seinen vielen Liebhabern den aus, mit welchem es am gemächlichsten zu leben hoft. Wenn es aber auch den Vater mit Zuverläßigkeit angeben kann, so muß man, so lange dieß Gesetz gilt, doch allzeit voraussetzen, daß es selbst den ersten Schritt zu seinem Fall gethan hat; denn es ist in unsrer jetzigen Welt für das Frauenzimmer viel schwerer, sich zu begat-

ten, als für das Mannsvolk. Die Verführung zu einer Farce, die sich nach diesem Gesetz mit einer Heyrath schliessen muß, ist also größtentheils der schönern Hälfte des Stükes auf die Rechnung zu setzen. Auch der jetzige Kayser hat, seiner Weisheit gemäß, die Erfahrung zu Rath gezogen, und die ehemaligen Keuschheitsanstalten seiner Mutter aufgehoben. Eine besondre Verordnung desselben gebiethet ausdrüklich, daß eine geschwängerte Person keine Ansprüche auf ihren Liebhaber zu machen habe. Ist es nicht im höchsten Grad unbillig, daß das ganze Glük eines jungen Menschen von einem wohllüstigen Augenblik und der Verführungskunst einer Buhlerin abhängen soll? Man betrachtet diese gewaltthätige Verehelichungen als den sichersten Damm gegen die Kindermorde. Morden aber die gegenseitige Kälte der Ehepaare und die Ausschweifungen der Weiber und Männer, welche durch dieselben begünstigt werden, die Kinder nicht zu Dutzenden? Wie lange soll es noch währen, bis sich unsre Regierungen überzeugen, daß aller physische Zwang in moralischen Fällen für die menschliche Gesellschaft verderblich ist?

Nach Wien giebt es wenig Städte in Deutsch-

land, wo ein so zahlreicher und mächtiger Adel versammelt ist, als hier. Es sind einige Häuser, die gegen 100000 Gulden Einkünfte haben. Die Grafen von Bassenheim, Schönborn, Stadion, Ingelheim, Elz, Ostein, Walderdorf; die Freyherrn von Dahlberg, Breitenbach, und einige andre stehn alle jährlich zwischen 30 und 100tausend Gulden. Nebst diesen zählt man hier noch gegen 16 bis 18 Häuser, die jährlich 15 bis an 30tausend Gulden Revenuen haben. Der hiesige Adel wird für den ältesten und reinsten in Deutschland gehalten. Die fetten Dohmpfründen und die Hofnung, aus ihrem Schoos einen Kurfürsten zu zeugen, lokt die Familien hieher, und macht sie auf ihre Reinheit so aufmerksam. Wie vortheilhaft es für eine Familie sey, einen Sprossen auf dem erzbischöflichen Stul zu haben, kannst du daraus ermessen, daß der vorige Kurfürst, der nicht der strengste Oekonom war und nicht viel auf den Nepotismus hielt, für seine Familie gegen 900000 Gulden zurükgelassen, wovon sie aber nur die Nutzniesung hat, und die nach Absterben derselben, dem Lande anheim fallen. Sein Vorfahrer, ein Herr von Ostein, soll seiner Familie gegen 4 Millionen rheinische Gulden hinterlassen haben.

Es giebt unter diesem Adel viele Personen von grossen Verdiensten, die seltene Kenntnisse mit einem thätigen Leben verbinden, und überhaupt zeichnet sich derselbe durch die sogenannte feine Sitten und gute Lebensart von dem größten Theil des übrigen deutschen Reichsadels aus. Allein im ganzen ist seine Erziehung doch zu steif und zu verzärtelt. Er ist so unpopulär, daß er dem ersten Minister des Kurfürsten den Zutritt in seine Assembleen versagen würde, wenn er nicht von stiftsmäßigem Adel wäre; und einige dieser Herrn Barons glauben sich wirklich zu verunreinigen, wenn sie vis à vis mit einem Unadlichen stehn. Sie sprechen alle ein elendes französisches Jargon, und schämen sich wirklich ihrer Muttersprache, wie dann auch wenige von ihnen mit der Literatur ihres Vaterlandes genau bekannt sind, da sie hingegen alle, wenigstens die leichte Reiterey von unsern Schriftstellern kennen. Die Tafeln, Kleidungen und Equipagen sind hier nach dem besten Ton von Paris. Wenn aber die Barons wüßten, welche erbärmliche Figuren sie überhaupt genommen zu Paris spielen, und welche geringe Meinung man daselbst von ihnen hat, so sehr man sie auch, ihrer Louisdor halber, mit Kom-

plimenten überhäuft, so würden sie die Platten, Kleidungen und Equipagen à la Parisienne zum Henker wünschen. Einige derselben, z. B. Herr von Dahlberg, Statthalter von Erfurt, Baron von Groschlag, Baron von der Leyen, Dohmherr, und andre wußten zwar etwas mehr, als das Patois unserer Fischweiber, den Schnitt eines Kleides u. dgl. m. aus Paris zu holen, allein die Anzahl dieser ausgebildeten Männer ist im Verhältniß zum ganzen zu gering, als daß man den hiesigen Adelichen die Reise nach unserer Hauptstadt nicht verbiethen sollte, wo sie größtentheils nur sich und ihr Vaterland prostituiren, und ihre Baken und Waden zurüklassen. Ich kenne hier einige junge Herrn von Adel, die auf dem Land erzogen wurden, und als Landjunker der übrigen Noblesse zum Gespötte dienen; allein diese haben ihre vollen und rothen Wangen, und wenn sie sich auch nicht so kavaliermäßig, wie die übrigen, die Zähne zu stochern wissen, die Ringe an den Fingern nicht mit so viel Grace spielen lassen, nicht durch eine Lorgnette nichts sehn können, sich nicht auf einem Bein herum drehen und mit dem schönen Air in die Luft pfeifen können, so haben sie doch ihren gesunden Menschenverstand

und Waden, und wissen den Bauer und Bürger zu schätzen. Ihr Abstich mit den übrigen Baronen setzt die sogenannte feine Erziehung in ein besseres Licht, als die weitläuftigste Abhandlung.

Die hiesige Geistlichkeit ist die reichste in Deutschland. Eine Dohmpfründe trägt in einem mittelmäßigen Jahr 3500 rheinische Gulden ein. Die Pfründe des hiesigen Dohmprobstes ist ohne Vergleich die fetteste in Deutschland. Sie wirft jährlich gegen 40000 Gulden ab. Jene des Dohmdechants trägt gegen 26000 Gulden ein. Die sämmtlichen Einkünfte des Dohmkapitels betragen beynahe 300000 Gulden. So sehr es auch in den geistlichen Rechten verbothen, daß Einer nicht mehr als Eine Pfründe besitzen soll, so haben die hiesigen Dohmherrn doch alle 3, 4 bis 6 Pfründen, und es ist schwerlich ein Kapitular da, der nicht wenigstens seine 8000 Gulden Revenuen hätte. Der verstorbene Dohmprobst, ein Graf von Elz, hatte so viele Pfründen, daß er von derselben jährlich gegen 75000 Gulden zog. Nebst dem Dohm sind noch viele Korherrnstifte hier, deren Pfründen jährlich gegen 12 bis 1500 Gulden abwerfen. Um dir vom Reichthum der hiesigen Klöster einen Begriff zu geben, dient

dir zur Nachricht, daß man bey der Aufhebung der Jesuiten 120000 Reichsth. für ihre Weine lößte, ob sie schon um den billigsten Preiß verkauft wurden. Der Kurfürst hob vor kurzem eine Karthaus und 2 Nonnenklöster auf, die zusammen für ohngefähr 500000 Reichsthaler Wein in ihren geheiligten Kellern hatten.

Des ungeheuern Reichthums ungeachtet ist die hiesige Geistlichkeit doch die gesittetste in ganz Deutschland. Von auffallenden Ausschweifungen derselben hört man sehr wenig. In keiner Diöcese von Deutschland sind die in der tridentinischen Kirchenversammlung beschlossenen Verbesserungen der Kirchenzucht mit mehr Eifer und Strenge ausgeführt worden, als in der hiesigen, wie denn auch die hiesigen Erzbischöfe schon selbst zur Zeit der Reformation und schon vor derselben mit rühmlichem Muth Hand an dieß grosse Werk gelegt hatten. Ein Grundsatz, worauf hier besonders strenge gehalten wird, und der sehr viel zur guten Ordnung unter der Geistlichkeit beyträgt, ist, keine Priester zu dulten, die nicht ihre sichere, veste und hinlängliche Versorgung haben. Die meisten Unordnungen in Bayern, Oestreich und andern Ländern werden von den vielen

Abbes die von ihrer täglichen Industrie leben müssen, und den geistlichen Taglöhnern veranlaßt, welche sich mit einer Messe, die sie durch mancherley Kniffe und Pfiffe zu erschnappen suchen, täglich den Hunger stillen. Diese Kreaturen sind hier ganz unbekannt. Von jeher waren die theologischen Grundsätze des hiesigen Hofes gereinigter, als anderer geistlichen Fürsten Deutschlands. Es fiel mir auf, die Bibel in vielen Händen so vieler gemeinen Leuthe, besonders auf dem Land zu sehn, und man versichert mich, daß das Lesen derselben in der hiesigen Diöcese nie verbothen gewesen; sondern man nur den Leuthen rieth, sie nie ohne Berathung ihres Beichtvaters durchzulesen. Schon seit langer Zeit verfolgt man hier den Aberglauben bis in seine verborgensten Schlupfwinkel, und wenn man gleich die Wunderbilder und Wahlfahrten noch nicht ganz abstellen konnte, so kann es doch kein hiesiger Priester ungeahndet wagen, einen Exorzismus zu machen, oder so groben Unsinn zu predigen, als man noch auf vielen Kanzeln andrer deutschen Länder zu hören gewohnt ist. Merkwürdig ist, daß Bellarmins Werk von der geistlichen Hierarchie, schon seit 18 Jahren hier, ein durch öffentlichen Anschlag förmlich verbothenes Buch ist.

Der vorige Kurfürst hat vorzüglich viel für die Säuberung seines geistliches Schafstalles gethan. Er erlag unter der herkulischen Arbeit, der jetzige Fürst setzt sie aber mit etwas gemäßigterm Eifer immer fort. Jener war besonders für die Mönche förchterlich, und sah bey Ausmistung der Klöster den Weltpriestern ein wenig zu sehr durch die Finger, die unter seiner Regierung ein zu galantes Air annahmen, und die Gränzen der anständigen Freyheit ein wenig überschritten, wie denn von einem geistlichen Lehrer hier Voltäres Abhandlung von der Toleranz und ähnliche Bücher zum Behuf seiner Vorlesungen in der öffentlichen Schule erklärt wurden, und die Werke des Helvetius, Bayle, u. a. m. in den Händen der Studenten der Logik roulirten, während daß die Jesuiten hier damals noch de infallibilitate summi Pontificis, de immaculata Conceptione B. V. M. u. s. w. mit einem Ernst disputirten, der mit den Lieblingsauthoren der Studenten der Philosophie den lächerlichsten Kontrast machte. Der jetzige Fürst dehnt aber seine väterliche Sorge und Zuchtruthe auch über die Weltgeistlichkeit, und hat sie an einen Anstand und an ein Betragen gewöhnt, welches sowohl ihm als ihnen selbst sehr viel Ehre macht.

Wie heilig indessen das Andenken des verstorbenen Kurfürsten jedem Patrioten von Maynz seyn müsse, kannst du zur Gnüge daraus ermessen, daß er bloß zur Stiftung und Unterhaltung einer Schullehrerakademie für das Land jährlich über 30000 Gulden aus seinem Privatbeutel hergab. In der Ueberzeugung, daß ohne den Grund einer guten Erziehung alle Verordnungen und Verbesserungsanstalten in einem Staat unnütz, oder doch nur augenblikliche Linderungspflaster, und keine vollkommne Kur seyen, sparte er nichts, was zu diesem Endzwek beytragen konnte. Der jeztregierende Fürst, welcher den Grund zum Gebäude der Volkserziehung gelegt fand, sucht es, wiewohl in einem etwas abgeänderten Stil auszuführen, strengt aber seine Bemühungen hauptsächlich zur Beförderung der höhern Erziehung und zur Aufnahme der Wissenschaften und Künste an. Den größten Theil der liegenden Gründe der erwähnten 3 aufgehobenen Klöster schenkte er der hiesigen Universität, deren vormals sehr schmale Einkünfte dadurch um ohngefähr 100000 Gulden vermehrt wurden. Da dieser Fürst ganz frey vom Nepotismus ist, so kann er mehr, als irgend ein andrer Bischof Deutschlands, den Musen opfern.

Die Anekdote in Pilatis Reisen von einem Schweitzer Officier, der seinen Bedienten hier in keinem Gasthaus wegen der Religion unterbringen konnte, entspricht dem jetzigen Ton des hiesigen Publikums nicht. Ich war hier in mehrern Gasthäusern, wo mir der Wirth von selbst auf die Fasttäge Fleisch anboth, wenn ich allenfalls ein Protestant wäre. Wahrscheinlicher Weise hat der Officier auch nicht die ganze Tour durch die einigen hundert Wirthshäuser gemacht, und es ist hier, wie überall. In einer Strasse liest man noch Legenden, während daß man in der andern mit Loke und Newton konversirt. Wenn man Paris nach den Leuthen in der Gegend der Porcherons, Berlin nach den Gemeinden, die wegen eines alten unsinnigen Gesangbuchs beynahe einen Aufruhr erregt hätten, und Hamburg nach den Gemüsweibern, an deren Spitze der Pastor Götz steht, beurtheilen wollte, so würde das Urtheil über diese Städte sehr schlecht ausfallen.

Obgleich die Handlung hier seit 18 bis 20 Jahren immer blühender wird, so ist sie doch lange noch nicht das, was sie in Betracht der günstigen Lage der Stadt und andrer Vortheile seyn könnte. Die sogenannten hiesigen Kaufleuthe,

deren einige ansehnliches Vermögen besitzen, sind im Grunde nur Krämer, die größtentheils von der Verzehrung der Stadt und des Landes umher ihre Nahrung ziehn, und nebenher Spediteurs für die Kaufleuthe von Frankfurt und einige andre Städte machen. Wie kleinlicht hier im ganzen noch der Kaufmannsgeist sey, kannst du daraus abnehmen, daß man hier schwerlich einen Wechselbrief von 30000 Gulden anbringen könnte. Einige Galanteriehändler, 4 bis 5 Tobaksfabrikanten und 5 bis 6 Spezereyhändler sind alles, was man hier zur eigentlichen Kaufmannschaft rechnen könnte. Einen Wechsler giebts hier gar nicht. Und doch hat diese Stadt das unschätzbare Stapelrecht, und beherrscht vermittelst des Rheins, Mayns und Nekers die ganze Aus- und Einfuhr vom Elsaß, der Pfalz, von Franken und einem Theil von Schwaben und Hessen gegen die Niederlande zu. Man sieht hier auch immerfort einige hundert Schiffe, die aber sehr wenig auf Rechnung hiesiger Kaufleuthe geladen haben. Religionsvorurtheile waren ein Haupthinderniß der Aufnahme der Handlung in dieser Stadt. Zur Zeit der Auswanderung der Hugenotten wollte

eine sehr beträchtliche Gesellschaft derselben sich hier anbauen. Sie versprach dem Kurfürsten, der Stadt Maynz grade gegenüber, nämlich zwischen Kassel und Kostheim, auf der Landspitze, welche der Zusammenfluß des Rheines und Maynes bildet, eine ganz neue Stadt zu bauen, sie auf ihre Kosten zu bevestigen, eine hinlängliche Besatzung darin zu unterhalten, und der Regierung jährlich noch eine ansehnliche Abgabe zu entrichten, wenn man ihr freye Ausübung ihrer Religion gestattete und sie die Vorrechte der alten Stadt Maynz genießen lassen würde. Allein der damalige Kurfürst fand es nicht anständig, so nahe bey seiner Residenz das Gift der Ketzerey Wurzel schlagen zu lassen. Der verstorbene Kurfürst hat öfters den Wunsch geäussert, so glüklich zu seyn, daß ihm Ketzer von dieser Art eine ähnliche Anerbiethung machten. Auch unter der jetzigen Regierung würden sie sehr willkommen seyn; allein solche Gelegenheiten sind sehr selten, und man vertreibt nun in ganz Europa keine Hugenotten mehr.

Der Stolz und die Verschwendung des Adels sind ein anderes Hinderniß der Handlung. Er

und die Geistlichkeit sind im Besitz des grossen Kapitals dieser Stadt, welches bloß in der innern Verzehrung roulirt, und während daß der Kaufmann von Frankfurt Mitregent seiner Vaterstadt wird, sieht ihn der Kavalier hier mit der tiefsten Verachtung an, und schließt ihn gänzlich aus seiner Gesellschaft aus. Der hiesige Adel äfft bloß das Aeusserliche und die nichtsbedeutenden Kleinigkeiten des Adels von Paris und London nach, und er ist nicht dazu aufgelegt, von demselben die Kunst zu lernen, sein Vermögen durch Handlung und Industrie zu verdoppeln.

Ich habe dir schon gesagt, daß die Gesichtszüge der Einwohner dieser Stadt und der Gegend sehr interessant sind. Die Landleuthe sind nebstdem auch sehr stark von Bau, und eine frische Gesichtsfarbe unterscheidet sie stark von den Bayern und Norddeutschen, die überhaupt genommen, bleich von Farbe sind. Allein durch das ganze Mayngebiethe, und auch einen Theil von Hessen bis hieher fielen mir die Beine der Leuthe stark auf. Besonders sind die Beine der Einwohner der hiesigen Gegend sehr übel gestaltet. Entweder stehn die Knie einwärts, und bilden Frauen-

zimmerfüsse, oder sie sind ganz grade wie Steten. Schön ausgeschweifte Männerfüsse sieht man hier zu Lande höchst selten. Zuverläßig ist die unsinnige und sehr schädliche Art, die Wiegenkinder so stark einzuschnüren, welche in diesen Gegenden herscht, wenigstens zum Theil Schuld daran. Ich konnte ohne Aerger nicht zusehn, wie die Mütter es recht gut zu machen glauben, wenn sie ihre Kinder so steif, wie ein Stük Holz einfetschen, und sie dann Tagelang in dieser unnatürlichen Lage liegen lassen. Dieser Zwang hat gewiß auch auf die Seele Einfluß, die in den ersten Jahren der Kindheit so enge mit dem Körper verwebt ist. Ueberhaupt muß man die Kopieen der Deutschen des Tacitus hier nicht suchen. Schwarze und braune Haare sind hier viel häufiger, als blonde. In den so nah gelegenen Darmstädtischen Landen sind die Einwohner diesen Urbildern ähnlicher. Ein aufmerksamer Beobachter sieht leicht im Aeusserlichen, welche Völker Deutschlands mit Fremden vermischt sind, und welche Länder bey der grossen Völkerwanderung von undeutschen Kolonisten in Besitz genommen wurden. Die schwarzen und dunkelbraunen Haare der hiesigen Einwoh-

ner stammen vielleicht noch von den Römern ab, welche hier ein Lager hatten.

LXV.

Maynz —

Nach dem Pabst ist der hiesige Erzbischof ohne Vergleich der ansehnlichste und reichste Prälat in der kristlichen Welt. Das Erzstift hat seine Grösse und sein Ansehn dem heiligen Bonifacius zu danken, der mit Recht der Apostel der Deutschen genennt wird. Dieser Mann, ein Engländer von Gebuhrt, war es, der unter Karl dem Grossen, den berühmten Wittekind und die braven Sachsen taufte, die sich so lange mit dem Säbel in der Hand gegen den Tauf gewehrt hatten, und welcher das Gebiethe des Statthalters Kristi bis an die Nord- und Ostsee erweiterte. Er war es, der in Deutschland die römische Liturgie einführte, die wilden Einwohner vom Pferdefleisch entwöhnte, aber zugleich den Pabst auch in Deutschland in

ein grösſers Anſehn brachte, als er in irgend einem andern Lande ſtand. Nach dem Zeugnis des Aventinus machten ihm verſchiedene Biſchöfe den Vorwurf, er habe durch ſeinen neuen Huldigungseid, den er dem Pabſt leiſtete, ihr Anſehn vernichtet, und durch Einführung des römiſchen Kirchengepränges dem Aberglauben und Unkriſtenthum die Thüre geöfnet. Allein, wenn man die damalige Lage der Sachen genau erwägt, ſo war das päbſtliche Anſehn das einzige Mittel, die Nation ſchnell aus der Barbarey zu reiſſen, und die Geiſtlichen ſelbſt, die nicht weniger Barbaren, als die Layen waren, wie ſie denn weder leſen noch ſchreiben konnten, in ein ordentliches Zuchtſiſtem zu bringen. Wäre es auch bloß darum zu thun geweſen, die deutſche Geiſtlichkeit vermittelſt der päbſtlichen Hierarchie unter ſich ſelbſt zu verbinden, und die Nation dadurch mit andern Europäern bekannt zu machen, ſo hätte Bonifacius Deutſchland ſchon einen ſehr wichtigen Dienſt gethan. Dem ſey, wie ihm wolle; der Statthalter Kriſti belohnte die Dienſte dieſes Apoſtels in vollem Maaß. Alle in Norden von Deutſchland neugeſtifteten Biſtthümer wurden dem

Stul zu Maynz unterworfen, den Bonifacius zu seinem Hauptsitz gewählt hatte. Die Provinz ward die größte im ganzen påbstlichen Reiche. Ganz Schwaben, Franken, Böhmen und beynahe ganz Sachsen, nebst einem Theil von Helvetien, Bayern und des Oberrheins gehörten zu derselben. Nachdem sie durch die Reformation und Rachsucht des Königs von Böhmen um den dritten Theil geschmålert ward, so zählt sie nebst dem erzbischöflichen Sprengel doch noch 11 Bisthümer, worunter mehrere der ansehnlichsten von Deutschland sind, als Würzburg, Paderborn, Hildesheim, Augspurg, u. a. m.

Es konnte nicht fehlen, daß, als der Statthalter Kristi seine Macht auch über die weltlichen Reiche ausdehnte, der Bothschafter desselben (denn dafür gab sich Bonifacius selbst aus, und noch das tridentinische Konzilium nennt alle Bischöfe påbstliche Gesandte) nicht auch im profanen Verstand sein Glük machen sollte, besonders da zu den damaligen Zeiten die Geistlichen ausschließlich im Besitz der Wissenschaften, und deswegen auch in politischen Geschäften unentbehrliche Leuthe waren. Das Geistliche und

Weltliche war damals so durcheinander verwebt, daß der ansehnlichste Bischof Deutschlands auch der mächtigste Reichsstand werden mußte. In Brittannien, Polen und allen Ländern, die sich der aristokratischen Verfassung näherten, geschah das nämliche. Die Landgrafen von Hessen, die Pfalzgrafen, ja sogar die Kayser selbst trugen kein Bedenken, Lehnleuthe der Erzbischöfe von Maynz zu seyn. Als das Gebäude der päbstlichen Monarchie von Gregor VII vollendet war, erschienen die Erzbischöfe von Maynz von nun an immerfort an der Spitze der deutschen Reichsstände, und im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert war ihr Ansehn groß genug, daß sie ganz allein Kayser ernennen konnten, wie denn das Haus Habspurg bloß einem Kurfürsten zu Maynz den ersten Grund seiner Grösse zu verdanken hat.

Seitdem man gelernt hat, die Gränzen der geistlichen und weltlichen Macht so genau zu trennen, und die leztere über die erstere ein so entscheidendes Uebergwicht gewanne, wurde zwar das Ansehn und der Einfluß der hiesigen Erzbischöfe natürlicher Weise merklich eingeschränkt;

allein sie haben doch noch äusserst wichtige Vorrechte, die sie mit mehr Nachdruk könnten geltend machen, wenn sie sich nicht wegen verschiedenen Nebenumständen zu sehr an das kaiserliche Haus schmiegen müßten. Sie führen noch das Wort in dem Kurfürstenkollegium, schreiben auf Bedeuten des Kaysers den Reichstag aus, können in den Proceduren der Reichsgerichte Revisionen verordnen, u. s. w. Diese hohen Privilegien hängen aber in der Ausübung jezt zu sehr von dem östreichischen Haus ab. — Auch die geistliche Macht derselben schwindet immer mehr zusammen. Ihre Suffraganeen haben sich in den Kopf gesetzt, alle Bischöfe seyen im Wesen der Gewalt einander gleich, und der Titel eines Erzbischofes bedeute nur einen Vorrang irgend eines Bruders unter gleichen Brüdern. Man appellirt wohl bisweilen noch von den Konsistorien einiger Suffraganeen an das hiesige sogenannte Generalvikariat; allein alsdann wird gewiß auch weiter nach Rom appellirt, und das metropolitanische Ansehn verliert also in solchen Fällen eben so viel, als es dabey gewinnt.

Der Genuß der Güter, welche dem hiesigen

erzbischöflichen Stul ankleben, und die wenigstens jezt noch unzertrennlich von demselben sind, kann die Besitzer desselben leicht über die Schmälerung ihres geistlichen und politischen Ansehens ausser den Gränzen ihrer Lande trösten. Diese machen einen der besten Theile Deutschlands, und, zwar nicht dem Umfang nach das größte, aber doch das bevölkerteste und reichste geistliche Fürstenthum aus. Schwerlich beträgt ihr Umfang mehr als 125 deutsche Quadratmeilen; dahingegen das Erzbisthum Salzburg gegen 240 Quadratmeilen enthält; allein jene zählen ohngefähr 320, und dieses zählt höchstens nur 250 tausend Einwohner. Wegen des natürlichen Reichthums der maynzischen Lande und ihrer vortheilhaften Lage trägt ein Unterthan derselben ungleich mehr ein, als ein Bewohner des Erzbisthums Salzburg, dessen größter Theil bloß von Hirten bewohnt wird. Die maynzischen Lande zählen gegen 40 Städte, die salzburgischen hingegen nur 7. Der hiesige Rheinzoll allein trägt jährlich gegen 60000 Gulden, oder beynahe so viel ein, als alle salzburgischen Bergwerke zusammen, das halleinische Salzwerk ausgenommen.

Die Weinakzise hier und in der umliegenden Gegend werfen dem Hof jährlich über 100000 Gulden ab, wobey die Akzise von den entlegenen Landen desselben nicht mitgerechnet sind. Man kann die sämtlichen Einkünfte des Kurfürsten auf 1700000 Gulden schätzen. Zuverläßig weiß ich, daß sie in den letztern Jahren des verstorbenen Erzbischofs gegen 1800000 Gulden betragen haben. Nun hat zwar der jetzige Fürst beym Antritt seiner Regierung den Unterthanen von 15 oder 16 Schatzungen, die sie jährlich entrichten mußten, freywillig 2 erlassen; diese 2 Steuern aber betrugen gewiß nicht über 100000 Gulden, und nebstdem sind einige andre Quellen von Einkünften durch die kluge Oekonomie des jetzigen Fürsten sehr verbessert worden.

Wenn die kurfürstlichen Lande beysammen lägen, so hätten sie Getreide und alles, was zur Nothdurft des Lebens gehört, im größten Ueberfluß. Da aber einige Theile derselben zu weit von einander getrennt sind, so müssen sie verschiedene Bedürfnisse von Fremden kaufen. Besonders ist die Hauptstadt samnit dem benachbarten Rheingau in Rüksicht auf das Getraide von der benachbarten

Pfalz abhängig, so ergiebig auch der maynzische Antheil in der Wetterau an Korn, Waizen und allen Getreidegattungen ist. Das vorzüglichste Produkt der am Rhein gelegenen Lande des Kurfürsten ist der Wein, der fast ganz allein im eigentlichen Verstand Rheinwein heißt, und nur die Weine vom Nierstein, Bacharach und einigen andern, sehr wenigen ausländischen Orten, werden von Kennern unter dem Titel des Rheinweins mitbegriffen, die pfälzischen, bergsträßischen, baadenschen und elsassischen Weine aber sorgfältig von demselben getrennt.

Es wird zwar auch in den auf der West- und Südseite des Rheines gelegenen maynzischen Landen sehr viel Wein gebaut, und der von Laubenheim, Bodenheim, Büdesheim und Bingen wird sogar unter den vorzüglichen Rheinwein gerechnet; allein das auf dem nördlichen Rheinufer gelegene Rheingau ist doch das eigentliche Vaterland des Rheinweines, der die Dichter und Nichtdichter Deutschlands so oft im physischen und moralischen Verstand begeistert.

Ich machte vor einigen Tagen mit einer Gesellschaft von hier eine Lustparthie nach dem Rhein-

gau, bey welchem Anlaß ich einem der merkwürdigsten ländlichen Feste beywohnte, die ich in meinem Leben genoß. Unser Schiff hatte ein besseres Ansehn, als die Fahrzeuge, welche man sonst in Deutschland zu sehen gewohnt ist, und war einem kleinen holländischen Jagdboot ziemlich ähnlich. Als wir die Krümmung paßirt waren, welche der stolze Rhein eine gute Stunde unter Maynz gegen Westen macht, hatten wir eine Aussicht vor uns, die man ausser der Schweitz schwerlich in einem andern Lande zu sehen bekömmt. Der Rhein breitet sich hier erstaunlich aus, und bildet in seinem trägen Lauf einen See, der hie und da über eine Viertelstunde breit ist, und worauf einige beholzte Inseln schwimmen. Zur Rechten bildet das eigentliche Rheingau ein Amphitheater, dessen Schönheiten weit über alle Beschreibung sind. Bey Walluf, dem ersten Ort des Rheingaues, laufen sehr hohe Berge ziemlich nahe an das Ufer des Stromes her. Von da ziehen sie sich landeinwärts, und bilden einen Halbzirkel, dessen andres Ende 5 Stunden weiter unten, nämlich bey Rüdesheim an das Rheinufer stößt. Das Ufer, die Hügel, welche dieser

Zirkel einschließt, und die Abhänge dieser Berge sind dicht mit Fleken und Dörfern besäet. Die weiße Farbe der Gebäude und die schönen blauen Schieferdächer dieser Ortschaften nehmen sich in dem mannichfaltigen und durchaus herrschenden Grün dieser Landschaft ungemein schön aus. Längst dem Rheinufer hinab liegt alle Viertelstunde ein Ort, der in jedem andern Lande eine Stadt heissen würde. Mancher enthält 3 bis 4 hundert Familien, und in diesen 5 Stunden langen und in der Mitte ohngefähr 2 Stunden breiten Amphitheater zählt man gegen 36 Ortschaften. Alle sonnigten Abhänge der Berge und Hügel sind ein ununterbrochener Weingarten, der von unzäligen Obstbäumen häufig beschattet ist. Die waldigten Häupter der hintern Berge werfen ein gewisses feyerliches Dunkel über die sonst sehr lichte Landschaft, welches eine vortrefliche Wirkung thut. Hie und da laufen stärkere Arme von der hohen Bergreihe an das Ufer her, und ragen über die niederern Hügel majestätisch empor. Auf einem solchen Bergarm liegt, beynahe in der Mitte des Rheingaues das Dorf Johannesberg, welches einen

der edelsten Rheinweine erzieht. Vor diesem Dorf liegt auf einem runden und schöngestalteten Hügel, nahe am Ufer des Stromes ein gräflich Stadionisches Schloß, welches der Landschaft umher eine unbeschreibliche Pracht giebt, und fast in jedem Ort erblikt man ein grosses herrschaftliches Gebäude, das ihm ein reicheres Ansehn leiht. Dem Halbzirkel der Berge, welcher es gegen die kalten Ost- und Nordwinde schüzt, und dem Sonnenschein doch Raum und Spiel genug läßt, hat das Land seinen Reichthum zu verdanken. Die Waldungen und höhern Abhänge der Berge sind zugleich der Viehzucht sehr günstig, und vermehren den Dünger, welcher in einem Lande dieser Art einen ausserordentlichen Werth hat.

Das dem Rheingau entgegengesetzte Ufer des Stromes ist viel öder und erhöht durch seinen Abstich die Reitze desselben. Kaum erblikt man auf dieser, stufenweis sich erhebenden Südseite 4 bis 5 Oerter, die weit von einander entlegen sind. Der grosse Raum zwischen denselben besteht größtentheils aus Heideland und Wiesen. Nur hie und da wirft ein alter Hain dike Schattenmassen

über dieselben hin, und nur sehr sparsam leuchten an einigen Orten Getreidefelder aus der finstern Landschaft hervor.

Der Hintergrund dieser Gegend ist im mahlerischen Betracht der beste Theil derselben. Ein enger Bergschlund, der sich zwischen Rüdesheim und Bingen perspektivisch zu verengen beginnt, bildet denselben. Senkrecht abgehauene Berge und Felsen hängen hier über den Rhein her, auf den sich hier eine ewige Nacht gelagert hat. In der Ferne glaubt man, der Rhein ströme durch eine unterirdische Höle aus dieser Landschaft heraus, durch welche er so langsam zu gehen scheint, um ihre Reitze in wohllüstiger Trägheit desto länger geniessen zu können. Der so genannte Mäusethurm scheint im Dunkel, welches auf diesem Hintergrund liegt, auf dem Wasser zu schwimmen. Kurz, in der ganzen Gegend ist nicht das geringste, das nicht zur Schönheit und Pracht derselben etwas beytrüge, und so zu sagen nothwendig wäre, um das Paradies vollkommners zu machen. — Wenn man in der Mitte zwischen Maynz und Bingen auf dem Rhein fährt, so bilden die Ufer des Stromes ein vollkommnes

Amphitheater im Oval, welches eine der mahlerischesten und reichsten Landschaften ausmacht, die man in Europa sehen kann.

Die Nacht war schon angebrochen, als wir zu Geysenheim ankamen. Ehe wir landeten, genossen wir noch eines sehr seltenen Anbliks. Wir konnten fast die ganze Küste des Rheingaues übersehen, die wie von einer zusammenhängenden Stadt bedekt war. Die vielen Lichter in den unzäligen Dorfschaften täuschten mich so sehr, daß ich wirklich eine ungeheure Stadt beleuchtet zu sehen glaubte. Der Wiederschein dieser Lichter in dem spiegelglatten Rhein begünstigte die Täuschung.

Des andern Tages nach unserer Ankunft giengen wir nach Rüdesheim, wohin uns ein Geistlicher von Maynz eingeladen hatte. Wir fanden eine zahlreiche Gesellschaft bey ihm, worunter auch einige Protestanten waren. Nach dem Mittagessen führte uns unser artige Wirth in einer Prozeßion, in seinen grossen Saal, woraus wir eine unvergleichliche Aussicht über den hier ausserordentlich breiten Rhein und die Stadt Bingen genossen. Alles schien ein grosses Fest anzukünden, dessen Karakter aber wenigstens für mich

immer noch ein Räthsel war. Auf einmahl öfnete sich die Thüre des Saales. Eine Bande Musikanten gieng feyerlich voraus, und ihnen folgten 2 hübsche und wohlgekleidete Mädchen, die auf einer mit feinem Leinwand überzogenen Tafel eine grosse Traube trugen. Der Rand der Tafel war mit Blumen bekränzt. Man setzte die Traube mitten im Saal auf eine Art von Thron, der auf einem Tisch errichtet war, und nun erklärte man mir, daß unser Wirth das Fest wegen der ersten reifen Traube in seinem Weinberg angestellt habe, und daß die Sitte, die erste Zeitigung einer Traube zu feyern, bey den Reichen dieses Landes heilig beobachtet werde. Man fand dieß Fest um so nöthiger, da dieses Jahr die Trauben ausserordentlich spät zu reifen beginnen. Nachdem der Altar des Bachus errichtet war, hielt unser Wirth eine kleine, aber sehr gute Rede, die dem Karakter der Feyerlichkeit entsprach, und hierauf tanzten wir um die Traube herum. Nie, Bruder, hab' ich mit mehr Empfindung getanzt, als hier. Noch macht mich bloß die Erinnerung der lebhaften Gefühle, die sich in diesen seligen Augenbliken meiner bemächtigten, stumm und entzükt. — — — In meiner Republik sollen Feste dieser Art gewiß die einzi-

gen seyn. Giebt es ein heiligeres und würdigeres Fest, als wo man dem Schöpfer durch Freude für die Wohlthaten dankt, womit er uns selig machen will? — Es war nicht darum, als wenn diese Traube die einzige reife im Weinberg unsers Wirthes gewesen wäre. Wir fanden bey genauer Untersuchung derselben noch mehrere. Demungeachtet zankten wir uns um die Beere der Traube, die wir betanzt und besungen hatten, mit mehr Hitze, als wenn sie orientalische Perlen von gleicher Grösse gewesen wären.

Rüdesheim ist ein reicher Flecken von ohngefähr 2500 Einwohnern. Der hiesige Wein wird ohne Vergleich für den edelsten der rheingauer und aller deutschen Weine gehalten. Ich fand ihn auch viel feuriger, als den Hochheimer; allein in Rücksicht auf Annehmlichkeit des Geschmackes zieh ich den letztern immer vor. Der beste Rüdesheimer wird wie der Hochheimer im Ort selbst zu 3 Gulden p. Maaß bezahlt. Für Einen Gulden bekömmt man hier noch keinen vorzüglich guten Wein, und kaum kann man den für 2 Gulden unter die bessern Weine zählen. Wenigstens würde ich den schlechtesten Burgunder dem Rüdesheimer vorziehn, den ich um diesen Preiß sowohl im Ort selbst als auch zu Maynz getrunken. Die

Weine unsers geistlichen Herrn Wirthes zeichneten sich freylich von jenen sehr aus, die man in den Wirthshäusern bekömmt. Allein er gestand uns selbst, daß er die mehr oder weniger reifen Trauben bey der Lese sorgfältig zu sondern pflegte, und also von der nämlichen Gattung Trauben sehr verschiedene Weine machte. Es ist im Rheingau wie überall. Die bessern Produkte werden gemeiniglich von den mittelmäßigen und geringern Einwohnern verkauft, und die schlechtern für die innere Verzehrung zurückgehalten, weil die Fremden in Betracht, daß die Transportkosten immer gleich sind, lieber die bessern doppelt bezahlen als die schlechtern aufkaufen. Nur bey den Reichen, worunter auch unser Wirth gehört, die etwas für sich selbst und ihre Freunde zurückbehalten, findet man etwas vorzügliches. Aus dieser Ursache habe ich weit ausser der Schweitz die besten Schweitzerkäse gegessen, und in den Gasthäusern von Norddeutschland viel bessern Rheinwein getrunken, als in jenen seines Vaterlandes. Die Lage des Landes vertheuert auch die Rheingauer Weine ungemein, und befördert ihre Ausfuhr. Dieses Land ist das nördlichste, welches den Wein in Ueberfluß erzeugt, und der gemächliche Transport des-

selben

selben auf dem Rhein nach Holland und der übrigen Welt erhöht seinen Preiß über seinen natürlichen Werth.

Der Ort, wo die Blume des Rüdesheimer Weines wächst, ist gerade die Erdspitze, welche der Rhein durch seine Wendung nach Norden bildet, nachdem er von Maynz bis hieher nach Westen geflossen ist. Diese Spitze, ein beynahe senkrechter Fels, genießt die erste Morgenröthe und die späteste Abendsonne. Sie ist in ganz niedrige und schmale Terrassen eingetheilt, die sich wie eine steile Treppe bis zum waldigten Gipfel des Felsen erheben, auf künstlichen Mauern ruhen, und auch an vielen Orten durch Kunst und Fleiß mit Erde bedeckt wurden, die oft von einem Regenguß wieder weggeschwemmt wird. Die ersten Setzlinge der Weinstöcke kamen zuverläßig aus unserm Vaterland hieher, und noch nennt man die beste Gattung hier Orleanstrauben. Man zieht die Weinstöcke ungemein niedrig, und selten sind sie über 4 bis 5 Fuß hoch. Diese Art, den Weinstock zu ziehn, ist für die Menge, aber nicht für die Güte des Weines zuträglich; denn die phlegmatischen und schweren Theile desselben würden eher zurückbleiben, wenn die Säfte, wor-

aus er gezeugt wird, durch höhere und mehrere Kanäle sich sublimiren müßten. Dieß ist ohne Zweifel eine der Hauptursachen, warum alle Rheinweine etwas herbes, saures und wässerichtes haben. — In den besten hiesigen Weinbergen, welches die niederen an der obbemeldten Erdspitze sind, ist öfters schon von holländischen und andern Weinhändlern vor der Lese der Stock mit einem Dukaten überhaupt bezahlt worden. Es muß ein reicher Stock seyn, wenn er über 4 Maaß Wein giebt. — Du kannst dir leicht vorstellen, daß der Weinbau an diesem Ort sehr kostspielig ist, indem der ohnehin sehr theure Dünger von den Bauern auf dem Rücken und mit unbeschreiblichen Beschwerden auf den Berg getragen werden muß.

Nach unsrer Zurückkunft besichtigte ich zu Geysenheim den sehr prächtigen Pallast eines Grafen von Ostein, des reichsten Kavaliers von Maynz der einige von einem ehemaligen Kurfürsten, seinem Vetter, ererbte Millionen auf Leibrenten in Holland liegen hat. Das Gebäude, in modernem Geschmack, ist immer sehenswürdig; allein, der halb französische und halb englische Garten hatte ungleich mehr Reitz für mich. Hinter Geysenheim ließ der Graf einige Alleen durch einen Wald

hauen, worin auch einige Einöden angebracht sind. Die Hauptallee führt auch in einer Krümmung auf die Spitze des Felsen, an dessen Fuß der beste Rüdesheimer wächst. Auf dieser Spitze ließ der Graf eine Terrasse bereiten und mit einem Geländer umfassen, welche eine der entzückendsten Aussichten beherscht, die ich in meinem Leben sah. Senkrecht über den Felsen hinab übersieht man die Weinberge in Terrassen, und schaut in den Rhein, der sich hier wüthend durch sturzdrohende Berge, und die dunkle Nacht, welche sich in ihren Busen gelagert hat, zu drängen beginnt. Die Aussicht, den Fluß hinab, ist schauerlich. Man glaubt, der Rhein suche seinen Weg durch ein unterirdisches Gewölbe, der theils öden, theils waldigten Berge, die über ihn herhangen. Der Fels, worauf man steht, streckt seinen Fuß bis an das entgegengesetzte Ufer, worauf ein andrer abstürziger Berg wie eine ungeheure Säule steht. Der Zusammenhang dieser Berge verursacht einen Fall im Rhein, dessen dumpfes Getöse in der Landschaft eine ungemein gute Wirkung thut. Man hat auf der Rüdesheimer Seite, nahe am Ufer, über welches man auf der Terrasse oben herüber sieht, eine Passage unter dem Wasser durch den

harten Felsen durchgehauen, welche für die größten Schiffe geräumig genug und unter dem Namen des Bingerloches bekannt ist. Der Fels, welcher hier den Sturz des Rheines verursacht, ragt in der Mitte des Stromes merklich über das Wasser empor, und bildet ein theils nacktes, theils mit Gesträuche bedecktes Inselchen, worauf der berüchtigte Mäusethurm steht. Aufwärts des Rheines übersieht man den größten Theil des lachenden Rheingaus und das ganze ihm entgegengesetzte Ufer. So schön und mannichfaltig auch diese Aussichten, den Strom hinauf und hinunter sind, so werden sie doch noch von einer andern Parthie dieser Landschaft übertroffen, die man ganz gerade auf der Terrasse vor sich hat. Hier sieht man durch einen engen Schlund, durch welchen sich der Fluß Nahe in den Rhein ergießt, und dessen Boden er beynahe ganz einnimmt. Im Vordergrund, wo die Nahe sich mit dem Rhein vereinigt, steht zur Rechten der waldigte Bergkolosse, mit welchem der rüdesheimer Fels unter dem Wasser zusammen hängt. Auf der Erdspitze zur Linken liegt die Stadt Bingen am Fuß eines andern Berges, den die Trümmer eines alten Schlosses krönen. Der Schlund selbst ist öde und dunkel,

und beynahe eine halbe Stunde lang. Nur die rothen Schiefersteine eines Berges in demselben und ihr Schutt sticht mit der auf der rechten Seite durchaus herschenden Waldung, und mit der theils kahlen und geringern, theils mit Weinstöcken besetzten Bergwand zur Linken, ein wenig ab. Mitten in diesem Schlund geht eine alte Steinbrücke über die Nahe, die von ihrem Erbauer, dem Drusus Germanikus, noch die Drususbrücke genennt wird, und das mahlerische der Landschaft ungemein erhöht. Am Ende des Schlundes ist eine Mühle über den ganzen Fluß gebaut, die in dickem Grün nicht weniger pittoresk als die Drususbrücke ist. Allein der Hintergrund dieser Landschaft ist der interessanteste Theil derselben. Der Naheschlund ist wie ein Sehrohr, durch welches man in die lachendste Landschaft hinschaut. Das starke Licht, die blaue Ferne der Berge und Hügel, einige schöne Dörfer und sanftes Gehölze, und Weinberge um dieselben kündigen an, daß das Land hinter diesem finstern Schlund sich sehr verebnet und weit ausbreitet. Dieß ist ein Perspektiv, von dem ich noch nichts ähnliches sah.

Die Stadt Bingen, welche nebst einem Rheinzoll,

der jährlich gegen 30000 Gulden abwirft, dem maynzischen Dohmkapitel zugehört, ist ziemlich schön, und enthält ohngefähr 4500 Einwohner. Von hier wird ein grosser Theil des Rheingaues mit Getreide aus der benachbarten Pfalz versorgt, wogegen die Stadt Spezereyen und verschiedne fremde Fabrikwaaren den Pfälzern zurückgiebt. Dieser Handel macht sie ziemlich lebhaft. Nebstdem hat sie sehr ergiebigen Weinbau. Der Berg, an dessen Fuß sie liegt, und dessen Eine Wand den Schlund bildet, wodurch die Nahe sich in den Rhein ergießt, bildet hinter demselben eine andre steile Wand, welche mit dem Rhein und dem goldnen rüdesheimer Berg parallel steht. Sie genießt deswegen mit diesem gleiche Sonne, und der Büdesheimer Wein, welcher auf derselben wächst, giebt dem Rüdesheimer wenig nach.

Nachdem ich die Reitze dieser ungemein schönen Landschaft einige Tage lang genossen hatte, trieb ich noch einige Tage durch die Dörfer des Rheingaus herum. Auch hier überzeugte mich der Augenschein, daß der Weinbauer nicht der glücklichste ist. Die Einwohner sind theils unmäßig reich, theils unmäßig arm. Der glückliche Mittelstand

ist nicht für Gegenden, deren hauptsächlichstes Produkt der Wein ist. Nebstdem, daß der Weinbau ungleich mühsamer und kostbarer ist, als der Getreidebau, so ist er auch Revolutionen unterworfen, die den Eigenthümer eines Gutes auf einen Schlag zu einem Taglöhner machen. Ein besonderes Uebel für dieses Land ist, daß man dem Adel gestattet, zu viel Güter zu kaufen, obschon dieser Ankauf durch ein Gesetz eingeschränkt ist. Die Familienverbindungen der Erzbischöfe zwingen sie, zu oft durch die Finger zu sehn. Ein kleiner Bauer steckt vor der Weinlese gemeiniglich in Schulden, und wenn dann diese nicht reich genug ausfällt, so ist er auf einmal ein Taglöhner, und der Adeliche oder Reiche erweitert seine Besitzungen durch den Sturz desselben zum Nachtheil des Landes. Es giebt zwar viele Bauern hier von 30, 50 bis 100 tausend Gulden Vermögen, die das Air von Bauern abgelegt, und jenes von Weinhändlern angenommen haben; allein, so beträchtlich auch ihre Anzahl ist, so tröstet sie den Menschenfreund doch nicht über den Anblick so vieler ganz armen Leuthe, wovon manche Dörfer wimmeln. Zur Aufrechthaltung des Wohlstandes

in einem Lande dieser Art wird eine großmüthige Landesfürstliche Kasse erfodert, die den geringen Bauer im Nothfall unterstützt, mit einer genauen Aufsicht auf die Wirthschaft desselben verbunden ist, die reichen Weinlesen abwarten kann, und in Misjahren die Interessen durch keine strengen Husarenexekutionen eintreibt.

Die Rheingauer sind ein schöner und ungemein starker Schlag Leuthe. Auf den ersten Anblick sieht man, daß ihr Wein dem Geist und Körper wohlbekömmt. Sie haben sehr viel natürlichen Witz, und eine Lebhaftigkeit und Munterkeit, die sie von ihren Nachbarn stark auszeichnen. Man darf sie nur mit verschiedenen der letztern vergleichen, um sich zu überzeugen, daß die Weintrinker den Bier und Wassertrinkern, und die südlichern Völker also den nördlichern an natürlichen Kräften der Seele und des Körpers überlegen sind. Wenn die Weintrinker auch nicht so fleischigt, als die Biertrinker sind, so übertreffen sie doch dieselbe an Lebhaftigkeit und Güte des Blutes, und dauern in der Arbeit länger aus. Schon Tacitus hat in seiner Abhandlung von den Sitten der Deutschen diese Bemerkung gemacht. Die unge-

heuern und fleischigten Körper der Deutschen, sagt er, sind nur zu einem gähen Angrif gemacht, aber nicht dauerhaft. Damals trank fast ganz Deutschland noch nichts als Bier, und bloß der Weinbau hat in verschiedenen Gegenden Deutschlands eine Revolution bewirkt, welche die jetzigen Deutschen von jenen des Tacitus sehr verschieden gemacht hat. Die schwarzen und dunkelbraunen Haare sind hier zu Lande viel gemeiner, als die blonden, wodurch die Deutschen im alten Rom so berühmt waren.

Du kannst leicht denken, daß sich in einem so fetten Lande die Mönche besonders wohl befinden müssen. Wir statteten dem Herrn Prälaten zu Erbach, oder Eberbach, einen Besuch ab, und ich konnte die Armuth dieses Klosters nicht genug bewundern. Diese Herrn Mönche, denn in jedem Betracht sind sie Herrn, haben ihre schöne Jagd, prächtig meublirte Zimmer, ihren Billardsal, ein halbes Dutzend sehr schöne Sängerinnen, und einen ungeheuern Weinkeller, vor dessen wohlrangirten Batterien ich wirklich erschrack. Einer, der es mir mochte angesehen haben, daß mich die unzäligen Fässer stutzen machten, erklärte mir,

daß sie es ohne die wohlthätige Ausdünstung derselben in dem feuchten Thal, worin das Kloster liegt, nicht würden aushalten können. Wirklich sind die gewölbten Zimmer dieser vorgeblichen Einöde so dampficht und feucht, daß sie den Geist des Rheinweines zur Erwärmung ihres Körpers und ohne Zweifel auch ihrer Seele nöthig zu haben scheinen.

Die Wirthschaft dieser Mönche fiel mir im ganzen nicht sonderlich auf, weil ich in Deutschland an solche Schauspiele gewöhnt worden bin, und ich gönne ihnen von Herzen den Genuß ihres Antheils an dieser groben Erde, die sie so ernstlich verachten, und den ihnen der Himmel und die guten Zeitumstände beschieden haben. Allein den Bemühungen eines Theils der Geistlichkeit dieses Landes, den Aberglauben unter dem Volk zu erhalten, kann ich meinen Beyfall so leicht nicht geben. Besonders fiel mir ein Wallfahrtsort im Walde unweit Geysenheim auf, wo die Kapuziner noch Mirakel im Ueberfluß wirken sollen. Bloß der Name dieses Ortes ist schon grobe Aergerniß und Gotteslästerung. Er heißt: Noth Gottes. Ein kleines hölzernes Bildchen des Erlösers wur-

de nach der Legende aus Verachtung oder Unachtsamkeit von einem Bauern in einem holen Baum des Waldes versteckt, und nun schrie es so lange: „Noth Gottes, Noth Gottes!“ bis es die Leuthe in der Nachbarschaft aus dem Baum nahmen, und es an einen Ort setzten, wo es keine Noth mehr hatte. Seit diesem hat es unzälige Wunder gewirkt, die den Kapuzinern zugleich auch aus der Noth halfen.

LXVI.

Maynz —

Ungeachtet der ansehnlichen Reduktionen, welche der jeztregierende Kurfürst in seinem Civiletat vorgenommen, ist derselbe doch noch unmäßig zahlreich und kostbar. Er hat seine wohlbezahlten Minister, seine Statsräthe und gegen 80 bis 90 geheime Hof- Kammer- Revisions- Kanzley- und Hofgerichtsräthe. Der Aufwand für diesen Etat ist nach dem Verhältnis der Einkünfte des Hofes ungeheuer. Der zahlreiche Adel, welcher wenig-

stens des Titels halber sich um Statsbedienungen bewirbt, die ihm der Hof nicht wohl versagen kann, Mangel an einfachen Verwaltungsgrundsätzen, und der Stolz der ehemaligen Kurfürsten, die ihre Grösse bloß in ein zahlreiches Gefolge setzten, sind die Ursachen der unmäßigen Civilliste. Eine nothwendige Folge davon ist, daß die Hof- und Statsgeschäfte bloß auf dem kleinen Theil der Bedienten liegen, der Thätigkeit und Geschiklichkeit genug besizt; und daß der große Schwarm der übrigen sich vom Mark des Landes in Müßiggang mästet.

Auch das Militäre des hiesigen Hofes scheint mehr zur eiteln Pracht und zur Versorgung eines Theils des Adels, als zum wahren Nutzen des Landes eingerichtet zu seyn. Die sämtlichen Truppen machen kaum 2200 Köpfe aus, und doch hatten sie beym Regierungsantritt des jetzigen Kurfürsten nicht weniger dann 6 Generäle. Nach ihrem ersten Plan und der Steueranlage sollten sie 8000 Mann betragen; allein in den jetzigen Umständen sind diese 2000 noch zu viel, und ich wüßte zwanzig Dinge, worauf der Sold derselben, besonders jener der so unmäßig zahlreichen Officiers nützlicher verwendet werden könnte.

Die Armee des Erzbischofs besteht aus einer deutschen Garde von 50 Mann und 25 Pferd, einer Schweitzergarde, einer Schwadron Husaren von 130 Mann, welches seine brauchbarsten Truppen sind, indem sie die Strassen des Landes von Räubern und Mördern säubern, einem Artilleriekorps von 104 Mann, 3 Infanterieregimentern, jedes zu 600 Mann, und einigen zu den oberrheinischen und fränkischen Kreistruppen gehörigen Kompagnien.

Mit den hiesigen Vestungswerken verhält es sich beynahe eben so. Nebst Luxenburg wäre Maynz der wichtigste Gränzplatz des Reiches gegen Frankreich, wenn seine Werke so gut ausgeführt und unterhalten würden, als vortreflich ihr Plan ist. Die Natur des Bodens erlaubt zwar keinen regelmäßigen Plan; in Rücksicht auf einzle Theile sah ich aber noch keinen Platz von ähnlicher Beschaffenheit, wo man das Terrein zur Anlage der verschiedenen Werke besser benutzt hätte, als hier. Man erstaunt über die Kühnheit und Grösse derselben. Allein, obschon der oberrheinische Kreis und sogar auch das gesamte Reich schon grosse Summen zum Bau dieser Vestung bewilligt hat, so ist doch ein grosser Theil derselben noch unvollendet, und einige der besten Werke fangen an zu

zerfallen. Ihre Weitläufigkeit erfordert auch eine zahlreiche Armee zu ihrer Vertheidigung, und sowohl diese als auch die planmäßige Ausführung und Unterhaltung der Werke übersteigt platterdings die Kräfte des hiesigen Hofes, und würde auch dem gesamten oberrheinischen Kreis zu beschwerlich fallen. In dieser Lage der Sachen dient auch diese Vestung mehr zum Pracht, als zu einem wahren Nutzen.

Während daß die grössern Höfe Deutschlands ihre Wirthschaft und Verwaltung so viel als möglich zu vereinfachen, und in ihren Staten die strengste Oekonomie einzuführen suchen, herscht unter den kleinern noch eine Verschwendung, Pracht und Scheinliebe, die alle Schranken, und beynahe auch allen Glauben übersteigt. Diese Höfe haben viel Aehnlichkeit mit dem kostbaren Marionettentheater des Fürsten Esterhazy, welches ein vortrefliches Orchester, die schönsten Dekorationen, seinen Maschinenmeister, Dichter u. s. w. hat, aber immer doch nur ein Puppentheater ist. In Ermanglung wahrer innerer Grösse suchen sie durch prächtig aufgestutzte Kleinigkeiten und äussern Schein groß zu werden, wodurch sie freylich nichts als ein Gelächter verdienten, wenn es

ohne einen harten Druck ihrer Unterthanen geschähe. Allein in diesem Fall ist die Sache zu ernstlich, als daß der Menschenfreund darüber lachen könnte.

Dieser Vorwurf trift den jeztregierenden hiesigen Erzbischof nicht. Vielleicht ist er unter den Fürsten seiner Klasse in Deutschland der einzige, der seine Verwaltung und seinen Hofstaat, in so weit es ihm die Umstände erlauben, mehr zu zweckmäßigem Vortheil als zu eitelm Schein einzurichten sucht; allein in der benachbarten Pfalz, die ich seit 14 Tagen durchwanderte, steigt dieser Greul bis zum Schauern.

Als ich die bunten Schwärme von Bedienten, die Kastraten, die unzäligen Tänzer und Sänger, die prächtigen Gärten, und die vielen unnützen Generäle des Hofes zu München sah, setzte ich den größten Theil davon der ehemaligen Landesregierung auf die Rechnung, und glaubte, der jezige Kurfürst habe beym Antritt seiner Regierung von Bayern keine grosse Reduktionen vornehmen wollen, um sich nicht verhaßt zu machen, um so mehr, da durch die Akquisition von Bayern seine Finanzen in eine ganz andre Lage gesetzt worden. Allein, wie erstaunte ich, als ich erfuhr, daß er

schon zu Mannheim, wo seine Revenüen nicht den dritten Theil von seinen jetzigen Einkünften betrugen, den nämlichen Aufwand für Pracht, Wollust und eiteln Schein machte!

Glaubst du wohl, Bruder, daß der Hof von Mannheim, der nicht über 3200000 rheinische Gulden Einkünfte hatte, bloß für seine Oper und Musik jährlich 200000 Gulden verwendete? Glaubst du wohl, daß bloß die Unterhaltung des Gartens von Schwetzingen, der jenem von Versailles wenig nachgiebt, so groß auch der Abstand zwischen unserm Monarchen und einem Kurfürsten von der Pfalz ist, jährlich 40000, und die Unterhaltung der Schlösser von Mannheim und Schwetzingen, jährlich gegen 60000 Gulden gekostet hat, und noch wirklich kostet? Daß der Artikel von Jagden jährlich gegen 80000 und der vom Hofstall gegen 100000 Gulden betrug? Daß dieser Hof 11 Regimenter Soldaten nebst eben so vielen Generälen hatte, die zusammen nicht über 5500 Mann ausmachten, und die Hofbedienten doch beym Anlaß der Streitigkeiten zwischen ihrem Kurfürsten, den Grafen von Leiningen und der Stadt Aachen, von 40000 Mann sprachen, die sie gegen den Kaiser, der mit Exekution drohte, wollten anrücken las-

sen, und noch von 15000 Mann, die sie nach öffentlichen, gedruckten Nachrichten gegen die Reichsstadt Aachen zu beordern willens waren? Daß der pfälzische Hof, um das Marionettentheater vollkommen zu machen, zu 2 bis 3 Rheinjagdschiffen auch einen Großadmiral hält, hab ich dir schon zu München gesagt.

Gewiß ist der gute Kurfürst größtentheils an dieser elenden Wirthschaft unschuldig. Seine Bedienten bringen ihm falsche Begriffe von Grösse bey, und schmeicheln seinen Schwachheiten, um sicher den Raub des Landes unter sich theilen zu können.

Man nennt die Pfalz das Paradies von Deutschland. Von ihrer Fruchtbarkeit kannst du dir daraus einen Begrif machen, daß sie in manchen Jahren gegen 30000 Malter Korn, das Malter zu 170 Pfund, nach Frankreich verkauft, und noch eine grosse Menge Getreide ins Maynzische, Trierische und auch in die Schweitz ausgeführt hat. Nebst dem Getreide gewinnt man auch eine grosse Menge Wein, Tobak und Grapp, welcher von vorzüglicher Güte ist. Allein, nichts hat mir einen so hohen Begrif von der Ergiebigkeit des Landes gegeben, als die Liste eines kurfürstlichen Einneh-

mers von den Abgaben der Unterthanen im Vergleich mit ihrem Wohlstand. Für mich wenigstens wäre es ein unauflösliches Problem, eine Rubrik von Auflagen zu erfinden, die nicht auf dieser Liste stünde; es müßte denn eine Akzis von der Luft seyn, die man auf pfälzischem Grund und Boden einathmet. Einige Kontributionen, z. B. für einen Kanal von Frankenthal, Rheindämme u. dgl. m. sind sogar beständige Auflagen geworden, da sie doch bey ihrer Entstehung nur zur Bestreitung augenblicklicher Bedürfnisse bestimmt waren, und von selbst wieder wegfallen sollten, da nun die Bedürfnisse, wenn ein ganz überflüßiger und fast unbrauchbarer Kanal diesen Namen verdient, gehoben sind. Aeusserst merkwürdig für einen Politiker sind die pfälzischen Zölle. Bloß um sie zu vermehren, hat man die kurfürstlichen Aemter oder Vogteyen so eingetheilt, daß fast jeder Ort an einer Hauptstrasse zu einer andern Vogtey gehört, und also an jedem Ort auch ein neuer Zoll von den durchgehenden Gütern entrichtet werden muß. So schädlich diese Einrichtung auch für die innere Statsverwaltung ist, indem ein Dorf öfters dreymal weiter von dem Sitz seines Amtmanns oder Landschreibers ent-

fernt ist, als es seyn würde, wenn man mehr die Natur und das Wohl der Unterthanen als jenes des Fürsten und seiner Bedienten zu Rath gezogen hätte, so ist in diesem Lande, das durchaus von seinen eignen Bedienten geplündert wird, das Privatinteresse der Räuber doch zu überwiegend, und alles Fünkchen von Vaterlandsliebe zu sehr erstickt, als daß sich hierin eine Aenderung hoffen liesse. An manchen Orten ist die Zollstätte an der Strasse nur mit einem Stock bezeichnet, und die Fuhrleuthe, Viehtreiber u. s. w., wenn sie auch Landesprodukte ausführen, sind gezwungen, eine Stunde und noch weiter von der Strasse wegzulaufen, um in einem entfernten Dorf den Zoll zu entrichten. Ist zwischen der Art des alten deutschen Adels, der noch unter Kaiser Maximilian die Kaufleuthe auf offener Strasse beraubte, oder gewaltthätig Transitgelder von ihnen erpreßte, und der pfälzischen Zollverfassung ein andrer Unterschied, als daß der alte Adel auf Gefahr seiner Haut that, was die pfälzische Regierung ohne alle Gefahr und ohne alle Ahndung thut?

Um den Geist der pfälzischen Statswirthschaft noch besser fassen zu können, mußt du wissen, daß man für die Stadt Mannheim und die Gegend

auf einige Meilen in die Runde umher sogar ein Brennholzmonopolium errichtet hat; aber nicht von der Art des Monopoliums von Berlin, welches den Bauern den Verkauf ihres Holzes eher begünstigt als hemmt. Ein natürlicher Sohn des Kurfürsten, den er in den Grafenstand erhob, machte ein Komplot mit einigen Projekteurs, und wußte sich ein Patent zu diesem Monopolium zu verschaffen, kraft dessen er auf Kosten der Einwohner von Mannheim und der Bauern des benachbarten Landes prächtig leben kann.

Die Regierung dieses Landes ist so, daß es mir wirklich ekelt, mehrere Züge zu deiner Erbauung aufzusuchen. Hier muß man besonders Gebrauch von der Regel eines unsrer bekanntesten Schriftsteller machen: „Laßt uns einen Vorhang vorziehn!" Alles, was je nur eine Regierung von Pfaffen, Mätressen, natürlichen Fürstensöhnen, Parvenus, Projekteurs, Kastraten, Bankrutiers, u. dgl. m. ausgezeichnet hat, findet man in der Pfalz wie in einem Kompendium beysammen. Ich sprach mit mehrern Bedienten dieses in jedem Betracht so merkwürdigen Landes, die gar kein Geheimnis daraus machen, daß sie ihre Stellen erkauft haben. Man hat häufige Beyspiele, daß

die Stellen in der Antichambre einer Mätresse unter den Kandidaten öffentlich gesteigert wurden. Eine Folge davon sind die himmelschreyenden Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, welche die sogenannten Landschreiber oder Landvögte begehen, die ächte türkische Paschas sind, und von den Unterthanen ihrer Bezirke durchaus als brandschazende Feinde angesehen werden. Ich hatte die Ehre, in einer sehr grossen und glänzenden Gesellschaft bey einem dieser Paschas zu speisen. Er und seine zahlreiche Familie schimmerten von kostbaren Ringen, Uhren, Borden und allem Zubehör des ausschweifendsten Luxus. Wir hatten 24 Gerichte auf der Tafel, worunter auch junge Pfauen waren. Das Desert entsprach vollkommen der Pracht der Tafel. Alles war im größten Ton. Der Mann hat seinen hübschen Stall, seine prächtige Equipage und seine Jäger, und doch betragen seine ordentlichen Gefälle nicht über 2000 Gulden. Wie er mit dieser Revenue seinen ungeheuern Aufwand bestreiten könne, kann man von jedem armen Bauern seines Gebiethes erfahren, wenn man ihn nur ein wenig vertraut macht. Mit den reichen Bauern steht ein solcher Pascha natürlich im Komplot. So treiben es fast alle pfälzischen Land-

schreiber. Ich lernte bey diesem Anlaß auch einen kennen, der von einem andern Stand des heiligen römischen Reiches als ein treuloser Bedienter und als infam des Landes verwiesen wurde, und sich durch die gewöhnlichen krummen Wege und heimlichen Treppen eine ansehnliche Stelle in der Pfalz erschlichen hat, wo er gegen die Anklagen über Malversationen und gegen die Infamie sicher ist. In keinem deutschen Lande können die Avanturiers von jeder Art so leicht ihr Glück machen, als in der Pfalz, und so lange sie ihre Beute treulich mit der fürstlichen Kasse theilen, sind sie gegen alle Angriffe sicher. Das Lotto di Genua, welches mit dem gelindesten Namen belegt, doch immer ein Pharaotisch ist, wo der Landesfürst seine Unterthanen einladet, ihr Geld an ihn zu verspielen, hat sich auch nirgends in Deutschland so wohl befunden, als in Mannheim. Es harmonirte mit dem übrigen Finanzsistem des Hofes zu schön, als daß es nicht an demselben sein Glück hätte machen sollen. In einem sogenannten Lottokalender wird mit Privilegium des Kurfürsten und unter seinem Wappen gesagt, „das Lottospiel wäre der kürzeste, sicherste und anständigste Weg für jedermann, sein Glück zu machen.“ Nun ist

längst schon bekannt, daß alle Vortheile dieses Spieles bloß in der Hand des Reichen sind, und daß die Spieler, welche Kreutzer und Batzenweis einsetzen, der Lottokasse die angenehmsten seyn müssen. Welche Begriffe muß man sich von einem Hof machen, der alle Beredsamkeit und alle Charlatanskünste gebraucht, um seine Unterthanen zu einem Spiel zu reitzen, bey welchem sie, im Ganzen, nothwendig verlieren müssen, und bey dem er, wie sehr leicht zu berechnen ist, wenigstens 100 p. Cent gewinnen muß! Es ist wahr, fast jeder deutsche Hof hat ein solches Lotto; keiner aber hat so viele Marktschreyereyen angewendet, um seine eignen Unterthanen zum Spiel zu reitzen, als der pfälzische.

Alle diese Sultanismen kommen noch in keinen Vergleich mit den Religionsbedrückungen, welche die Protestanten des Landes vom Hofe ausstehn müssen. Die herschende Religion des Landes sollte nach verschiedenen Verträgen und Friedensschlüssen eigentlich die reformirte seyn. Durch unerhörte Gewalthätigkeiten sind aber die Katholiken, die den Traktaten gemäß nur tolerirt waren, nicht nur herschend sondern auch mächtig genug geworden, um die Reformirten verfolgen und un-

terdrücken zu können. Man nahm in den Städten und Dörfern des Landes das verworfenste Gesindel, Zigeuner, Landesverwiesene und die verächtlichsten Konvertiten auf, bloß um die Zahl der Katholiken zu vermehren. Man schloß die Reformirten nicht nur von allen erledigten Stellen aus, sondern nahm auch den wenigen, die schon bey der Statsverwaltung angestellt waren, ihre Dienste. Man machte den Schweinhirten eines Dorfes zum Schulzen, weil sonst kein katholischer Einwohner da war. Man begnadigte Diebe und Missethäter von jeder Art, wenn sie zur Hofkirche übergiengen, und bey allen Gerichten herschte eine Partheylichkeit gegen die Protestanten, welche öfters die ausschweifendsten Ungerechtigkeiten veranlaßte. Und der nämliche Hof *), der den grössern und bessern Theil seiner Unterthanen so unmenschlich zu unterdrücken sucht, ward von in- und ausländischen Schriftstellern bis zum Himmel erhoben. Die gedrückten Protestanten hatten kein anderes

*) Es versteht sich von selbst, daß der Herr Verfasser nach Art der Franzosen überhaupt unter dem Hof nicht den Fürsten, sondern die Administration versteht. Auch in Frankreich sind jetzt die Gesinnungen des Königs von jenen seiner Bedienten sehr verschieden. Linguet ist ein Beweiß davon.

Rettungsmittel mehr, als ihr Vaterland zu verlassen. Sie wanderten so häufig nach Amerika aus, daß die Engländer in ihrer Sprache alle fremde Kolonisten Pfälzer nennen. So wenig lächerlich diese Grausamkeiten sind, so sehr sind es die Anstalten des Hofes zur Beförderung der Industrie im Abstich mit denselben. Während daß man den vermögendsten und fleißigsten Theil der Unterthanen aus dem Lande vertreibt, legt man zu Lautern eine sogenannte Kameralschule an, wo die vortreflichsten Theorien von Bevölkerung und dem Anbau eines Landes, von Industrie, vom Finanzwesen u. s. w. gelehrt werden, und lockt unzählige Projekteurs nach Frankenthal, um Fabriken anzulegen. So weit ist die Praxis von der Theorie verschieden!

Ohne Zweifel trägt die starke Auswanderung viel dazu bey, daß sich die Bauern in der Pfalz bey all den Bedrückungen der Landschreiber und den ungeheuern Auflagen doch noch ziemlich wohl befinden. Die sehr einträglichen Güter werden dadurch unter ihren natürlichen Werth herunter gesetzt, und der Ertrag derselben über den Ankaufpreiß erhöht.

So viel Geschrey man auch von den Manu-

fakturen der Pfalz macht, so beruht ihr Werth im Ganzen doch auch gleich den übrigen Attributen und Modifikationen des pfälzischen Hofes, mehr auf dem Namen als auf der Sache. Alle Fabriken von Frankenthal, dem Hauptsitz der pfälzischen Industrie, der aber kaum 2000 Einwohner zählt, sind lange nicht so viel werth, als eine einzige der ansehnlichern Manufakturen von Sachsen, Preussen, Oesterreich, der Schweitz und vielen andern Ländern. Ausser der Porzelänfabrik ist nicht Eine da, die nur 100 Menschen beschäftigte, oder deren Kapital 100000 Gulden betrüge. Man nennt eine Oblatenbeckerey, wo 3 Menschen, den Jungen mitgezählt, arbeiten, eine Fabrik. In dem Verstand sind alle Werkstätten der Schuster, Schneider u. s. w. in der Pfalz Fabriken und Manufakturen. Nicht einmahl die ersten Materien, welche das Land selbst liefert, weiß man nur in hinlänglicher Menge für die innere Konsumtion zu verarbeiten. Der pfälzische Tobak wird in ganzen Schifsladungen roh nach Holland geführt, und guten Theils wieder zurück gebracht, wenn er zubereitet ist.

Die ökonomischen Grundsätze der pfälzischen Regierung kannst du am genausten dadurch abwiegen,

daß sie einem Theil ihrer Unterthanen die Ausfuhr der Landesprodukten auf alle Art zu erschweren sucht. Die Stadt Maynz lebte bisher bloß von pfälzischem Brod. Der Hof von Mannheim suchte den von Maynz zu schikaniren, wie denn alle benachbarten Reichsstände in einer ewigen Fehde mit einander begriffen sind, und das Faustrecht troz allen Landfrieden immer noch, nur mit veränderten Nebenumständen, gegen einander ausüben, und wollte die Bürger von Maynz zwingen, ihr nöthiges Getreide auf pfälizschem Grundund Boden aufzukaufen. Ehedem brachten es die Bauern auf die Märkte der Stadt. In dieser Absicht legte der Hof von Mannheim zu Oppenheim und an andern auf der Gränze vom Maynzischen gelegenen Orten Wochenmärkte an. Ein Vortheil für die Pfälzer wäre es immer gewesen, daß die fremden Käufer auf ihren Märkten etwas Geld verzehrt hätten, und sie die Marktpreise besser hätten machen können, als zu Maynz, wenn diese Stadt und das benachbarte Rheingau so ganz und gar in Rücksicht des Brodes von der Pfalz abgehangen hätte, daß sie gar keine andre Zufuhr hätte bekommen können. Allein dieser Zwang, wodurch

für die Maynzer der Preiß des Getreides etwas erhöht ward, indem sie es nicht so wohlfeil in die Stadt transportiren konnten, als die pfälzischen Bauern mit ihrem eignen Vieh, setzte einen Theil der wetterauischen Bauern, in der so getreiderei-chen Gegend von Usingen und Friedberg in den Stand, mit den pfälzischen Bauern im Verkauf des Korns zu Maynz zu konkurriren, und diese waren nun gezwungen, einen Theil des Getrei-des, welches sie sonst der Stadt Maynz liefer-ten, mit mehr Beschwerde und weniger Gewinn nach Frankreich und der Schweitz zu führen, und so mußten sie eine Grille des Hofes büssen, der immerfort mit seinem eignen Interesse und der guten Sache überhaupt im Streit liegt. Da alle pfälzischen Projekte keinen Bestand haben, so wer-den seit einigen Jahren die Wochenmärkte von Maynz wieder wie ehedem von den Pfälzern be-sucht — Auch die Zölle, von denen ich dir oben gesagt, erschweren den Absatz der pfälzischen Lan-desprodukten ungemein.

Mannheim ist eine ganz regelmäßig gebaute und hübsche Stadt, von ohngefähr 25000 Einwoh-nern. Seitdem der Hof zu München residirt, soll

sie gegen 2000 Menschen verloren haben. Die Mannheimer thaten dem Kurfürsten den seltsamen Vorschlag, bey ihnen zu bleiben, und Bayern, welches wenigstens fünfmal so groß ist, als die Pfalz, durch einen Statthalter regieren zu lassen. Sie können jetzt noch nicht begreifen, wie ihr Landesfürst München vorziehen könne. Sie sind von den Schönheiten ihrer Hauptstadt so sehr eingenommen, daß sie dich unter die Nase auslachen, wenn du ihnen sagst, es gebe noch schönere Städte in der Welt, als Mannheim. Und doch erweißt man dieser Stadt noch zu viel Ehre, wenn man sie ein Miniaturgemäldchen von Turin, Berlin und andern Städten nennt. Die in die Länge sehr enuyante Regelmäßigkeit abgerechnet, ist München selbst eine viel schönere Stadt als Mannheim, welches ausser dem kurfürstlichen Schloß und der Jesuitenkirche kein einziges nur sehenswürdiges Gebäude hat. Alles übrige, was sie hier groß und schön nennen, fällt so sehr ins kleinlichte und verkünstelte, daß es das Auge des Kenners anekeln muß. Ueberhaupt sind die Mannheimer das eitelste Völkchen unter der Sonne. Sie haben einen so hohen Begrif von der Macht

und dem Reichthum ihres Landes, daß sie ihren Fürsten mit den größten Monarchen parallel setzen. Sie versichern dich in vollem Ernst, daß, wenn derselbe nicht zu sehr den Frieden geliebt und die Vergiessung des Menschenblutes nicht zu sehr verabscheut hätte, es ihm ein leichtes gewesen wäre, sich gegen die Ansprüche des Hauses Oestreich mit Gewalt in Besitz von Bayern zu setzen. Dieser lächerliche Begrif ist ohne Zweifel daher entstanden, daß die Pfalz mit noch kleinern Ländern umgeben, und ihr Fürst also unter den kleinsten der größte ist. Sie sind durchaus das Gepräge ihres Hofes, und ihre Devise ist: Viel Lärmen um nichts. Auch die Wohllust ist durch das Beyspiel der Grossen bis in die Winkel der geringsten Bürger ausgebreitet worden. Es wimmelt da von Mätressen, und eine Bürgersfrau hält es für unartig, ihrem Mann getreu zu seyn. Mit der durchaus herschenden tiefen Armuth sticht die Wohllust und der Hang zur Kleiderpracht seltsam genug ab. Das Frauenzimmer dieser Stadt ist übrigens sehr schön, artig und reitzend.

Die Verfassung der Pfalz ist eine der despotischesten in Deutschland. Sie hat keine Landsstände, und die Privilegien der verschiedenen Gemeinden

sind ein Spiel des Hofes. Allein hier wird man mehr als an irgend einem andern Ort in der Welt überzeugt, daß der uneingeschränkteste Regent der abhängigste unter allen ist. Er hängt, als Regent, von seinem niedrigsten Bedienten ab, und ist Dupe von allen, die ihn umgeben. Jeder Untergeordnete spielt die nämlichen Despotie, in so weit sein Wirkungskreis reicht, und wenn der Regent nicht Muth und Kräfte genug hat, die Regierungsgeschäfte hie und da auch im Detail selbst auf sich zu nehmen, oder wenigstens seine Bedienten streng zu prüfen, so stehn dieselbe unter einander in einem stillschweigenden Komplot gegen ihn und das Land, und niemand ist da, ihm die Wahrheit zu sagen und für die gute Sache das Wort zu nehmen. Der Kurfürst kann keinen Stein zu einem Gebäude bewegen lassen, ohne auf die schrecklichste Art betrogen zu werden — „Ziehen „wir den Vorhang vor!" —

LXVII.

Köln —

Wenn mir Gott das Leben fristet, Bruder, so mache ich die Reise von Maynz hieher noch einmahl. Wohllüstiger wüßte ich für mich nichts. Die Fahrt auf der Donau durch Oestreich ist schön, aber die auf dem Rhein übertrift sie unendlich weit. Ich wüßte ihr nichts gleich zu setzen, als eine Fahrt auf dem Genfer- oder Zürichsee.

Meine Reisegesellschaft war wie ausgesucht, und unser Schif war ein ganz andres Gebäude, als die elenden Fahrzeuge, die man auf der Donau Schiffe nennt. Es hatte Mast und Segel, sein ebnes Verdecke mit einem Geländer, seine gemächlichen Kajüten mit Fenstern und einigen Meublen, und war überhaupt so ziemlich im Stil eines holländischen Jagdschiffes gebaut.

Als wir unsre Augen auf dem prächtigen und lachenden Rheingau geweidet hatten, fuhren wir in das Dunkel des engen Thales hin, welches sich unter Bingen öfnet, und dessen ganzen Boden

den

den der gedrängte Rhein einnimmt. Der Abstich that unsern Augen unbeschreiblich wohl. Die Berge, welche sturzdrohend in diesem Thal über dem Fluß herhangen, sind bald mit dem mannichfaltigsten Grün bedeckt, bald nackte Felsen, hie und da blauer oder rother Schiefer, und oft auch harter Urfels. Ihre Gestalten, ihre Einschnitte, ihre Verkettung, ihre Bekleidung, ihr verschiedener und seltsamer Anbau hie und da, und die beständigen Krümmungen des Stromes machen die Aussichten alle Augenblicke abwechseln. Ungeachtet der grössern Beschwerden sind die Ufer dieses Thales doch ungleich stärker angebaut und bewohnt, als die Ufer der Donau in irgend einer Gegend. Fast alle Stunde hat man eine Stadt vor sich. Fast jeder Berg ist mit den Trümmern eines alten Schlosses gekrönt, worin ehedem ein deutscher Ritter hausete. Die Lage dieser Städte und Flecken hätte die erhabenste Phantasie nicht romantischer und mahlerischer angeben können. Wir hatten einen Schottländer bey uns, der über Suez und über Italien aus Ostindien kam. Der Mann that oft wie rasend. Er hatte hie und da Aehnlichkeiten mit Gegenden seines Vaterlandes gefunden, und da sprang er immer mit gleichen Füssen in die Höhe, und schrie: „Das ist die

„Küste von N — —. Das ist die Bucht von „N — —.“ Und da nennte er allezeit einen Ort im schottischen Hochland, welcher der Parthie der Rheinlandschaft, die wir vor uns hatten, ähnlich seyn sollte. Die Liebe zu seinem Vaterland, von dem er 10 Jahre entfernt war, und nach welchem er sich so heftig sehnte, grif ihn beym Anblick dieser Aehnlichkeiten wirklich mit gichterischen Zukungen an. Ich hatte Bosheit genug, ihn einigemal zu erinnern, wie weit er noch von seinem Vaterland entfernt sey, welches er auf dem Rhein zu sehen glaubte. Als uns hie und da Weinberge zu Gesicht kamen, fragte ich ihn, ob diese Landschaft auch Aehnlichkeit mit einer Bucht in Schottland hätte. Anfangs that er böse; endlich ward er sehr beredt darüber, um mir zu beweisen, daß der Anblick der Weinberge der traurigste in der ganzen Gegend wäre, die wir durchfähren hätten. Er behauptete, die Regelmäßigkeit der gepflanzten Weinstöcke und ihre Einförmigkeit habe so was ekelhaftes und beklemmendes, daß er die Augen wegkehren müsse, um sie auf den kahlen und abstürzigen Felsen oder dem wilden und dicken Gründen der gegenüber stehenden Berge weiden zu lassen. Das verkünstlende Gewühl der Menschenhände, sagt' er, wäre höchstens nur deswegen in dieser

Landschaft zu dulten, um die Reitze der schönen und unverzierten Natur umher auffallender zu machen. Ich antwortete ihm auf seine lange Rede mit einem Glas rothen Asmannshäuser, welches ich ihm zubrachte, und den er sehr trinkbar fand.

Die schönsten Gegenden in diesem romantischen Land sind die um Bacharach und Kaub, welche Städte beynahe grade einander gegenüber liegen, um St. Goar, und um Koblenz. Die Lage von Bacharach ist, wie der Ort selbst, finster und schauerlich schön. Der Berg, an dessen Fuß das Städtchen liegt, hängt senkrecht drüber her, und ist zum Theil mit Reben bekleidet, die einen der besten Rheinweine liefern. Die Lage von Kaub ist offener und lachender, und macht mit dem entgegengesetzten Bacharacher Ufer einen unvergleichlichen Kontrast; besonders da sich die Häuser dieses Ortes durch ein leichtes Weiß im tiefen Grün seiner Gegend und im Abstich mit der ehrwürdigen Schwärze von Bacharach ungemein stark ausnehmen. Mitten im Rhein zwischen beyden Städten liegt auf einem Felsen, der kaum über die Oberfläche des Wassers empor ragt, ein dicker, hoher und vester Thurm, die Pfalz genannt, wie er denn auch samt den beyden Städten dem Kurfürsten von der Pfalz zugehört und vom gemeinen

Volk für das eigentliche Stammhaus der Pfalzgrafen gehalten wird. Eigensinniger und mahlerischer kann in einer Landschaft nichts gedacht werden, als die Lage dieses Thurms, wenn man ihn in einiger Entfernung sieht. Die Gegend um St. Goar ist von ganz andrer Natur. Das rechte Ufer des Rheines ist hier ganz wild. Auf einem der hohen und fast senkrecht abgehauenen Berge, die es bilden, der sich durch seine majestätische Gestalt stark ausnimmt, liegt sehr romantisch ein vestes Schloß, welches man noch zu erhalten sucht. Das linke Ufer, worauf die Stadt liegt, ist noch steiler; aber zum Theil mit unbeschreiblicher Mühe angebaut. Man hat auf kleinen Terrassen, wie zu Rüdesheim, auf dem abstürzigen Felsen, Weinberge angelegt, die eine ungeheure hohe Treppe bilden. Der Raum zwischen dem Strom und den Felsen ist so enge, daß die Einwohner sich zum Theil in den Fels selbst hineinbauen. Ueber der Stadt ragt die Vestung Rheinfels, von welcher ein Ast des heßischen Hauses den Namen trug, die aber nach Absterben desselben samt dem dazu gehörigen, beträchtlichen Lande dem Landgrafen von Hessenkassel zugefallen ist, majestätisch empor. Die Stadt selbst ist ziemlich lebhaft, und die beste zwischen Bingen und Kob-

lenz. Die Einwohner scheinen ein sehr fleißiges Volk zu seyn. Ein wenig über der Stadt verursachen die kurzen Krümmungen des gedrängten Rheines einen Wirbel, der unter dem Namen der St. Goarerbank sehr verschrieen ist. Von beträchtlichen Unglücksfällen hört man sehr selten; allein wir waren Augenzeugen davon, daß der Ruf dieses Platzes kein leerer Popanz wie der des Donauwirbels ist. Ein grosses kölnisches Schif fuhr eben neben uns herauf. Es hatte von St. Goar einen alten erfahrnen Steuermann mitgenommen, der an der gefährlichen Stelle sehr weit in den Strom hineinstach. Die Pferde zogen stark an. Auf einmahl ward der Steuermann von der Gewalt des Stromes so sehr überwältigt, daß das Schif in einem Augenblick an dem linken Ufer des Flusses lag, ob es schon beynahe 150 Schritt davon entfernt war. Zum Glück stand eben da an der Spitze eines Felsen ein grosser Kahn, der wie ein Huth zusammen gedrückt ward, ohne den aber das Schif vielleicht eine grosse Wunde bekommen hätte. Es saß demungeachtet auf dem Felsen auf und mußte mit Winden und Hebeln gelichtet werden.

Ohngefehr eine Meile über Koblenz bilden einige alte Städtchen und Schlösser am Fuß oder auf

dem Gipfel hoher und waldigter Berge ungemein mahlerische Scenen. Man erblickt endlich das Städtchen Lahnstein, über welches ein trotziger und rauher Berg herüber hängt. Nahe bey dem Städtchen bildet ein Schlund, durch den sich der Lahnfluß in den Rhein ergießt, ein grosses und prächtiges Perspectiv. Das Thal ist immer noch so enge, daß der Rhein seinen ganzen Boden einnimmt. In der Nähe von Koblenz fängt es an, sich zur Linken zu erweitern. Man erblickt auf einem entfernten Berg ein prächtiges Gebäude, ein Karthäuserkloster, hat die Stadt gerade vor sich, und zur Rechten den steilen Felsen, den die Vestung Ehrenbreitstein krönt. Am Fuß dieses Felsen liegt das herrliche kurfürstliche Residenzschloß, nebst mehrern prächtigen Gebäuden. Das Ganze thut eine unbeschreiblich gute Wirkung.

Koblenz ist eine artige, aber etwas todte Stadt von ohngefähr 12000 Seelen. Der jetzige Kurfürst, ein Prinz von Sachsen und Schwager des Kaisers, bleibt dem alten Sistem getreu. Er ist exemplarisch fromm, und ich glaube, daß bloß misverstandne Frömmigkeit die Ursache seiner Anhänglichkeit an das päbstliche Kirchensistem ist, und die Politik, wie einige glauben, keinen Theil daran hat. Er trieb seine Hochachtung gegen den

Pabst bey seiner vor kurzem vorgefallenen Reise durch Augspurg so weit, daß er sich in offener Kirche zu den Füssen desselben niederwarf. Man hat auch einen Brief von ihm an seinen hohen Schwager, worin er ihm Vorstellungen über seine Reformationsanstalten macht. Allein diese Vorstellungen waren nicht gut angebracht. Der Kaiser betrachtet den heiligen Vater in einem ganz andern Licht, als der Herr Erzbischof. Uebrigens ist er ein guter Regent, und seine Frömmigkeit artet nicht, wie bey Regenten gewöhnlich ist, in Indolenz und Schwachheit aus.

Er hat seine Beförderung der Betriebsamkeit des kaiserlichen Hofes zu verdanken, der ihn erst dem Dohmkapitel von Lüttich zu einem Bischof vorschlug, welches aber den Vorschlag mit einer ganz unerwarteten Hartnäckigkeit verwarf. Die Dohmkapitel von Maynz, Würzburg und Lüttich sind die einzigen in Deutschland, die ihre Wahlfreyheit so viel als möglich gegen den kaiserlichen Einfluß zu vertheidigen suchen. Wenigstens würde es sehr hart halten, bis sie sich einen Prinzen aufdringen liessen, ob sich gleich die zwey erstere, in so weit der Kaiser Einen aus ihrem Mittel in Vorschlag bringt, dieses Einflusses nicht ganz verwehren können. Als die Wahl zu Lüttich fehlgeschlagen

war, empfahl der Kaiser seinen Schwager dem Kapitel von Trier, welches weniger Schwierigkeiten machte. Als Kurfürst hat er ohngefähr 500000, und als Bischof von Augspurg beynahe 200000 Gulden Einkünfte. Nebstdem ist er Koadjutor von Ellwangen, wo er mit der Zeit noch einen jährlichen Zuschuß von ohngefähr 80000 Gulden zu erwarten hat. Mit drey solchen Pfründen würde man mich auch in starke Versuchung bringen können, gut bellarminisch zu denken. „Macht mich nur zum Pabst, und dann will ich schon ein Krist werden," sagte ein Patrizier von Rom, den man bekehren wollte.

Die Gegend zwischen Koblenz und Köln ist sehr schön und erstaunlich stark bewohnt. Eine schöne Stadt liegt an der andern. Neuwied ist ganz neu und regelmäßig gebaut und voll Industrie. Die Einwohner geniessen nicht nur die uneingeschränkteste Religionsfreyheit, sondern auch eine in Deutschland sehr seltene Befreyung von schweren Auflagen. Der Ort ist besonders durch eine zahlreiche Herrnhuter-Kolonie bekannt. Fast grade gegenüber liegt die alte Stadt Andernach am Ufer des Rheines, die zwar nicht so schön als Neuwied, aber doch sehr lebhaft ist. Bonn, die Residenzstadt des Kurfürsten von Köln, ist die

größte und schönste Stadt zwischen Koblenz und Köln. Sie zählt gegen 12000 Einwohner.

Bis auf drey Meilen über Köln sind die Ufer des Rheines immer noch gebirgigt; nur sind die Bergreihen sanfter, als zwischen Koblenz und Maynz, und werden hie und da von kleinen Ebenen unterbrochen. Aber hier endigt sich das Gebirge zur Rechten mit 7 ungeheuern Pyramiden, die Siebenberge genannt, auf deren jeder ein altes Ritterschloß liegt, und die ein vortrefliches Amphiteater bilden. Von hier bis an das deutsche Meer hinab ist kein erheblicher Berg mehr, und hier schließt sich auch das Gebiethe des deutschen Weingottes.

Der ganze Strich Landes von hier bis nach Maynz hinauf ist einer der reichsten und bevölkertesten von Deutschland. Man zählt in diesem Strich von 18 deutschen Meilen gegen 20 Städte, die hart am Ufer des Rheines liegen, und größtentheils aus den Zeiten der Römer her sind. Noch sieht man deutlich genug, daß diese Gegend in Deutschland am ersten angebaut wurde. Weder Moräste noch Heiden unterbrechen den Anbau, der sich mit gleichem Fleiß weit von den Ufern des Flusses über das benachbarte Land ausdehnt. Während daß viele Städte und Schlösser, die

unter Karl dem Grossen und seinen Nachfolgern, besonders unter Heinrich dem Ersten in andern Gegenden Deutschlands gebaut wurden, wieder eingegangen sind, haben sich in dieser Gegend nicht nur alle alten Orte erhalten, sondern es sind auch viele neue dazu gebaut worden.

Der natürliche Reichthum des Bodens in Vergleich mit andern deutschen Ländern, und der leichte Absatz der Produkte vermittelst des Rheines tragen ohne Zweifel das meiste dazu bey. Allein, so sehr man auch in Deutschland gegen die geistlichen Regierungen eingenommen ist, so haben sie doch gewiß auch zu dem blühenden Zustand dieser Gegenden beygetragen. In den drey geistlichen Kurfürstenthümern, welche den größten Theil dieses Landstriches ausmachen, weiß man nichts von den gehäuften Auflagen, worunter die Unterthanen vieler weltlicher Fürsten Deutschlands seufzen. Diese Fürsten haben die Gränzen der alten Steueranlage sehr wenig überschritten. Man weiß in ihren Landen wenig von der Leibeigenschaft. Die Appanage vieler Prinzen und Prinzeßinnen zwingen sie zu keinen Erpressungen. Sie haben kein unmäßiges Militäre und verkaufen ihre Bauernsöhne nicht, und sie haben an den innern und äussern Kriegen Deutschlands nie so

viel Theil genommen, als die weltlichen Fürsten. Wenn sie gleich nicht so geschikt sind, ihre Unterthanen zum Kunstfleiß aufzumuntern, so ist doch der mannichfaltige Landbau in ihrem Gebiethe auf einen Grad von Vollkommenheit gekommen, den er sonst nirgends in Deutschland hat. Die Natur thut von selbst, was man durch Verordnungen und Gesetze erzwingen will, sobald man ihr nur die Steine des Anstosses aus dem Weg räumt.

Von aussen biethet die ungeheure Stadt Köln mit einem Wald von Mastbäumen und den unzähligen Kirchthürmen einen prächtigen Anblik dar. Allein alle Pracht verschwindet, sobald man einen Fuß unter das Thor gesezt hat. Die Strassen und die Einwohner sind gleich schmutzig und finster. Schon in der ersten dunkeln Strasse hatte ich einen Auftritt, der mir keinen hohen Begriff von der Polizey dieser Reichsstadt machte. Man gab mir, als ich aus dem Schiffe gestiegen, einen Invaliden mit, der im Gasthaus mein Koffer visitiren sollte. Sobald wir allein waren, stellte mir der gute Mann sehr beweglich vor, wie alt er sey; daß es eine Beschwerde für ihn wäre, mit mir ins Wirthshaus zu gehn, und daß er gerne ohne Besichtigung meines Koffers wieder zurückkehrte, wenn ich ihm einige Stüber geben

würde. Ich brachte ihn also mit einigen Kreutzern vom Hals. Kaum war ich seiner los, als mich ein ganzer Schwarm von Bettlern anfiel, und mich mit grossem Geschrey bis ins Gasthaus begleitete. Einen andern erbaulichen Auftritt hatte ich im Wirthshaus selbst. Es stand ein schmutziger Pfaff bey der Wirthin, mit dem sie um eine Messe förmlich akkordirte. Er foderte 14 Stüber, und sie wollte ihm nur 12 Stüber geben. Als sie endlich den Kauf geschlossen hatten, und der Pfaff seines Weges gegangen war, kam ein andrer herzu, der in einiger Entfernung dem Handel zugesehen hatte, und versicherte die Wirthin, daß er ihr eine Messe um 10 Stüber lesen würde, wenn sie es verlangte. — Mit nächster Post mehr von dieser Stadt, die durchaus eine sehr seltsame Miene hat.

LXVIII.

Köln —

Köln, Bruder, ist in jedem Betracht die abscheulichste Stadt von Deutschland. In ihrem weiten Umfang von 3 Stunden findet man nicht Ein sehenswürdiges Gebäude. Die meisten Häuser drohen den Einsturz. Ein grosser Theil derselben steht ganz leer, und von der Bevölkerung kann ich dir überhaupt keinen bessern Begriff geben, als wenn ich dich auf meine Ehre versichere, daß mein Hauswirth, ein Stadtofficier, bey dem ich mich auf ohngefähr 2 Monathe einquartiert habe, für sein schönes und geräumiges Haus, nebst Hof, Stallung und einem grossen Garten jährlich 50 rheinische Gulden Miethe bezahlt. Und das Haus liegt in einer guten Strasse. — Im Umfang der Stadtmauern, die das ganze Gebiethe derselben einschliessen, zählt man einige hundert Bauerngärten, worin alles Gemüs für die Stadt gezogen, und auch so viel Vieh unterhalten wird, als zur Versorgung derselben mit Milch, Käs und Butter hinlänglich ist. In vielen Strassen liegt

daher zu beyden Seiten der Mist vor den Häusern. Manche sind so öde, daß man Stundenlang darinn spatzieren kann, ohne ein lebendes Geschöpfe zu erbliken. Schade ists um den schönen Platz, der mitten in der schwarzen Stadt liegt, und in Betracht seiner Grösse und prächtigen Lindenalleen einer der schönsten Plätze wäre, die ich noch in einer Stadt gesehen, wenn er nicht von den halbzerfallenen Gebäuden umher verfinstert würde.

Einen Drittheil der Einwohner machen privilegirte Bettler aus. Diese bilden hier eine förmliche Zunft. Es ist keine Satyre, sondern voller Ernst, lieber Bruder. Vor jeder Kirche sitzen sie reihenweise auf Stülen, und folgen einander nach der Ancienetät. Stirbt der voderste ab; so rükt sein nächster Nachbar nach der strengsten Ordnung in der Reihe vor. Die Eltern, welche zu dieser Zunft gehören, geben einen bestimmten Platz vor einer Kirchthüre ihren Söhnen oder Töchtern zur Aussteuer mit, wenn sie heyrathen. Es versteht sich also, daß die meisten Zünfter vor mehrern Kirchthüren solche Plätze besitzen, die sie wechselweise besuchen, je nachdem ein Fest in einer Kirche glänzender ist als in der andern, und die sie dann unter ihre Erben vertheilen. An den wenigen Tägen des Jahres, wo hier in keiner Kirche

ein besonders Fest ist, ziehn sie dann familienweise durch die Strassen der Stadt, und fallen die Vorübergehenden mit unbeschreiblicher Wuth und Hartnäkigkeit an.

Einen andern Drittheil der Einwohner machen die Pfaffen aus. Man zählt hier bloß 39 Nonnenklöster. Der Mannsklöster und Prälaturen sind über zwanzig, und der Stifter über 12. Nebst diesen wimmelt es hier von dem geistlichen Ungeziefer, das man bey uns Abbes nennt, welches hier aber von einer ganz andern Art ist. Es besteht hier nicht aus den bunten, geschmeidigen, niedlichen und schlüpfrigen Geschöpfen, womit unsere Damen spielen; sondern aus groben, ungehobelten Klötzen, über und über mit Tobak und dem Ausfluß der Nase beschmiert, die im diken Tobaksdampf in den offenen Bierhäusern mit den Bauern um Pfenninge auf dem Brett oder mit Karten spielen, Schuhputzer, Lehnlaquayen und Lastträger machen, und sich mit Fäusten um eine Messe schlagen. — Nirgends sah ich den schwarzen Stand in einer so verächtlichen Lage, als hier. Es giebt hier eine Menge Geistlichen, die selbst nicht wissen, was sie sind. Ich kenne einen Korherrn, der jährlich von seiner Pfründe 2000 Gulden zieht, und, wie er mich selbst versicher-

te, in diesem ganzen Jahr weder eine Messe gelesen, noch seine eigne Kirche gesehen hat. Einen andern Korherrn traf ich auf einem Kafeehaus bey einem Mädchen an, auf welches ein Kaufmannsbedienter, der auch zugegen war, ein Aug hatte. Diese Zwey spielten eine Parthie Billard zusammen, und mitten im Spiel fiengen sie an, mit den Queuen auf einander zu schlagen. Der Kaufmannsbediente war seinem Gegner so sehr überlegen, daß er den geistlichen Herrn unter das Billard werfen konnte. Als wir Friede gestiftet hatten, gieng der Komtoirschreiber seiner Wegs, und nun folgte ein andrer seltsamer Auftritt. Das Korherrchen hatte einen jungen, hübschen Menschen bey sich, der ihm zur Unterhaltung diente, und dem er seit Jahr und Tag den Tisch gegeben hatte. Er nahm es diesem Menschen so übel auf, daß er seine Parthie nicht genommen, und auf seinen überlegnen Feind zugeschlagen hatte, daß er ihm in unsrer Gegenwart augenbliklich alle Freundschaft aufkündigte, und ihm auf die unanständigste Art die Wohlthaten vorwarf, die er Zeither von ihm genossen. Dieser junge Mensch, der in der Lage seiner Finanzen den Schlag hart empfand, erklärte mir beym Weggehn, daß die beyden Schläger schon seit langer Zeit einen Groll

der

der Eifersucht wegen der Tochter des Hauses gegen einander hatten, der während des Spieles wie eine stille Wuth auf einmahl ausgebrochen. — Die Rollen unsrer Abbes spielen hier die sogenannten reglirten Korherrn, die Antoniter und die Priester vom Maltheserorden. In allen vornehmern Häusern sieht man sie um die Damen. — Von den hiesigen Nonnen sind jezt wirklich 4 schwanger, und gegen 6 sind auf ewig eingemauert, weil sie die Kunst nicht verstanden haben, nicht schwanger zu werden. — Gleich in den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthalts führte mich der Sohn eines guten Hauses, an welches ich addressirt war, in ein Nonnenkloster, worin er eine Schwester hatte. Sie war nebst einer guten Freundin in dem sogenannten Krankenzimmer, worin sie Besuche annehmen dürfen. In der ersten Minute unsers Besuchs konnte ich leicht bemerken, daß mein Freund eben nicht gekommen war, um seine Schwester zu sehn, und daß ihre Freundin auch nicht wegen einer dringenden Krankheit zur Ader gelassen hatte. Ich fand seine Schwester reitzend genug, um mich nicht zu ennuyiren, während daß er sich mit ihrer Freundin unterhielt. Die folgende Woche wiederholten wir den Besuch, weil seine Schwester purgiert, und diese

wieder ihre gute Freundin mit sich ins Kranken-zimmer genommen hatte. Diese Woche mußte die gute Freundin wegen einem Fluß im Kopf schwitzen, und wir ermangelten nicht, im Krankenzimmer unsre Aufwartung zu machen. Die nächste Woche ist die Reihe krank zu seyn wieder an der Schwester meines artigen Freundes, und ich sehe wohl, daß wir so lange ich hier bin, alle Woche eine Patientin zu besuchen haben, und die 2 Nonnen den ganzen Kurs durch die Krankheiten machen werden, die in irgend einem medizinischen Kompendium verzeichnet sind.

Der Mangel an Aufsicht ist die Ursache der uneingeschränkten Freyheit, welche die Geistlichen hier genießen. Sie leben in der größten Anarchie. Eigentlich sollten sie unter dem Hirtenstab des Erzbischofs von Köln stehn, allein der Magistrat der Stadt ist eifersüchtig auf die Gewalt des Erzbischofs, und will in Disciplinsachen keine Verordnungen desselben gelten lassen. Es ist zwischen beyden Mächten schon zu sehr lebhaften Auftritten gekommen.

Den lezten dritten Theil machen einige Patrizierfamilien, die Kaufleuthe und Handwerker aus, von denen die 2 andern Drittheile leben. Ueberhaupt ist Köln wenigstens noch um ein Jahr-

hundert hinter dem ganzen übrigen Deutschland zurük, Bayern selbst nicht ausgenommen. Bigotterie, Unsittlichkeit, Trägheit, Grobheit, Sprache, Kleidung, Meublen, kurz alles zeichnet sie so stark von ihren übrigen Landsleuthen aus, daß man sie mitten in ihrem Vaterlande für eine fremde Kolonie halten muß. Ich habe nicht nöthig dir zu sagen, daß es auch hier, wie überall Ausnahmen giebt. Ich bin in einigen Häusern bekannt, wo der feinste Geschmak und die beste Lebensart herrscht; allein es sind der Ausnahmen doch sehr wenig.

Die Regierungsverfassung setzt diese Stadt so weit hinter die meisten andern Städte Deutschlands zurük. Nebst dem allen Republikanern eigenen Haß gegen Neuerungen, und der gewöhnlichen Ohnmacht und Trägheit ihrer Regenten, herrscht hier das unsinnige Zunftsistem noch mit ungleich mehr Stärke, als in irgend einer andern Reichsstadt. Nur einen Zug will ich dir mittheilen, um dir begreiflich zu machen, wie unmöglich es ist, daß diese Stadt gleiche Schritre mit dem übrigen Deutschland zur Kultur machen kann. Vor einigen Jahren ließ sich hier ein oberrheinischer Beker als Bürger nieder, der sich durch schönes Brod um so geschwinder eine zahlreiche Kundschaft ver-

schaffte, da die übrigen Beker alle ein Brod baken, daß nur ein Kölner genießen kann. Eifersüchtig auf das Glük dieses Mannes stürmten seine Zünfter in sein Haus, und rissen ihm seinen Ofen nieder. Die Sache kam vor den Rath. An dem Tag, wo sie entschieden werden sollte, versammelten sich vor dem Rathhaus nicht nur alle Beker, sondern auch ein grosser Theil der andern Gildegenossen, Schuster, Schneider u. s. w. und schrieen vor der Thüre des Rathhauses, daß sie allen Rathsherrn, wenn sie herunter kämen, die Köpfe einschlagen würden, wenn man der Bekerzunft nicht gegen den Neuling, der, dem alten Zunftgebrauch zuwider, anderes Brod gebaken, als seine Zünfter, Gerechtigkeit verschaffte. Der Rath kannte seine Leuthe, die auch wirklich schon den sogenannten Gewaltrichter, der den alten Reichsvogt repräsentiren soll, vor ihrem Zug vor das Rathhaus, in den Stadtgraben geworfen hatten. Erbaut durch dieses Beyspiel fällte also der hochweise Rath von Köln das Urtheil: „Daß der Beker, der sich unterfangen, die Gildegerechtsamen zu verletzen und unzunftmäßiges Brod zu baken, seinen eingerissenen Ofen auf seine Kosten wieder aufbauen, und in Zukunft kein anderes Brod baken soll, als wie alle seine Zunft-

genossen von alten Zeiten her zu baken gewohnt sind.„

In Rücksicht auf die Hartnäckigkeit, womit die verschiedenen Gemeinden hier ihre Privilegien behaupten, so sehr sie auch in Misbräuche ausgeartet sind, auf die Grobheit des Pöbels, die man Gefühl der Freyheit zu nennen beliebt, und auf die durchaus herrschende Ausgelassenheit, die von keiner Polizey eingeschränkt wird, verdient Köln allerdings den Namen des kleinen Londons, womit es einige seiner Einwohner beehren. Es herrscht auch hier die nämliche Verachtung der Fremden und der nämliche Nationalstolz, der den Janhagel von London auszeichnet. Wenn die Stadt sich etwas unartig gegen ihre Nachbarn, die Kurfürsten von Köln und der Pfalz beträgt, so ergreifen diese sogleich das wirksamste Mittel, sie gefälliger zu machen, und schneiden der Stadt die Zufuhr von Lebensmitteln ab. Der geängstigte Rath fertigt sodann augenbliklich einen Kourrier an den Kaiser ab, mit unterthänigster Bitte, die beyden Kurfürsten dahin zu vermögen, daß sie die armen Bürger von Köln nicht Hungers sterben machen. Unterdessen rottiren sich die Bürger in allen Wirthshäusern, und auf allen öffentlichen Plätzen zusammen, schwören den Kurfürsten

Rache und Tod: Besichtigen ihre rostigen Gewehre, und machen sich zur blutigsten Fehde gefaßt. Der Kaiser, aus Erbarmen über die bedrängte Stadt, hat nun den Kurfürsten wirsame Vorstellungen gemacht, und die Zufuhr wird wieder geöfnet, und nun schreyen die Bürger von Köln Triumph über Triumph. „Gelt, sagen sie, wir haben die Kurfürsten zur Raison gebracht. Sie haben sich vor unserm Anmarsch geförchtet, und thaten wohl daran, daß sie es nicht zum Krieg kommen liessen.„ — Ganz im Ton des Janhagels von London.

Ein regierender Bürgermeister von Köln (Es sind ihrer sechs, die zu zwey jährlich in der Regierung abwechseln) wird auch mit dem nämlichen Gepränge, wie der Lord Major von London, behandelt. Er trägt eine römische Toga, halb schwarz und halb Purpurfarb, einen grossen spanischen Hut, spanische Beinkleider und Weste, u. s. w. Er hat seine Liktoren, die ihm feyerlich die Fasces vortragen, wenn er in seinem Karakter öffentlich erscheint. Bey seiner Wahl giebt man Beleuchtungen, macht Knittelverse, besauft sich, förmlich wie zu London, auf seine Gesundheit, und schlägt sich auf sein Wohl Arme und Beine entzwey. — Im lezten Krieg war eines unserer Re-

gimenter im Anmarsch gegen die Stadt. Diese wollte es mit dem König in Preussen nicht verderben, der als Herzog von Kleve und Graf von der Mark ihr Schutzherr ist. Sie ließ also den Kommandanten des Regiments, der die Thore geöfnet haben wollte, bedeuten: „Sie sey gesinnt, die Neutralität zu beobachten.„ Umsonst stellte unser Landsmann dem Rath vor, seine Truppen wären Auxiliartruppen des Kaisers, ihres Oberherrn. Man verschloß die Thore, und der rasende Pöbel jauchzte, das Vergnügen zu haben, seine Häuser im Schutt zu sehen. Als der Kommandant seine Kanonen vor ein Thor gepflanzt hatte, und gefaßt war, losbrennen zu lassen, besann sich der Rath eines bessern, und ließ die Thore zum grossen Leidwesen des Janhagels öfnen. Der Kommandant gieng auf das Rathhaus, um den Senatoren Vorwürfe zu machen. Bey Erblickung desselben rief der vorsitzende Bürgermeister seine Liktoren, und geboth ihnen mit den Fasces neben seinem Thron zu stehn. Als der Offizier einige beissende Bemerkungen gemacht hatte, steifte der Konsul den Hals, ließ die Liktoren die Insignien in die Höhe heben, und fragte den Kommandanten mit der ernstlichsten Miene: „Ob er wohl einen Begriff von ei-

nem römischen Bürgermeister hätte? Ob er wüßte, daß er des römischen Kaisers Majestät representirte, und daß man die Thore bloß aus gutem Willen gegen den Kaiser geöfnet?„ Der Offizier, welcher seine Truppen auf dem öffentlichen Platz mitten in der Stadt mit geladenen Gewehren und brennenden Lunten postirt hatte, und im unbedingtesten Besitz der Stadt war, konnte sich des lautesten Gelächters nicht enthalten; aber, indem er die Thüre in die Hand nahm, auch nichts anders antworten, als: „Sie sind nicht recht bey Verstand.„

Der Mangel an Polizey, welcher hier ausschließlich das Wesen der Freyheit ausmacht, lokt vom Oberrhein, aus Westphalen, den kaiserlichen Niederlanden, zum Theil auch aus Holland und Frankreich eine Menge Leuthe hieher, die Inkognito leben wollen oder müssen. Der bessere Theil dieser Avanturiers, die Offiziers von den zahlreichen kaiserlichen und preußischen Werbkorps, einige Korherren der hiesigen Stifter und verschiedene Patrizier, und protestantische Handelshäuser lassen es an guter Gesellschaft und artigen Lustparthien nicht fehlen. Die lebhafte Schiffahrt, besonders der Holländer, für welche diese Stadt der Stappelort ist, den sie mit ihren Schiffen

nicht überfahren dörfen, der geringe Preis der Lebensmittel, die Nähe von Bonn, die Entfernung von dem beschwerlichen Hof- und Adel-Ton, welcher in den meisten andern Städten herrscht, die gesunde Luft, und die Munterkeit des Volkes in den benachbarten kurkölnischen und bergischen Ländern, machen diese Stadt für jeden, der etwas vom Stadtleben mit den Reitzen des Ländlichen verbinden will, zu keinem unangenehmen Aufenthalt, so abschreckend auch der grosse Haufen hier ist. Dieser dient einem philosophischen Zuschauer zum Stof unendlicher Betrachtungen, die er anderstwo nicht so leicht machen kann. Alle Auftritte des bürgerlichen Lebens sind hier stärker karakterisirt, als in irgend einem andern Lande.

Dieses düstere und schwerfällige Völkchen zeichnet sich eben so stark durch religiöse, als politische Schwärmerey von allen übrigen Europäern aus. In verschiedenen Gegenden der Stadt erblikt man Schandsäulen, worauf Köpfe von Bürgermeistern und Rathsherrn an eisernen Spiessen steken, die das Opfer der politischen Begeisterung der hiesigen Bürgerschaft geworden sind. Der republikanische Stolz weiß allen, auch den alltäglichsten Vorfällen hier ein Kolorit zu geben, das den Menschenfreund äusserst intereßiren muß, und

sollte es auch nur seyn, um Lachen zu können, wie Demokrit die Handlungen seiner Mitbürger von Abdera zur wohlthätigen Erschütterung seiner Lungenblätter gebraucht hat.

Die Religionsschwärmerey dieses kleinen Londons übertrift alle Züge, die man von dieser Art kennt. Man begnügt sich hier nicht mit einzeln Heiligen, sondern stellt sie in ganzen Armeen auf. Ich beschaute vor einigen Tagen die Kirche der heiligen Ursula, worin dieselbe nebst 11000 englischen Jungfrauen begraben liegt. Die Wände und der Boden der Kirche sind mit Gebeinen und Särgen angefüllt. Da diese heilige Prinzeßin aus den Zeiten der sächsischen Heptarchie ist, so läßt sichs um so weniger fassen, wie sie in dem Gebiethe ihres Vaters 11000 Jungfrauen auffinden konnte, die sie durch Deutschland begleiteten. Unterdessen läuft man hier wirklich Gefahr, dieser heiligen Jungfrau und ihrem schönen Gefolge geschlachtet zu werden, wenn man nur Eine von den 11000 subtrahiren wollte. So wunderbar diese Geschichte ist, so hat man doch noch einige andre Wunder zur Bestätigung derselben gebraucht. Unter andern ist an einer Säule ein kleiner Sarg angebracht, worauf zu lesen ist: Man habe ein unmündiges Kindlein in die Kirche begraben;

aber, so unschuldig es auch gewesen, so habe der mit dem reinsten Jungfrauenblut benetzte Boden der Kirche dasselbe doch nicht bey sich behalten, sondern wieder ausgespieen: Man habe also seinen Sarg auf einem Stein über der Erde anbringen müssen. Wenn du mit der Legende dieser heiligen Jungfrauschaften noch nicht bekannt bist, so wird es dir nicht ganz gleichgiltig seyn, zu wissen, daß die Legendenschreiber selbst über diese Geschichte nicht Eins sind. Die Italiäner behaupten, der Mönch welcher dieselbe geschrieben, oder einer seiner ersten Abschreiber hätte aus Versehen wenigstens Ein Null zu viel gemacht. Ein Deutscher behauptet sogar, Eine der Jungfrauen, welche das Gefolge der Prinzeßin Ursula ausmachen, und von denen die Legende verschiedene nennt, habe **Undecimilla** geheissen, woraus man in den unkritischen Mönchszeiten leicht **Eilf tausend** machen konnte. — Auch liegt hier der heilige Gereon nebst 1200 oder 12000 heiligen Soldaten, denn auf Ein Null kömmts hier bey Heiligen nicht an, in einer sehr reichen Stiftskirche seines Namens begraben. — Einer der 3 Heumannsbrüder, von denen man einen elenden Volksroman in Deutschland hat, wirkt hier auch Wunder über Wunder. — Fast jede der 200 Kir-

chen, die hier sind, hat einige Heilige, von denen die Mönche und Bettler ihre Leibrenten ziehn. — Was mir von der Art hier am meisten auffiel, waren zwey hölzerne, weiß angestrichne Pferde, die auf dem schönen grossen Platz mitten in der Stadt durch die Fenster eines alten Gebäudes herabschauen. Man erklärte mir dieses Denkmal durch folgende Geschichte: Man begrub eine reiche Frau aus diesem Haus. Der Todtengräber sah viel kostbares Geschmeide an dem Leichnam, und kam nach einigen Tagen in der Nacht, um das Grab zu öfnen, und den Leichnam zu bestehlen. Kaum hatte er den Sarg aufgedekt, als die Frau aufstand, die Laterne, welche der entflohene Todtengräber in der Bestürzung zurükgelassen, in die Hand nahm, und ganz gelassen nach Haus gieng. Sie schellt an. Die Magd fragt zum Fenster heraus: Wer da sey? Auf die Antwort, es sey ihre Frau, läuft sie zum Herrn mit dieser unerwarteten Nachricht. Diesem mochte es nicht sehr lieb seyn, seine Frau wieder zu sehn. Es kann so wenig meine Frau seyn, sagt er, als meine Pferde aus dem Stall ins oberste Stokwerk hinauf laufen, und zum Fenster hinaus sehn. Gesagt, geschehen. Die 2 Schimmel spatzieren die Treppe herauf, und schauen noch

auf den heutigen Tag zum Fenster heraus. Der Mann mußte nun seine Frau aufnehmen, die noch 7 Jahre lebte, und ein grosses Stük Leinwand spann und webte, welches man an einem gewissen Tag des Jahres in der benachbarten Apostelkirche dem Volk zeigt, wo man auch die ganze Geschichte gemahlt sehen kann. — Sonderbar ist, daß ich diese Geschichte noch an zwey andern Orten, wo sie auch mit den nämlichen Umständen geschehen seyn soll, in Deutschland erzählen hörte. Nur haben die Kölner, die sich in allen Sachen von den andern Erdensöhnen so stark auszeichnen, das voraus, daß sie die Pferde als ein ewiges Denkmal in Holz gehauen und aufgestellt haben. — Die Stadt ist unerschöpflich reich an solchen Geschichten.

Es ist hier nicht, wie an andern finstern Orten Deutschlands, wo solche Legenden bloß zur Unterhaltung des müßigen Pöbels dienen. Nein; der Kölner wird dadurch erhitzt und begeistert. Er betrachtet seine Vaterstadt als den angenehmsten Wohnsitz der Heiligen, und seine Erde selbst für heilig. Er ist bereit, augenbliklich die Wahrheit dieser Geschichten mit seinem Blut zu unterzeichnen, und ein Märterer für sie zu werden, oder den Zweifler zu einem Märterer zu machen.

Sein galligter Humor umfaßt diese Gegenstände mit einer Hitze, die ihm beständig den Kopf schwindeln macht. Alle seine Legenden, wie du leicht an den obigen Beyspielen sehen kannst, haben daher auch das Gepräge von dem melankolischen, abentheuerlichen Unsinn und der Schwerfälligkeit, welche mit diesem Humor gepaart zu seyn pflegen. Die meisten Legenden der Katholiken an den Gegenden des Oberrheins, in Franken, Schwaben u. s. w. haben immer einige romantische Züge, die ihrem jovialischen Humor entsprechen, und die sanftern Gefühle reitzen.

Die hiesigen Pfaffen, besonders die Mönche, wissen durchaus nichts bessers auf die Kanzeln zu bringen, als solche Legenden. Einige meiner hiesigen Freunde versichern mich, daß sie auch in den Beichtstülen fast die ganze Sittenlehre der Beichtväter ausmachen. Die abscheulichsten Lügen vertretten hier die Stelle der sittlichen Belehrung. Klagt sich ein junger Mensch einer galanten Sünde an, so weiß ihm der Mönch nichts bessers zu sagen, als daß erst vor einigen Tagen in der Stadt 2 junge, unvereheligte Leuthe todt beysammen im Bette gefunden worden, und ihnen der Teufel, dessen Klauen sehr erkenntliche Spuren auf den Körpern der Unglüklichen zurückge-

lassen, die Hälse herumgedreht hat. — Unter den vielen Predigern, die ich hier gehört habe, und nach denen man in jeder Stadt den moralischen Zustand des Volks am sichersten beurtheilen kann, war ein einziger, ein Karmeliter, der nicht platten Unsinn predigte.

Eine nothwendige Folge davon ist, daß die Sitten des hiesigen Janhagels verderbter sind, als in irgend einer andern Stadt. Die Kirchen selbst sind hier, das Rendevous liederlicher junger Leuthe, wo alle Ausgelassenheit theils begangen, theils verabredet wird. Die Abendsandachten der vielen hiesigen Mönche sind der schönste Pendant zu den Winkeltheatern in den Vorstädten von Wien, in deren paarweis mit jungen Leuthen besetzten Parterren man keine Hände sieht, und wo man eine starke Beleuchtung scheut. Die Gärten einiger Wirthshäuser sind ganz zur Paillardise angelegt, und die Labyrinthe und die mit Gesträuche bedekten Grotten derselben sind auf die Sonn- und Feyertäge mit bunten Paaren angefüllt. An diesen Tägen ist aller Pöbel der Stadt betrunken, und tanzt und spielt und schlägt sich herum, daß er das lebendste Gemählde der alten Scythen und Deutschen darstellt.

LXIX.

Köln —

Ehemals zählte Köln gegen 30000 wehrhafte Männer, und im zwölften Jahrhundert konnte sie gegen das gesammte deutsche Reich eine Belagerung aushalten. Ihre Handlung war so blühend, daß sie das Haupt der Handelsstädte von der dritten Ordnung ward.

Ihre Lage an einem der schiffbarsten Flüsse Europens, dessen Ufer so stark bewohnt ist, als irgend ein Land in der Welt, der Stappel, die republikanische Verfassung, die vortreflichen Landstrassen, die sie mit ganz Deutschland verbinden, und verschiedene andre Umstände begünstigen sie so sehr, daß es unter allen den Wundern, welche die Stadt enthält, gewiß nicht das kleinste Wunder ist, wie sie zum Schatten ihres ehemaligen Wesens, der sie wirklich ist, zusammenschwinden konnte. Sie zählt jezt kaum 25000 Seelen.

Von Manufakturen kennt man hier nichts, als eine Tobaksfabrike, und die Spitzen, welche die Weiber und Töchter der geringern Bürger klöppeln.

peln. Aller Industriegeist ist durch das Mönchswesen und die von ihm unzertrennliche Liederlichkeit unterdrükt. Die sogenannten hiesigen Kaufleuthe, welche zur Bürgerschaft gehören, sind meistens nur Krämer und Kommißionärs für die Kaufleuthe von Frankfurt, Nürnberg, Augspurg, Straßburg, der Schweitz und andrer Länder. Nebst einigen wenigen Wechslern sind kaum 10 bis 12 Bürgerhäuser hier, die einen beträchtlichen soliden Handel treiben. Dieser beruht auf Spezereyen, womit sie Deutschland ein unbeschreibliches Geld abzapfen, auf Weinen, rohem und verarbeitetem Eisen aus den Nassauischen Bergwerken, die nebst den Steierischen und Kärnthnerischen dieses Metall in der ersten Güte liefern, auf Holz aus den obern Rhein, Mayn und Nekerländern, und auf einigen andern unerheblichern Artikeln. Unter diesen wenigen Bürgerhäusern vom Gewicht sind einige Italiäner und Franzosen, die den Eingebohrnen an Verstand, Fleiß und Sparsamkeit unendlich überlegen sind, und mit diesem Kapital leicht hier ihr Glück machen konnten. Den wichtigsten soliden Handel treiben hier einige Dutzend Protestanten, die weder das Bürgerrecht erhalten können, noch öffentlichen Gottesdienst haben. Sie gehen nach Mühlheim, einem schönen und

nahrhaften pfälzischen Städtchen, zwey Stunden von hier, in die Kirche. Sie haben nicht nur hier selbst einige Manufakturen, sondern sind auch bey verschiedenen in den benachbarten pfälzischen und preußischen Ländern intereßirt.

Wenn man den Kölnern Vorwürfe wegen ihrer Intoleranz gegen diesen bessern Theil der Einwohner ihrer Vaterstadt macht; wenn man ihnen die Stupidität, Trägheit, Liederlichkeit und Armuth ihrer Bürger mit der Aufklärung, dem Fleiß, der Sparsamkeit und dem Reichthum dieser Beysassen in einen Kontrast stellt, so haben sie nicht nur keinen Sinn für diesen so auffallenden Unterschied, sondern sie deuten ihn noch obendrein zum Nachtheil der Protestanten und ihrem eigenen Vortheil aus. „ Diese Ketzer, sagen sie, sind verworfene Geschöpfe. Ihre Herzen hängen an den irdischen Gütern, die ihnen Gott zuwirft, damit ihre Verdammniß noch grösser werde. Gott hat in der Schrift die Reichen ausdrücklich verflucht, und ihre Schätze sind die Scheiterhaufen, auf denen sie in der andern Welt braten werden. „ — Bey diesen Grundsätzen, welche die Mönche hier auf allen Kanzeln predigen, ist es kein Wunder, daß ein Drittheil der Einwohner dieser Stadt bettelt.

Die vielen Schiffe, welche man hier immerfort in dem sogenannten Hafen sieht, sind der stärkste Vorwurf gegen die hiesigen Einwohner. Schwerlich ist ein Fluß in Europa, der so weit über seiner Mündung so stark befahren wird, als der Rhein in dieser Gegend. Die ganze Rhede an der Stadt, die beynahe eine Stunde lang ist, ist fast immer dicht mit Schiffen bedeckt. Allein die Güter dieser Schiffe, die dem Stappelrecht gemäß hier auf kölnische oder maynzische Schiffe geladen werden müssen, sind fast bloß für Rechnung auswärtiger Kaufleuthe.

Die holländischen Schiffe sind unter denselben die zahlreichsten, und nehmen sich durch die, den Holländern eigne Pracht und Reinlichkeit unter den übrigen stark aus. Sie sind wenigstens um ein Drittheil länger, als unsere gewöhnlichen Seekauffahrtschiffe von zwey Masten, und laden 3000 bis 3600 Zentner, also um ein beträchtliches mehr, als besagte Seeschiffe. Sie werden von Pferden heraufgezogen, können aber mitunter auch die Segel gebrauchen, und nach dem Verhältniß ihrer Fracht haben sie kaum die Hälfte der Pferde nöthig, die ein Donauschiff zu seiner Fahrt zwischen Wien und Ulm braucht. Die Eigenthümer dieser ungeheuern Flußschiffe wohnen beständig

auf denselben, wenn sie auch in Rotterdam oder Amsterdam sind, nach welcher leztern Stadt sie bey günstigem Wind öfters durch den Texel fahren, so unbeholfen auch ihre Schiffe wegen ihrer Länge, geringen Höhe und Breite zur Seefahrt sind. So lange sie vor der hiesigen Rhede liegen, schenken sie alle Gattungen fremder Weine und bedienen die Liebhaber mit verschiedenen Erfrischungen nach holländischer Art. Ich hab mit verschiedenen meiner hiesigen Freunde einige sehr artige Lustpartieen auf solche Schiffe gemacht, wobey auch wacker getanzt wurde. — Die hiesigen und maynzischen Schiffe, welche hier ausschließlich für den Oberrhein Güter laden dörfen, sind viel kleiner als die holländischen; aber viele derselben sind doch groß genug um 2400 Zentner, oder so viel als ein ordinäres zweymastiges Seeschiff, laden zu können. — Alle diese Schiffe sind von Eichenholz gebaut, wohl vertheert, und ganz nach der Seeart eingerichtet, nur daß sie mehr in die Länge, als Höhe und Breite gebaut sind.

Nichts stellt die Verfassung des deutschen Reiches in ein besseres Licht, als die Beschiffung des Rheines. Jeder Fürst, so weit sein Gebiethe am Ufer des Flusses reicht, betrachtet die vorübergehenden Schiffe als Fahrzeuge fremder Nationen,

und belegt sie ohne allen Unterschied mit fast unerschwinglichen Zöllen. Es wird hiebey nicht die geringste Rücksicht genommen, ob die vorübergehenden Waaren deutsche oder fremde Produkten sind, ob das deutsche Reich dabey zu gewinnen oder zu verlieren hat. Im Gegentheil werden einige Artikel der Ausfuhr Deutschlands, z. B. Wein, Holz u. a. m. nach dem Verhältnis des Werthes stärker verzollt, als irgend eine fremde Waare. So blühend auch die Ufer des Rheines sind, so würden sie doch ungleich reicher seyn, wenn sie nur Einen Oberherrn hätten, und man die Grundsätze einer klugen Staatswirthschaft geltend machen könnte. In den jezigen Umständen wird die Ausfuhr der inländischen Produkte durch die unzähligen Zölle gehemmt, und es ist fast unbegreiflich, wie die Schiffahrt auf diesem Strom noch so stark seyn kann.

Im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert, als sich Deutschland der Anarchie näherte, in welcher es noch wirklich ist, wußten sich die rheinischen Fürsten, besonders die Geistlichen, von den unmächtigen Kaisern so viele Zölle zu erschmeicheln und zu ertrotzen, daß endlich fast jede Stadt eine Zollstätte ward. Ursprünglich gehörten alle Zölle den Kaisern selbst; allein sie brauchten so oft Geld,

Mannschaft und andre Dienste, daß sie die meisten weggeben mußten, um sich Freunde zu machen. Während der Anarchie nahm man ihnen mit Gewalt, was sie nicht gutwillig hergaben, und durch Wahlkapitulationen wußte man sich im Besitz des Raubes zu erhalten. Kaiser Albrecht hatte endlich den Einfall, die der Kaiserkrone entzogenen Rheinzölle wieder mit derselben zu verbinden; allein er war dieser Unternehmung nicht gewachsen.

In dem kleinen Strich zwischen Maynz und Koblenz, welcher, die Krümmungen des Flusses mitgerechnet, kaum neun deutsche Meilen beträgt, zählt man nicht weniger dann 9 Zollstätte. Zwischen Koblenz und Holland sind ihrer wenigstens noch 16, und jede dieser Zollstätte wirft in einem Jahr selten weniger als 25000, gemeiniglich aber 30000 rheinische Gulden und drüber ab. Hier sind eine Menge Artikel, welche in Natura verzollt werden und einen Theil der Besoldung der Zollbedienten ausmachen, nicht mitgerechnet. — Ein alter englischer Schriftsteller hat schon dieses Zollsystem der deutschen Fürsten, welches zum allgemeinen Verderben ihrer Länder gereicht, eine unbegreifliche Raserey genennt. Es ist auch gar zu sehr von den Grundsätzen einer Regierung ver-

schieden, die, anstatt von den auszuführenden inländischen Produkten Abgaben zu nehmen, für dieselbe noch Prämien bezahlt. Oefters werden diese unpatriotischen Zölle durch augenblikliche Rachsucht benachbarter Fürsten noch sehr über ihre gewöhnliche Anlage erhöht. Als der Kurfürst von der Pfalz der Stadt Maynz die Zufuhr des Getreides aus seinen Ländern erschwerte, suchte sich der Erzbischof durch Erhöhung der Zölle von dem pfälzischen Grapp, Tobak und andern Produkten zu rächen. Dagegen brauchte der Kurfürst von der Pfalz Repressalien auf seinen niederrheinischen Zollstätten, und rächte sich an den maynzischen Weinen, die nach Holland geführt wurden. Alles womit nur feindselige Mächte einander schikaniren können, wird hier zur gegenseitigen Bedrückung gebraucht. Die Stadt Trier behauptet auf der Mosel das Stappelrecht. Nun hat man Beyspiele, daß die Stappelgerechtigkeit eines Ortes an einen gemächlichern Platz des nämlichen Fürstenthums verlegt wurde. Um die Stappelorte Maynz und Köln zu kränken, fiel der Kurfürst von Trier demnach auf den Einfall, sein Stappelrecht von Trier nach Koblenz zu verlegen, wo es für ihn ungleich einträglicher, aber auch für die Schiffahrt auf dem Rhein und die Ausfuhr von Deutschland über-

haupt viel verderblicher seyn würde. Zum Glück konnte er wegen zu starkem Widerspruch zu Wien seinen Einfall nicht realisiren. Das ewige Gezerre zwischen diesen Fürsten veranlaßte schon einige Kongresse, woran auch unser Hof wegen Elsaß, welches unbeschreiblich darunter leidet, Theil nahm. Allein alles, was beschlossen ward, diente nur zum Stoff neuer Zerrereyen. Man muß sie sich balgen lassen, bis sie irgend ein Mächtiger auf einmal zusammen ausbalgt. — Eine grosse Revolution steht für diese Länder zu erwarten, wenn der Erzherzog Maximilian einst die Regierung von Köln und Münster wird angetreten haben. Schwerlich können diese Länder bey dieser Revolution, sie mag ausfallen wie sie will, etwas verlieren.

Die jezige Regierung des Erzbisthums Köln und des Bisthums Münster ist ohne Vergleich die aufgeklärteste und thätigste unter allen geistlichen Regierungen Deutschlands. Die ausgesuchtesten Männer bilden das Ministerium des Hofes von Bonn, und nebst dem Einfluß desselben wirkt für das Wohl des Bisthums Münster besonders noch der kluge und warme Patriotismus seiner Landstände. Die Geistlichkeit beyder Fürstenthümer sticht mit jener der Stadt Köln durch gute Sitten und Aufklärung erstaunlich ab. Vortrefliche Er-

ziehungsanstalten, Aufmunterung des Ackerbaues und der Industrie, und Vertreibung des Mönchswesens sind die einzigen Beschäftigungen des Kabinets von Bonn.

Das Kurfürstenthum Köln trägt jährlich gegen Eine Million rheinische Gulden ein, und die Einkünfte des Bisthums Münster sollen gar 1200000 Gulden betragen. Nebst diesen zwey mächtigen Fürstenthümern soll der Erzherzog Maximilian auch noch das Bisthum Paderborn erhalten, welches jährlich gegen 600000 Gulden abwirft. Einige lassen es für diesen liebenswürdigen Prinzen noch nicht genug seyn, und behaupten, der kaiserliche Hof habe die Sache auch zu Lüttich schon dahin eingeleitet, daß auch das dortige Kapitel seine alte Halsstarrigkeit vergessen und sich geneigt gezeigt habe, nach dem Tod des jezigen Fürsten den Erzherzog zum Bischof zu wählen. Dieses Bisthum wirft wenigstens 1200000 Gulden ab, wovon aber, so wie zu Münster, der beträchtlichste Theil in die Kasse des Landsstände fließt, die gegen die Eingriffe des Fürsten ziemlich gesichert ist. Der Prinz würde also, die Einkünfte des Deutschmeisterthums, welche ohngefähr 400000 Gulden betragen, mitgerechnet, ein Fürst von 4400000 Gulden Revenüen, und nach den weltli-

chen Kurfürsten der mächtigste in Deutschland seyn. In Rücksicht dessen machte der preußische Hof, dessen westphälische Staaten auf diese Art sehr ins Gedränge kommen, nachdrückliche Vorstellungen zu Bonn und Münster gegen die Ernennung des Erzherzogs zu einem Koadjutor, die aber keine Wirkung hatten. Wirklich ist diese Beförderung des kaiserlichen Prinzen ein grosser Schritt zur Aufhebung des Gleichgewichts in Deutschlaud. Ein Sprosse des übermächtigen kaiserlichen Hauses, welches ihn mit der Macht seiner Niederlande so leicht unterstützen kann, mitten zwischen vielen kleinen Fürstenthümern, die Theils mit Kreaturen seines Hauses besezt sind, Theils sich an ihn schmiegen müssen, und so überlegen, wie er den benachbarten westphälischen Staaten des Königs von Preussen und des Kurfürsten von der Pfalz würde, wär nicht nur für den größten Theil des deutschen Reiches, sondern auch für die Republik Holland in gewissen Umständen sehr förchterlich. Er könnte, besonders wenn er mit einigen Subsidien von Wien unterstüzt würde, leicht eine Armee von etlichen und zwanzig tausend Mann auf den Beinen halten, die, vereinigt mit den kaiserlichen Truppen in den Niederlanden, in sehr kurzer Zeit eine Armee von etlichen und fünfzig

bis sechszig tausend Mann bilden, und weit und breit umher Schreken verbreiten könnte. Ein Bischof von Münster ganz allein konnte ehedem der Republik Holland genug zu schaffen machen.

LXX.

Amsterdam ——

Ich wollte von Köln auf dem Rhein nach Holland fahren, und versprach mir viel Vergnügen von dieser Wasserreise; der König von Preussen verdarb mir aber die Freude. Er läßt Niemand zu Wasser durch das Klevische paßiren, damit seine verpachteten Landposten nicht darunter leiden. Auf der Gränze muß man Post nehmen, oder wenn man einen eignen Wagen oder eine Miethkutsche hat, der Post doch gewisse Abgaben entrichten. Das ist ja gegen das Naturrecht, gegen das Völkerrecht, gegen das Gastrecht und gegen alle Rechte von der Welt, sagte ich zu den Schiffleuthen von Rotterdamm, die mir das erklärten. Das wissen wir schon lange, antworteten sie.

Da ich die Wasserfahrt doch einmahl aufgeben

mußte, so wollte ich das veste Land so viel als möglich benutzen, und streifte die Kreutz und Quere bald zu Fuß, bald zu Pferd und bald auf der Landkutsche durch die westphälischen Staaten des Königs von Preussen und des Kurfürsten von der Pfalz. Mein Koffre hatte ich auf das Schiff gegeben, und nie hab ich mich so gänzlich der Direktion meiner Nase überlassen, so wie sie jeder Wind und jede Grille, die mir in den Kopf flog, drehte und wendte, als auf dieser irrenden Fahrt.

Es lohnt sich aber wirklich der Mühe, diese Länder nach meiner Art zu durchwandern. Ihr Anbau und Reichthum übertraf meine Erwartung so sehr, daß ich nicht genug staunen konnte. Alle Städte und Städtchen wimmeln von Fabrikanten. Mühlheim, Elberfeld, Solingen, Sorst, Ham, Duisburg, Meurs, Wesel, Kleve und noch viele andre Städte sind voll der wichtigsten Manufakturen. Man verfertigt eine unglaubliche Menge Leinen und Baumwollenzeuge, versieht fast alle Gegenden des Oberrheins, fast ganz Schwaben und Franken mit gebleichtem Zwirn, hat Tuch, Seiden und Kottonmanufakturen, und verarbeitet, besonders zu Solingen, Stal und Eisen so gut, daß es nach den Engländern keine andre

europäische Nation hierin den Einwohnern gleich thut. Ihr Handel breitet sich durch die Niederlande, einen Theil von Frankreich und durch das ganze Reich, nämlich die zerstükten, vorliegenden Kreise aus.

Dieser bewundernswürdige Fleiß, verbunden mit der natürlichen Fruchtbarkeit, sezt diese Länder unter die Klasse der reichsten und merkwürdigsten in Deutschland. Eine sanfte Regierung, die von europäischen Landsständen gegen Despotie gesichert ist, trägt nicht wenig zu ihrem blühenden Zustand bey. Die Einwohner sind munter, gastfrey und wohlgesittet. Sie sind ein neuer Beweis, daß, wie ich schon einigemal bemerkt habe, die Religion wenig Einfluß auf den bürgerlichen Zustand der Menschen hat, wenn ihr nicht zufällige Lokalumstände eine gewisse Richtung geben. Sogar die Protestanten dieser Länder sind lange nicht so aufgeklärt in ihrer Religion und so tolerant, als die Protestanten in andern Gegenden Deutschlands. Auch haben sie ungleich mehr Hang zum Genuß sinnlicher Vergnügungen, als ihre Religionsverwandten gemeiniglich zu haben pflegen. Dessen ungeachtet sind sie das fleißigste Volk, und die besten Bürger, die man finden kann. Die Bigotterie der Katholiken dieser

Gegenden schadet dem Kunstfleiß und Anbau des Landes nicht, weil sie durch die Erziehung bloß auf solche Dinge gerichtet wird, die auf die Sitten und das bürgerliche Leben keinen Einfluß haben. Alles hängt von den herschenden Gebräuchen ab, worunter der Mensch aufwächst. Wenn der Fleiß einmahl Sitte unter einem Volk ist, so ist auch der unsinnigste Aberglauben seinem bürgerlichen Glük nicht hinderlich. Die Pfaffen selbst machen ihre Lehre den Sitten anpassend, und die Mönchstheorien können die herschenden Sitten nicht überwiegen. Man hat in diesen Ländern so viele Legenden, als in Köln. Man liebt sogar auch die Prozeßionen und Winkelandachten, so stark als zu Köln; aber bey allem dem ist man unendlich fleißiger, nüchterner und reicher, als zu Köln. Nicht die Religion, nicht der Aberglauben, sondern die Regierung ist Schuld, daß der Kölner so liederlich ist, und seine Pfaffen öffentlich die Liederlichkeit predigen dörfen. Durch Verordnung der Erziehung ihrer Unterthanen ließ die Regierung dieser Stadt die Religion zum abscheulichsten Misbrauch ausarten, so wie auch das Zunftwesen durch ihre Indolenz eitel Misbrauch geworden ist, so unschädlich sie es durch etwas mehr Klugheit und Thätigkeit hätte machen kön-

nen. Polizey, Gerechtigkeit, Regierungsverfassung, alle bürgerliche Verhältnisse sind unter einer indolenten Regierung mit der Religion der nämlichen Verwilderung ausgesezt, und man muß es dann nicht der Religion selbst zur Last legen, wenn sie der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig ist.

Der übrige Theil von Westphalen, welcher vom Rhein weiter entfernt ist, als diese Länder, ist überhaupt genommen ungleich weniger angebaut, auch von Natur ungleich weniger ergiebig, als dieselben. Er hat ungeheure Heiden und Moräste, die bloß zum Torfstechen, und an den bessern Plätzen auch allenfalls zu Waiden können gebraucht werden. Einige Gegenden derselben, z. B. Ein Theil des Fürstenthums Minden, der Grafschaft Teklenburg u. a. m. sind fast unmäßig stark bewohnt; allein desto öder sind verschiedne Bezirke der Bisthümer Münster, Osnabrük und Paderborn, der Grafschaft Bentheim und einiger hannövrischen Herrschaften. Unterdessen ist dieser Theil von Westphalen das eigentliche Vaterland des Hanfes und Flachses, welche unter die vorzüglichsten Produkte Deutschlands gehören. Der größte Theil des Hanfes und Flachses, welcher in den westphälischen Rheinländern, in Holland, in den östreichischen Niederlanden und auch in un-

sern Niederlanden verarbeit wird, kömmt aus diesen westphälischen Ländern. Nebstdem wird noch eine ungeheure Menge nach England, Spanien, Portugall, und sogar auch unmittelbar nach Amerika roh ausgeführt. Im ganzen übrigen Deutschland, besonders in den hannövrischen Ländern des niedersächsischen Kreises, in Hessen, im Waldekischen und Fuldischen werden diese Produkte auch in erstaunlicher Menge gewonnen; allein ich zweifle, ob aller Flachs und Hanf des übrigen Deutschlands zusammen die Menge aufwiegt, die in Westpalen gebaut wird. Nach dem mäßigen Ueberschlag eines meiner Freunde von Münster wird jährlich für 5 Millionen Gulden Flachs und Hanf, roh und gesponnen aus allen westphälischen Kreisländern ausgeführt. Hier ist die grosse Menge dieser Produkte nicht mitgerechnet, die auf verschiedne Art in den rheinisch-westphälischen Ländern verwebt und ausgeführt wird. Die ganze Menge des Hanfes und Flachses, welcher roh und verarbeitet aus ganz Westphalen ausgeführt wird, muß wenigstens auf 7 Millionen Gulden geschätzt werden — Der feinste Flachs und Hanf wird in der Gegend von Bielefeld und Hervort gewonnen. Er gleicht fast der Seide.

Wenn man auf die Gränze von Holland kömmt,

glaubt

glaubt man aus einem Schweinstall in einen niedlichen Garten zu tretten. Besonders sticht die herrliche Gegend von Nimwegen mit Westphalen zum Erstannen stark ab. Ich sage dir nichts von der Pracht, Symetrie und Reinlichkeit der holländischen Städte; nichts von den unzäligen, kostbaren und gröstentheils mit schönen Alleen besezten Kanälen; nichts von den vielen Gärten. Man hat Beschreibungen ohne Zahl und Ende davon. Aber gewiß ist all die Pracht und Herrlichkeit in die Länge verflucht ennuyant. Wenigstens für mich ist die durchaus herschende Einförmigkeit dieses Landes und seiner Bewohner unausstehlich. Alle Städte, alle Dörfer, alle Strassen und Kanäle sehen sich so gleich, daß man nur immer Kopieen des nämlichen Gemähldes zu Gesicht bekömmt. Das Land ist bloß zu einer flüchtigen Spatzierreise gemacht. Ohne dafür bezahlt zu werden, wird sich selten jemand lange hier aufhalten. Im Grund ist es auch eine frisirte Bettlerin, die in einer gestohlenen, prächtigen Andrienne paradirt. Die Rheinpfalz, die nicht den fünften Theil des Umfangs von Holland einnimmt, hat ungleich mehr natürlichen Werth, als dasselbe.

Auch die Einwohner, überhaupt genommen,

sind im Grunde nur gepuzte Bettler. Ihr Reichthum gehört nicht ihnen zu, denn sie geniessen ihn nicht. Sie sind nur Wächter ihres Geldes. Kömmst du an die Tafel eines Mannes vom Mittelstand, so läßt dich die Pracht des Tischgeräthes, die Reinlichkeit des Speisezimmers, die kostbare Ausmeublirung ein fürstliches Essen erwarten. Allein wenn die Schüssełn aufgetragen sind, dann hast du nicht mehr noch weniger, als an der Tafel des ersten besten westphälischen Bauers. Alles entspricht der Natur des ganzen Landes, welches einer schlechten Wassersuppe in einer goldnen Schüssel gleicht. Alle Kaufleuthe sitzen die ganze Woche an ihrem Schreibtisch, und schwemmen sich die Bäuche mit Thee auf. Sie sind so fühllos bey ihren Beschäftigungen und werden in ihrem Schlendrian so dik, daß man sie mit Pfriemen in den Leib stechen kann, ohne daß sie sich regen. Am Sonnabend ziehn sie in ihre prächtigen Gärten, wo sie den Sonntag zubringen. Da geniessen sie aber so viel, als in ihrem Komptoir. Ich kenne Einen der hiesigen Grossen, den ich in seinem Garten besuchen mußte. Er war von Mittag bis gegen Abend bloß mit Salatputzen für seine Küche beschäftigt. Ein andrer schloß sich ein, und schlug den ganzen Sonn-

tag die Fliegen auf den Wänden seines Lusthauses todt. Linsen, Erbsen und Bohnen belesen für ihre Küchen, eine Pfeiffe Tobak rauchen, und sich die Hosen lüften, die von ihren Bäuchen immer abwärts gedrükt werden, das sind ihre Arbeiten in ihren Erhohlungsstunden. Versammeln sie sich in Gesellschaften, so nageln sie sich an die Stüle an, begaffen einander, und in Pausen von Viertelstunden wissen sie dann von nichts zu sprechen, als was die Zeitungen des Tages darbiethen, die unter allen Zeitungen die elendesten sind. Da hörst du nun die Quintessenz von allem politischen Unsinn, so wie du von ihren Pfaffen, die Troz der Reformation doch ungleich mehr Mönche sind, als die Kapuziner Deutschlands, allen theologischen Unsinn hören kannst. Wären die Fremden, besonders die Officiers, und einige Adeliche nicht, die sich auf Reisen gebildet haben, so würde man in ganz Holland eine unterhaltende Gesellschaft umsonst suchen.

Staatsverwaltung und Polizey, alles ist hier so sonderbar als das Land selbst, und hat durchaus das Gepräge von dem schwerfälligen, melankolischen und filzigen Humor der Einwohner. Es ist ein Sprüchwort, daß man hier zu Lande keine Tracht Fische, die das gemeinnützigste Na-

turprodukt dieses Landes sind, auf die Tafel bringen kann, ohne sie sechsmal dem Staat und einmahl dem Verkäufer bezahlt zu haben. Der Geiz der Einwohner, der sich gegen alle Opfer für das gemeine Beste sträubt, zwang den Staat so unnatürlich hohe Auflagen auf die ersten Bedürfnisse des Lebens zu machen. Diese ungeheuern Akzise tragen eben so viel, als die übertriebne Sparsamkeit der Bürger, dazu bey, daß man in diesem reichen Lande so elend lebt — Von ihrer Polizey will ich dir nur einen Zug mittheilen, der eigensinnig genug ist. Schikt ein Fremder, der der Landesgebräuche und Gesetze nicht kundig ist, seinen Bedienten zu einem Weinhändler, um eine Bouteille zu kaufen, so giebt sie ihm dieser mit aller Willfährigkeit, ohne ihm ein Wörtchen von der Gefahr zu sagen. Der Kerl trägt seine Bouteille offen nach Haus. Unterwegs pakt ihn ein Stadtknecht an, und erkundigt sich, wo er den Wein gekauft. Der Pursch nennt ihm ohne allen Argwohn den Weinhändler, und nun wird er arretirt, gestäupt, und des Landes verwiesen. Nicht der Kaufmann, der den Wein im Kleinen verkauft, welches nach den Gesetzen das ausschließliche Gewerbe der Weinschenken seyn sollte, auch nicht der Herr, der

ihn geschikt, sondern der arme unkundige Kerl allein wird gestraft.

LXXI.

Amsterdam —

Dieses, nach dem Urtheil eines unserer Landsleuthe, den Fröschen gestohlne Land, Bruder, ist ursprünglich nichts als Sand, den der Rhein aus Helvetien und den obern Gegenden Deutschlands herabgeschwemmt hat, und Seeschlamm, den die Fluthen bey wüthenden Nord- und Westwinden hie und da aufgetragen haben. Es hat nirgends veste Erde, und noch auf den Gränzen des Herzogthums Kleve findet man die deutlichsten Spuren, daß der Landstrich wie das Delta von Aegypten geschaffen worden, nur mit dem Unterschied, daß der Nil mit der fruchtbarsten Erde, der Rhein aber mit dem dürrsten Sand immerfort schwanger geht. Ein Theil von Brabant und Flandern ist von der Schelde, oder Maas, und einigen andern Flüssen auf die nämliche Art gezeugt worden. Man hat unwider-

sprechliche Beweise davon. Ziemlich weit von der Küste findet man in Flandern unter der guten Erde, die eine Deke ist, welche das lange Gewühl der Menschen, das Düngen, Pflügen, Säen, die Fäulung von Früchten, Bäumen, Wurzeln u. s. w. und zum Theil auch der Schlamm des Meeres aufgetragen haben, trokenen Sand, und unter diesem wieder unregelmäßige Lagen von guter Erde, so wie nämlich bald die Flüsse mit gehäuftem Sand, bald die See mit angespieltem Schlamm das Land nach und nach und wechselweis geschaffen haben. Von gleicher Art ist die ganze Küste Deutschlands bis an die Elbe hin. Nirgends findet man in diesem Strich vesten Boden. An Felsen oder Berge ist da nicht zu gedenken.

Die See macht sich selbst ihre Gränzen, die sie nur in der äussersten Wuth überschreitet. Ihre spielenden Wogen bilden die Dünnen, welche von Kalais bis zum Texel hin das Land, welches an einigen Orten tiefer als die horizontale Oberfläche der See ist, gegen die Fluthen deken. Wird sie aber von den gewaltigen Nord und Nordwestwinden ausser ihrer gewöhnlichen Laune und in Wuth gebracht, dann verschlingt sie auf einmahl wieder, was sie mit Hülfe der benachbarten Flüssen in Jahrtausenden gebaut hat.

Noch zu Zeiten der Römer war das Y von Amsterdam bis zum Texel hin ein vestes Land, welches auf der Ostseite von der Yssel, und, wie einige glauben, auf der Westseite vom Rhein bespühlt ward. In einigen Stürmen riß die See ihre Dünnen ein, die von der nördlichen Küste Frießlands bis in die Gegend des Texels standen. Die Flüsse hatten ihre Mündungen in dem Sandboden erweitert, der ihr Geschöpf war, und nun kam eine ausserordentliche Fluth, welche die Flüsse hemmte, und sich mit ihnen vereinigte, um das ganze Land zu verschlingen. Seit der Zeit, besonders aber seit der Unabhängigkeit dieses Landes ist man immerfort beschäftigt, die kleinen Trümmer Landes, welche diese Fluth zurükgelassen, wieder mit dem vesten Land zu verbinden. Diese Trümmer sind eigentlich nur Sandbänke, deren einige man wirklich schon mit Nordholland zusammen gedämmt hat. An andern wird noch gedämmt, weil jeder Flek Landes, wenn er auch noch so öde ist, für die Einwohner von unsäglichem Werth ist — Zwischen Grönningen und Ostfrießland, bey der Mündung der Ems, geschah der nämliche Auftritt. Der grosse Busen Dollar ist auch durch eine gewaltige Fluth entstanden, und seitdem hat man wieder auf eine grosse

Streke hin den Seeschlamm eingedämmt und vortreflich bebaut. So wie man an einigen Orten dem Meer Land entreißt, so rächt sich dieses an andern. Das Haarlemer Meer erweitert sich immer, und droht die Dünnen zwischen Leiden und Haarlem durchzubrechen, und Nordholland zu einer vollkommenen Insel zu machen — Erst im vorigen Jahrhundert verschlang die See einen grossen Theil der Insel, worauf Dortrecht liegt. Ueberhaupt 60000 Menschen kamen bey diesem Vorfall um.

So schreklich die See für das veste Land der Republik ist, so ist sie doch für die Inseln, welche die Provinz Seeland bilden, noch ein viel gefährlicherer Feind. Hier thut sie mit List, was sie auf dem vesten Land mit stürmender Hand unternimmt. Die meisten dieser Inseln sind durchaus tiefer als die Oberfläche des Meeres. Gegen die Fluthen haben sich die Einwohner durch unsäglich kostbare Dämme zu deken gesucht. Diese Dämme ruhen auf den größten Bäumen, die durchaus mit breiten köpfigten Nägeln beschlagen sind, um den Kakerlak abzuhalten. Die See minirt immerfort an ihnen, und spühlt die Erde zwischen ihnen weg. An manchen Orten steht sie schon durch grosse Streken hin nakt da, und

die auf ihnen ruhenden Wälle drohen den Einsturz. Die Einwohner sahen sich daher gezwungen, hinter diesen Dämmen noch andre Wälle um ihre Inseln zu ziehn, auf welche das Schiksal der erstern wartet, und so müssen sie endlich ihrem unversöhnlichen Feind unterliegen.

Die Bewohner der Mitte des Landes sind nicht besser daran. Die Gegenden von Nimwegen und Arnheim, die schönsten und fruchtbarsten in ganz Holland, werden vom Rhein ins Gedränge gebracht. Dieser sezt ungeheure Sandbänke mitten im Land an, wodurch er mit der Zeit in seinem Lauf gehemmt und gezwungen wird, sich neue Wege mit Gewalt zu öfnen. An verschiedenen Gegenden von Betuve hat er den Sand schon so gehäuft, daß er beym Anschwellen mit förchterlicher Ungestümme an das entgegengesezte Ufer getrieben wird. Dieses geschieht so lang, bis er durch wiederhohlte Ausbrüche sich endlich den Grund zu einem neuen Bette gegraben hat, und dann mit seinem Gewässer bedekt, was jezt gepflügt wird, oder gar mit Städten und Dörfern bebaut ist — nunc Rhenus est ubi Troja fuit — Die vielen Kanäle, worin ein Theil des Gewässers der Flüsse vertheilt wird, sind nicht, wie man glaubte, hinreichend, ihre Gewalt zu brechen.

Ihr Sand, besonders jener der Maas, sezt sich auch an ihren Mündungen selbst an, und verstopft sie. Die Vertheilung ihres Gewässers dient also zu nichts, als daß sie nicht Stärke genug behalten, ihre alten Mündungen zu behaupten, und bey grossen Ueberschwemmungen mit der Zeit sich desto mehr über die Mitte des Landes ausbreiten können.

Diese Kanäle und das unbesonnene häufige Torfstechen nehmen diesem tiefen und lokern Land, welches ohnehin ein Spiel des Rheines, der Maas und der See ist, vollends seine Vestigkeit. In der graden Linie zwischen Rotterdam und Amsterdam ist Teich an Teich, und alle diese Pfützen sind durch das Torfgraben entstanden. Die meisten sind so tief, daß man ihr Gewässer nicht einmal in die Kanäle ableiten kann, welche mit der See gleiche Oberfläche haben. Welche Gefahr, wenn einmahl das Gewässer der benachbarten Flüsse in sie austretten, oder gar sich einen beständigen Weg durch sie öfnen wird!

Kein Holländer hat seinen Kindern einen vesten Wohnsitz zu versprechen, die Bewohner eines Theils von Gelderland, welcher aber bloß aus dem unbrauchbarsten Sand besteht, und jene von Oberyssel und Drenthe ausgenommen,

welche Länder aber fast durchaus Moräste und Heiden sind, die immerfort Katharre, Schnuppen und Fieber aushauchen — Wenden wir die Augen von dem physischen Zustand des Landes auf seinen jetzigen politischen, der noch viel schlimmer ist.

Viele auswärtige Geschichtschreiber von Holland haben die Bemerkung gemacht, die Republik wäre noch zu jung, und ihre Verfassung noch nicht reif und vest genug. Ein ganzer Schwarm von inländischen Schriftstellern suchte dieses Urtheil zu widerlegen. Man führte die glänzenden Thaten dieser Republikaner als einen Beweis an, wie wenig die Verfassung dem Nachdruk gemeinschaftlicher Operationen hinderlich sey, und räsonnirte und deräsonnirte in die Kreutz und Quere. Allein nun hat die Erfahrung auf einmahl alle Räsonnemens und Deräsonnemens zu Schanden gemacht. Das Glänzende, was die Väter dieses ausgearteten Volkes gethan haben, war theils die Wirkung einer patriotischen Begeisterung, die, besonders in einer bloß handelnden Republik, nie von einiger Dauer ist, auch nach den Gesetzen der Natur von keiner Dauer seyn kann, theils des wohlthätigen, persönlichen Einflusses einiger Halbgötter aus dem Nassauischen Haus. Nie war der Erfolg ihrer Operationen das Resultat einer so-

lichen Verfassung, die den Körper in einer glei-chen Stimmung erhält, und zum Agiren geschikt und rund macht. Auch mitten im Lauf der Kriege, wodurch sich die Republik unter die europäischen Mächte vom ersten Rang emporgeschwungen, empfand sie öfters, daß die Fugen ihres Körpers nicht in einander passen.

Die Begeisterung der Einwohner, der Drang der Umstände und die erstaunliche Thätigkeit einiger Prinzen von Oranien konnten Wunder thun, und die Republik über sich selbst erheben, als andre Mächte Europens noch nicht vollkommen ausgebildet waren, und ihre Stärke noch nicht ganz zu gebrauchen wußten. Allein diese machten seit der Zeit ungemein grosse Vorschritte, und die Republik blieb zurük. Zum Theil mußte sie auch zurükbleiben, weil es ihr wirklich an innern Kräften gebricht. In den Kriegen, wo die Seemacht der Republik so sehr glänzte, hatte keine europäische Seemacht über 30 unserer Linienschiffe. Die Engländer konnten ihr höchstens nur 20 entgegensetzen, und in den blutigsten Gefechten zwischen beyden Nationen waren gemeiniglich auf jeder Seite nur 12 bis 16 Linienschiffe. Der grosse Haufen der Armee bestand aus Fregatten und andern Fahrzeugen.

Diese Zeiten sind långst vorůber. Großbrittanien wuchs so stark heran, daß es nun seine 104 Linienschiffe hat, die vielen 50 Kanonenschiffe ungerechnet. Wenn die Republik auch durch gehåufte ausserordentliche Auflagen die nöthigen Summen zur Herstellung einer ansehnlichen Seemacht aufbringen könnte, so wåre es ihr doch platterdings unmöglich, die Schiffe zu bemannen. Nach den Listen der Admiralitåtskollegien sollen kůnftiges Jahr 60 Linienschiffe, die von 50 Kanonen mitgerechnet, fertig seyn; allein jezt schon, da sie nicht ůber 16 solcher Schiffe in segelfertigem Stand haben, fehlt es in allen Eken an Matrosen. Schon sind die Werbgelder verdoppelt worden, schon hat man Entwůrfe gemacht, einen Theil der Landtruppen zum Matrosendienst zu gebrauchen, und schon hört man hier in allen öffentlichen Håusern die Seeleuthe den Dienst der Republik verfluchen.

Die Republik můßte ihre Kråfte aufs åusserste anstrengen, wenn sie sich heut zu Tage nur im zweyten Rang der Seemåchte erhalten wollte. Die Einwohner můßten Patrioten genug seyn, um auch zur Friedenszeit dem Staat, der eben so arm ist, als sie reich sind, nach dem Verhåltnis ihres Vermögens zu opfern. Die indische Kom-

pagnie, deren Wirthschaft noch unendlich schlechter ist, als jene der englischen, und die, was fast unglaublich, durch die Räubereyen ihrer Bedienten und den Privatgeiz ihrer Interessenten in drükende Schulden gerathen, müßte unterdrükt, und ihr grosses Reich vom Staat selbst wohl verwaltet werden. Die Landtruppen, die ein plattes Null sind, und unter denen die Schweizer und Deutschen allein den Namen von Soldaten verdienen, müßten abgeschaft, und ihr ungeheurer Sold bloß zur Seemacht verwendet werden. Alsdann wäre die Republik im Stand, immerfort gegen 50 bis 60 Linienschiffe zu unterhalten. Allein in der jetzigen Lage der Sachen würde man wohl thun, die 60 Linienschiffe, wenn sie, nach dem Versprechen der Admiralitätskollegien künftiges Jahr fertig sind, gradezu an die Meistbiethende unter den Seemächten zu verkaufen. Der Staat hat jezt weder Kräfte genug, sie im Fall der Noth hinlänglich zu bemannen und einige Kampagnen durch in Thätigkeit zu setzen, noch guten Willen und Anstrengung genug, sie nach dem Krieg in gutem Stand zu erhalten. Sie müssen wieder verfaulen — Die Republik hat auswärts Eroberungen gemacht, deren Behauptung in unsern Zeiten wirklich ihre Kräfte über-

steigt. Dem guten Willen und der Eifersucht ihrer Nachbarn hat sie es zu verdanken, daß sie noch im Besitz derselben ist.

So unbeträchtlich im Grund die innern Kräfte der Republik nach dem jetzigen politischen Verhältnis Europens sind, so wenig läßt es ihre Verfassung zu, von denselben, so gering sie auch seyn mögen, den gehörigen Gebrauch zu machen. Auswärts, und zum Theil auch im Land selbst, stellt man sich die Republik als einen Bund von nicht mehr, als 7, oder, die Landschaft Drenthe mitgerechnet, von 8 Souveräns vor. Dieser Begriff ist grundfalsch. Holland zählt mehr unabhängige Staaten, als die Schweitz oder auch das ganze Deutsche Reich; und sogar der Bund dieser Länder ist, so sehr auch der Anschein widerspricht, im Grund viel vester, als jener der Staaten von Holland. Jede Stadt, jedes Landgericht dieser Republik ist ein freyer Staat. Die Glieder einer Provinz sollten nur Landesstände seyn, wie sie es auch ursprünglich waren, sind aber wirklich Staaten geworden, so wie sie sich auch betiteln. Die sogenannten Generalstaaten sind keine Repräsentanten von 7 oder 8 Souveräns, sondern nur Resultate von Berathschlagungen vieler Staaten, die einen besondern Bund unter sich

haben, und sich eine Provinz nennen. Die Städte Amsterdam, Rotterdam, Leiden u. a. m. haben während dieses Krieges mehrmahlen sogar die Provinzialgerichte, die sie mit den übrigen Staaten der Provinz als eine Art von Kongreß errichtet haben, nicht anerkannt, sondern sind ganz eigenmächtig verfahren. Ich sage, als eine Art von Kongreß; denn daß sie keine obersten Tribunalien seyn sollen, sondern die Glieder des Kongresses sich in beliebigen Fällen die höchste Jurisdiktion vorbehalten haben, beweißt die Eigenmächtigkeit, womit sie Sachen von diesen Gerichten vor ihre Stadtgerichte abgefodert haben. Alle sogenannte Gerichte in Holland muß man als Kongresse verschiedener Souveräns betrachten, die sie nach Belieben trennen können. Man geht jezt sogar damit um, den Kriegsrath aufzuheben, der ein so hohes Ansehn hatte. Die Bezirke von Ostergo, Westergo, Sevenwouden in Frießland u. s. w. die eigentlich nur Vogteyen seyn sollten, sind jezt damit beschäftigt, sich von den Provinzialversammlungen gänzlich zu trennen, und ihre eigne inappellable Tribunalien auf dem Land zu errichten. Sie haben auch schon ausschließlich in ihrem eignen Namen und ohne Berathung der andern Stände oder Staaten ihrer Provinz häufige Vorstellun-

gen

gen an den Statthalter gemacht, worin sie sich ausdrüklich Souveräns nennen — Die Versammlung der Generalstaaten selbst repräsentirt auch nichts weniger, als Einen selbständigen Souverän. Die Glieder derselben, ob sie gleich beständig beysammen sind, sind doch nur augenblikliche Gesandten, die jeden Vorfall an die verschiedenen Provinzen berichten müssen, wo dann in allen Städten und in allen Landbezirken unabhängig vom Ganzen, sehr verschiedentlich berathschlagen, und ihnen endlich das Resultat all der Berathschlagungen mitgetheilt wird.

So groß nun auch die Anarchie in Rüksicht auf die Fugen des Ganzen ist, so ist sie in den einzeln Städten und Bezirken doch noch grösser. Das Kreutzen des verschiedenen Interesse, der Geitz, der Nationalhumor, die träge Dummheit des grossen Haufens der Mitbürger, alles biethet dem Demagogen Gelegenheit in Ueberfluß dar, sich geltend zu machen. Jede besondre Regierung ist ein Spiel der Faktionen, worin der Geschiktere über die Köpfe der Ungeschiktern zu dem Zwek schreitet, den ihm seine Privatabsichten vorgestekt haben. Während dieses Krieges hatte man häufige Beyspiele, daß sogar wirkliche Staatsverbrecher von irgend einer Faktion einer Stadt gegen

alle Ahndung sicher gestellt wurden. Hier in Amsterdam sind 4 bis 5 Häuser, die platterdings machen können, was sie wollen. Man bethört das Publikum durch falsche Gerüchte, bestochene Journalisten und alle politische Marktschreyereyen. So wie diese Stadt mehr Vortheile von Frankreich, und jene mehr von England zieht, so bilden sich auch ohne alle Rüksicht auf das ganze Vaterland bald französische, bald englische Faktionen. Das Interesse der Städte, welche unmittelbaren Seehandel treiben, ist ohnehin von jenem der Städte des vesten Landes, die bloß vom Landbau und Kunstfleiß subsistiren, sehr verschieden. Der Adel hängt wegen den Beförderungen dem statthalterischen Haus an, und die Bürger müssen eben deswegen gegen dasselbe eingenommen seyn, und so ist das Gezerre unendlich.

Das Gefühl der Verlegenheit, worin der Staat durch dieses Gezerre in Fällen, wo Eintracht und schnelle Thätigkeit erfodert wird, gesetzt werden muß, war die Ursache, warum man die Statthalterschaft nicht entbehren konnte, wie man schon öfters wünschte. Allein, der unselige Genius der Republik hat sie fast allzeit in den Fällen, wo sie ihren Zwek erreichen und die Wirkung thun sollte, die man sich von ihr versprach, unwirk-

sam gemacht. Im Fall eines Krieges werden die Gemüther allzeit erhizt, und dann sieht man die Dinge in einem falschen Licht, welches theils durch eigne Leidenschaften, theils durch die gefärbten Gläser der Häupter der Faktionen auf sie geworfen wird. Es geschah fast allzeit, daß man mitten im Krieg die statthalterische oder diktatorische Gewalt einzuschränken suchte, wo sie doch ganz allein für den Staat wohlthätig hätte seyn können, und so hatte die Republik bloß die Ungemächlichkeiten der Statthalterschaft zu tragen, ohne die Vortheile derselben zu geniessen.

Es ist platterdings unausstehlich, alle die Vorwürfe zu hören und zu lesen, die man jezt der Statthalterschaft macht, und die bloß auf Argwohn und falschen, von Demagogen geflissentlich ausgestreuten Gerüchten beruhn. Nicht nur die jezigen persönlichen Eigenschaften des Statthalters, sondern auch physische und moralische Unmöglichkeiten müßten die Leuthe beruhigen, wenn sie kaltblütig genug wären, die Gegenstände in ihrem rechten Licht zu sehn. Bald dichtet man ihm ein geheimes Verständnis mit dem Hof von St. James, bald Anschläge auf eine Oberherrschaft über die Republik an. Zuverläßig wünscht der Prinz, mit England in gutem Vernehmen zu stehn; al-

lein er ist weit davon entfernt, ein Verräther des Landes zu werden, von welchem er den größten Theil seines Unterhalts zieht. Sein Wunsch stimmte mit dem Interesse der Republik vollkommen überein, und hatte den Zwek, die Republik möchte sich in den Stand setzen, die Neutralität behaupten zu können. Allein man war taub gegen seine Vorstellungen, und nun muß er die Sünden büssen, die andre aus Geiz und verschiedenen Nebenabsichten begangen haben, und denen er zuvorkommen wollte. Schon lange vor dem Bruch machte er den Generalstaaten die dringendsten Vorstellungen, sie sollten, um das drohende Ungewitter abzuhalten, ihre See- und Landmacht auf einen bessern Fuß setzen. Sie waren umsonst. Nun rächte man sich an ihm und an dem Herzog von Braunschweig, welcher der undankbaren Republik sehr wichtige Dienste geleistet, daß sie beyde es mit dem Staat zu gut gemeint haben. Sie sind Märterer der Wahrheit — Und wie sollte der Prinz nach der Oberherrschaft über die Republik streben können? Mit 28000 der elendesten Soldaten von der Welt, die 9000 Mann Schweizer und Deutsche ausgenommen, die nicht einmahl zur Einnahme der einzigen Stadt Amsterdam hinreichend wären? Und was hätte er dann,

wenn er ganz Holland hätte? Frankreich, England und zum Theil die ostindische Gesellschaft selbst würden dafür sorgen, daß er nichts von den auswärtigen Besitzungen in die Hände bekäme. Die Reichen würden aus dem Lande fliehn, das nach ihren Begriffen keine Freyheit, und also keinen Reitz mehr für sie hat, um sich unter einem andern Himmel, in England oder Amerika anzubauen. Der Kunstfleiß, welcher ganz allein dem Land einigen Werth giebt, würde gehemmt seyn, und dem Prinzen würde nicht so viel übrig bleiben, daß er seine errungene Oberherrschaft gegen das Meer, die Flüsse und Frösche vertheidigen könnte.

Die Eifersucht der Eingebohrnen auf die vielen deutschen Prinzen und Adelichen, welcher der Prinz und seine rechte Hand, der Herzog von Braunschweig, in die Dienste der Republik gezogen, trug viel dazu bey, sein Ansehn zu schwächen. Allein es war unumgänglich nothwendig, diese Fremden zu gebrauchen, um wenigstens den Landdienst einigermaassen zu bilden. Die Faktionen unter den Eingebohrnen standen aller Subordination und Regelmäßigkeit, aller militärischen Verfassung im Weg. Jedes Söhnchen eines Demagogen von Amsterdam, Rotterdam u. s. w. wollte sich als

ein Partikelchen der Souveranität geltend machen, und man fände unerschöpflichen Stof zu Satyren, wenn man alle Züge von Unregelmäßigkeit sammeln wollte, die dadurch im Dienst der Republik veranlaßt wurden — Auch auf die Schweitzer, die allem Adel so gram sind, hat dieß Betragen des Prinzen und des Herzogs keinen guten Eindruk gemacht.

Das Uebel, welches die Statthalterschaft allgemach untergräbt, liegt aber noch viel tiefer an der Wurzel. Es ist das nämliche, welches den König Karl in England auf das Blutgerüste und den Kronwell unter dem Titel eines Protektors auf den Thron brachte, die Parthey der Whigs erzeugte, und so lange der Gegenstand von Swifts Geissel war. Man glaubt, das Beyspiel der Amerikaner habe den demokratischen Geist, womit auf einmahl die Holländer besessen wurden, in Aufruhr gebracht; allein er lag schon lange in ihnen. Er schlief nur in der Wiege des Geitzes, bis ihn der jetzige Krieg aufwekte. Nicht die Reformirten, deren Grundsätze ohnehin der Demokratie so günstig sind, sondern die Mennoniten, die Gleichheit unter allen Menschen öffentlich predigen, aber alle, die sie in die Hände bekommen, ohne alle Barmherzigkeit schinden, sind die Trieb-

federn der Revolution, womit die Statthalterschaft wirklich bedroht wird. Diese Schwärmer sind ohne Vergleich die reichsten Leuthe in der Republik. Von einigen der wichtigsten Städte, z. B. von Harlem, machen sie auch die größte Zahl der Einwohner aus. In Betracht des Geldes, welches diese Eiferer für die Gleichheit unter den Menschen zu 6, 8 bis 10 Prozent ausleihn, ist ein grosser Theil des inländischen Adels, der sich wie in allen andern europäischen Ländern seit einiger Zeit in schrekliche Schulden gestürzt hat, von ihnen abhängig geworden. Wenn sie gleich nach ihren Religionsgrundsätzen äusserlich keinen Theil an der Regierung haben wollen, so ist doch ihr heimlicher Einfluß unbeschreiblich stark. Sie sind in allen Handlungsgesellschaften, in allen Unternehmungen wegen ihrem Geld am meisten intereßirt, und, nebstdem, daß die Schwärmerey an sich schon so anstekend ist, so sind ihre Vorschüsse an klingender Münze die überzeugendsten Gründe gegen die Statthalterschaft, die sich mit ihrem Katechismus so wenig verträgt. Diese Heuchler, die es für eine Sünde halten, Schnallen und Knöpfe von Zinn zu tragen, aber sich durch alle niederträchtigste Schliche auf Kosten jedes ehrlichen Mannes die Börsen mit Dukaten füllen,

und eben so sehr auf den Wegen der Finsternis nach der Herrschaft über die Gemüther ihrer Mitbürger streben, als sie öffentlich alle obrigkeitliche Gewalt verabscheuen, haben es wirklich schon so weit gebracht, daß die Statthalterschaft, das wesentlichste und einzige Band der Republik, nah an ihrem Untergang ist. Aller Unsinn, den nur die unbändigste Schwärmerey ausbrüten kann, hat sich durch die Inspiration dieser Heuchler der Köpfe des Janhagels von Holland bemeistert — Man wußte, daß der Statthalter zu harmlos, zu nachgiebig, zu gutherzig und zum Theil auch zu unerfahren wäre, als daß er allein seiner Gegenparthey die Spitze biethen könnte. Man hatte also nichts angelegeners, als den schlauen, entschlossenen und hartnäkigen Herzog von Braunschweig von ihm zu entfernen, welches auch gelang. Sein Sturz war das Präludium zum Sturz des Statthalters. Nichts kann ihn retten, als ein baldiger Friede, der diese Republikaner in ihre vorige Unthätigkeit sezt, und den sogenannten Patriotismus durch den Wucher wieder erstikt, der alsdann wieder in seinen alten Gang kömmt, woraus ihn der Krieg auf einige Zeit sprengte.

Genug, dieser Krieg hat die Republik vorden Augen Europens in ihrer Blösse dargestellt. Man

sah offenbar, daß sie keine veste Verfassung hat, und nach dem jetzigen Verhältnis der andern Mächte nicht stark genug ist, um als Freundin geehrt, oder als Feindin geförchtet zu werden. Seit den vierziger Jahren war sie gänzlich vergessen. Die Gewinnsucht der Einzeln hatte alles Gefühl ihres ehemaligen Gewichtes und des gemeinen Wohls erstikt. Ihre Nachbarn gewannen unterdessen einen gewaltigen Vorsprung. Die Engländer peitschten sie aus ihrem Schlaf auf. Sie rieben sich die Augen, und sahen nun wie weit sie zurük waren. Sie wollten ihre Nachläßigkeit verbessern; ihre Bemühungen waren aber nur Grimassen, die sie in den Augen der Welt lächerlich machten.

LXXII.

Ostende —

Seitdem diese Stadt zu einem Freyhaven erklärt ist, hat die Handlung beträchtlich zugenommen. Allein, es ist zu beförchten, daß sie nach dem

Krieg wieder in ihr voriges Nichts verfallen wird. Alle Engländer, die hier sind, klagen über die schlimme Rhede, über die gefährliche Einfahrt in den Haven, besonders bey stürmischen Nord-Nordwest- und Westwinden, über das enge Baßin und den Mangel an verschiedenen andern Gemächlichkeiten.

Antwerpens Lage wäre viel vortheilhafter zur Beförderung der Handlung in den östreichischen Niederlanden. Allein die Holländer haben die Mündung der Rhede gesperrt. Ihre Forts beherrschen nicht nur diesen Fluß, den Friedensschlüssen gemäß, sondern sie haben die Mündung desselben im wahren Verstand des Wortes verstopft. Versenkte und mit Steinen angefüllte Schiffe, ungeheure Steindämme, Pallisaden u. dgl. m. lassen kaum für Boote Raum genug zur Einfahrt offen. Mit 20 Millionen Gulden und in 50 Jahren Zeit kann der Kayser die Steine des Anstosses nicht aus dem Weg räumen, welche die Holländer der Handlung von Antwerpen in den Weg gelegt haben.

An Geld fehlt es den Brabantern und Flandrern nicht. Antwerpen, Brüssel, Gent und Brügge sind noch mit Schätzen angefüllt, die zur Zeit gesammelt wurden, als diese Länder waren, was

jezt Holland oder England ist. Die Bürger dieser Städte sind fast bey allen grossen Unternehmungen der benachbarten Nationen, und bey allen Anleihn intereßirt. Ihr Wechselhandel ist ungemein beträchtlich, und vielleicht wird von den Holländern selbst nicht so viel assekurirt, als von ihnen; wie denn Antwerpen einer der wichtigsten Assekurationsplätze ist. — Im lezten Bayrischen Krieg nahm der Hof von Wien ein Anleihn von einigen Millionen Gulden in diesen Ländern auf. Er konnte sein Staunen über die promten Darschüsse des anverlangten Geldes nicht bergen. Die von Antwerpen und Gent liessen die Regierung wissen, „wenn sie noch drey oder viermal so viel nöthig hätte, so würde es eben so promt dargeschossen werden.„ Erst seit dieser Zeit scheint der kayserliche Hof das Gewicht seiner Niederlande zu kennen.

Allein, die Industrie dieser Länder hat im ganzen sehr abgenommen. Die Erben der Schätze, die vom 12ten bis ins 16te Jahrhundert gesammelt wurden, suchen die Interessen auf die gemächlichste Art davon zu ziehn. Ihre Lebensart ist auch nicht dazu angelegt, diese Schätze wachsen zu machen.

Sie sind das seltsamste Gemische von Trägheit

und Fleiß, Dummheit und Feinheit, Entschlossenheit und Feigheit, Gutherzigkeit und Betrügerey. Ein Engländer sagt von ihnen: Sie haben das Verschlagne der Franzosen, aber nicht ihre Gefälligkeit; den Stolz und die Bigotterie der Spanier, aber nicht ihr Gefühl von Ehre; die Grobheit und Schwerfälligkeit der Holländer, aber nicht ihre Pünktlichkeit; die Liederlichkeit der Deutschen, aber nicht ihre Redlichkeit; und von Körper sind sie Klötze von Britten, denen der Meissel des ausbildenden Künstlers fehlt. — Das Gemählde ist ungemein treffend, wie denn auch diese Niederländer aus allen benannten Nationen zusammengesetzt sind. — Im Punkt der Ehrlichkeit sind sie am auffallendsten. Zu allen Geschäften des alltäglichen Lebens hat man hier Unterschriften nöthig. Man läuft Gefahr, von jedem Handwerker, bey dem man ein Stük Arbeit auch noch so deutlich bedungen hat, übersetzt und dann gerichtlich zur Zahlung angehalten zu werden, wenn man nicht Schwarz auf Weiß aufzuzeigen hat.

Im Ganzen kommen sie in der Gestalt des Leibes nebst den Sachsen den Deutschen des Tacitus am nächsten. Ihre Körper sind wirklich ungeheuer, und ad impetum Valida. Allein eben das, was Tacitus von den alten Deutschen sagt, daß sie

weder Hunger noch Durst, weder Hitze noch Kälte und besonders auch keine langwierige Arbeit aushalten können, gilt auch von ihnen. Sie sind bey der kaiserlichen Armee als brave Reiter bekannt; allein sie sind nur mit der äussersten Noth zum regelmäßigen Dienst zu bringen. Sie haben einen unbeschreiblichen Abscheu gegen die Disciplin, und jeder hält es für eine schwere Strafe, wenn er zum Dienst gezogen wird. Wenn man ihren Schlägereyen und Räubereyen nicht durch die Finger sieht, so halten sie keinen Feldzug aus. Nur beym Einhauen in den Feind sind sie Soldaten.

Ausser Italien, Spanien und Portugall ist gewiß kein Land in Europa so sehr mit Mönchen überladen, als das östreichische Belgien. In mancher Stadt zählt man 40 bis 50 Klöster. Es giebt sehr viele Prälaturen hier, die bis 200000 Gulden Einkünfte haben. Man kann das Land sicher so eintheilen, daß die Geistlichkeit, der Adel, der Souverän und das Volk, jedes ein Viertheil hat. — Die Bigotterie und Intoleranz der Einwohner ist platterdings über alle Beschreibung, und sticht mit der Ausgelassenheit der Sitten zum Erstaunen ab.

Der Adel dieses Landes ist ausserordentlich reich

und lebt im größten Ton. Brüssel ist eine der schönsten und glänzendsten Städte in Europa, ob sie schon an dem Prinzen Karl viel verloren hat, der jährlich gegen 700000 Kaisergulden in der Stadt verzehrte, und dessen Aufwand von dem sparsamem Herzog von Sachsenteschen nicht ersetzt wird. Einen schönern Platz, als der hiesige grosse Marktplatz ist, hab ich nirgends gesehn. Alle Häuser auf demselben sind weit über das Bürgerliche, und in einem Stil und mit einer Pracht gebaut, die man ausser Italien nicht zu sehen gewohnt ist. Man findet hier die vortreflichsten Gesellschaften, deren Zutritt für einen Fremden nicht schwer ist. Viele derselben bilden englische Klubs, wo die äusserste Popularität, die größte Freyheit und Mittheilung herrscht. Eine der vorzüglichsten besteht aus dem Herzog von Aremberg, einem ganz ausgebildeten Mann, dem Herrn von Hopp, holländischen Gesandten, der von jedermann wegen seinen Kenntnissen und seinem guten Betragen ungemein hochgeschäzt wird, aus unserm Gesandten, einigen vom hiesigen Adel und einigen Engländern. Es kann niemand, ausser durchs Ballotieren aller Glieder in dieselbe aufgenommen werden. Die übrigen Grundsäze derselben sind eben so populär. Ihr Gesellschaftssaal beherrscht

eine der schönsten Aussichten auf die öffentliche Promenade. Sie versammelt sich die Woche zweymal, und Fremde können von Mitgliedern fast ohne allen Unterschied eingeführt werden: Linguet war auch Mitglied derselben. Für 5 Monathe wurden von jedem Mitglied, ohne allen Nachschuß, 4 Louisdor bezahlt, wofür bey jeder Versammlung eine kostbare Tafel gegeben wird. Den Wein zahlt jeder besonders. Es giebt noch viele geringere Gesellschaften von der Art in Brüssel, und nirgends gefiel mirs in Rüksicht dieses wesentlichen Punkts des menschlichen Lebens besser als hier. Seitdem sich die Engländer so häufig zu Ostende niedergelassen, und ihnen der kaiserliche Hof mit der Hofnung schmeichelt, sich bey einer Friedensvermittelung für sie zu verwenden, ist man zu Brüssel ganz englisch geworden. Man reitet, spielt, jagt und speißt englisch, und alle Gesellschaften sind Klubs geworden. Die Stadt hat wenigstens nichts dabey verloren.

Der Herzog Statthalter lebt mit seiner Gemahlin äusserst still. Ueberhaupt scheint er kein Liebhaber von grossen und lärmenden Gesellschaften und vom Aufwand zu seyn, obschon seine sämmtlichen Revennen sich über 400000 Kaisergulden belaufen sollen. Die Erzherzogin zeigt sich manch-

mal, aber doch selten, in wirklich kayserlichem Pracht. Ihre Wirthsschaftsgrundsätze stimmen mit jenen ihres Gemahls vollkommen überein. Ihre Lieblingsbelustigung ist die Jagd, und schwerlich ist einer ihrer Jäger geschikter als sie, einen Vogel in freyer Luft zu schiessen. Uebrigens hat sie mit allen ihren Geschwistern eine vortrefliche Erziehung gemein, und auch ihr Gemahl macht dem kaiserlichen Hof durch seine Verwaltungsgrundsätze Ehre.

In keiner Provinz des östreichischen Erbreiches haben sich die Landesstände in dem Ansehn erhalten, worin jene der Niederlande wirklich noch sind. Ich glaube, bloß der Wohlstand der Bürger in den Städten ist die Ursache, daß sie ein Gefühl für Freyheit erhalten haben, welches man in Hungarn umsonst sucht. Der Adel und die Geistlichkeit schmiegen sich, ihres Interesses halber, leicht an den Hof, und der Mangel an blühenden Städten hat gewiß dem Hof von Wien die Arbeit sehr erleichtert, als er es nöthig fand, die Macht der Landstände von Hungarn zu untergraben. Auch in der Lombardey war die Macht des Adels nur ein schwacher Damm gegen die Gewalt des Hofes. Der Bürger ist allzeit am meisten dabey intereßirt. Er hat weniger von dem

Hof zu erwarten, und doch mehr zu geben, als die Glieder der andern Stånde des Landes. Die Entlegenheit von der Residenz des Hofes, besonders aber das Beyspiel von Holland, welches die Einwohner so nahe vor den Augen haben, hat ohne Zweifel nicht wenig zur Aufrechthaltung ihrer alten Verfassung beygetragen.

Das Schiksal spielt seltsam genug mit den Staaten dieser Erde. Hier in den östreichischen Niederlanden brach die Revolution aus, wodurch Holland eine freye Republik ward. Während daß hier schon alles in Gährung war, dachten die Holländer noch nicht daran, sich frey zu machen. Sie wåren es auch durch eigne Betriebsamkeit nie geworden. Schon damals, in der Gebuhrt der Republik, åusserten sie die Trågheit, die man noch an ihnen bewundert. Nur ein Prinz von Oranien, ein seltenes Genie, konnte für sie die Freyheit erringen, für welche sie gar kein Gefühl zu haben schienen. Die Religion trennte die jetzigen östreichischen Provinzen von einer Unternehmung, an die sie zuerst Hand angelegt hatten, und endlich liessen sie sich sogar noch zur Unterdrükung der Holländer gebrauchen. Welche Widersprüche! ! ! —

LXXIII.

Ostende —

Morgen, Bruder, geh ich an Bord nach England. Ehe ich Deutschland verlasse, muß ich noch einige Blicke über das Ganze werfen.

Deutschland, Slesien mitbegriffen, ist ohngefähr um den fünften Theil grösser als Frankreich. Sein Umfang beträgt gegen 12000 deutsche Quadratmeilen.

Der Boden des Landes ist sehr verschieden; doch ist ein grosser Theil desselben von einem Ertrag, den ausser dem südlichen Europa und Frankreich kein Erdreich irgend eines andern Staates unsers Welttheils hat. Die ungeheuern Felsenmassen in den südlichen Gegenden des bayrischen und östreichischen Kreises, und die Sandländer *im* Norden, nämlich fast der ganze niedersächsische Kreis, Brandenburg, Pommern, die Lausitz und der Theil von Westphalen, welcher der Lippe gegen Norden liegt, sind freylich nicht eines solchen Anbaues fähig, als die übrigen deutschen

Länder; allein ihre Verschiedenheit selbst würde grosse Vortheile für das Ganze haben, wenn das Interesse desselben konzentrirt wäre. Die Bergmassen in Süden liefern fast alle Arten der Metalle in der ersten Güte und in ungeheurer Menge, und die sandigten Ebenen in Norden liefern das beßte Holz zum Schiffbau, Theer, Hanf, Flachs und Wolle in Ueberfluß.

Böhmen, Mähren, Slesien, das Erzherzogthum Oestreich, Bayern, Schwaben, Franken, die Rheinländer, jene des westphälischen Kreises mitgerechnet, die östreichischen Niederlande und die Bezirke des obersächsischen Kreises, welche nicht zu den Besitzungen des Königs von Preussen gehören, zeugen so viel Getreide, Vieh, Wein und alle Arten der ersten Bedürfnisse des Lebens, daß sie nicht nur die Gegenden von Deutschland, welche Mangel daran haben, hinlänglich damit versehen, sondern auch noch eine beträchtliche Menge ins Ausland führen könnten. — Kurz, Deutschland ist das einzige europäische Reich, welches in allen Bedürfnissen, die ein kultivirtes und reiches Volk zu seiner Verzehrung, und der mächtigste Staat zu seiner Vertheidigung nöthig hat, von der ganzen übrigen Welt unabhängig seyn könnte. Frankreich hat Mangel an Holz, an

Vieh, besonders Pferden, an den nöthigsten Metallen und an Linnen, und Rußland muß Wein, Wolle, schwere Pferde, und noch einige andre Artikel aus dem Ausland ziehen. Deutschland hat alle Bedürfnisse, welche beyde so verschiedne und an mancherley Produkten so reiche Länder tragen, und auch die, welche denselben mangeln, in Ueberfluß.

Die leztbenannten und bessern Provinzen Deutschlands betragen in ihrem Umfang ohngefähr 6400 deutsche Quadratmeilen. Man kann auf jede Quadratmeile derselben sicher 2500 Menschen rechnen, um ihre Bevölkerung zu bestimmen. Verschiedene Zählungen stimmen damit überein. Wenn Bayern, Hessen und einige andre Bezirke unter diesem Anschlag sind, so übersteigen ihn andre Gegenden, z. B. Oestreich, Würtemberg, die Niederlande, verschiedne Länder des obersächsischen Kreises u. s. w. In diesem Theil Deutschlands wohnten also gegen 16 Millionen Menschen. Der andre Theil beträgt ohngefähr 5600 Quadratmeilen. Für diesen ist eine Mittelzahl zur Bestimmung seiner Bevölkerung schwerer zu finden, als für den erstern, weil er zu verschieden ist. Einige Gegenden, z. B. Inneröstreich zählt auf jeder Quadratmeile ohngefähr 2000 Seelen. Magdeburg, Halber-

stadt Minden, Braunschweig, Hildesheim u. a. m. zählen gegen 2500. Dagegen zählen die hannövrischen Länder, Brandenburg, Pommern, Meklenburg u. a. m. nicht viel über 1000 Menschen auf einer Quadratmeile. Ich glaube, man muß wenigstens doch 1700 Menschen auf jede Quadratmeile dieses Theils von Deutschland rechnen, um seine Volksmenge zu bestimmen, und so hätte er über 9 1/2 Million, und Deutschland überhaupt, gegen 25 1/2 Million Menschen. Der König von Preussen rechnet in seiner Abhandlung de la Literature Allemande 26 Millionen Seelen für Deutschland, und diese Angabe scheint mir unter allen die zuverläßigste zu seyn.

Die Kaiserin von Rußland sagte in ihrem Manifest an den Hof zu Wien in Betreff der leztern bayerschen Streitigkeiten: „Alle Mächte Europens müßten darauf sehn, daß das Gleichgewicht in Deutschland nicht gehoben werde, indem wegen der Stärke dieses Reiches und seiner Lage zugleich auch das Gleichgewicht von ganz Europa dadurch gehoben würde.„ Gewiß eine unwidersprechliche Wahrheit. Nur Frankreich und Italien können sich im Verhältnis der Bevölkerung zur Grösse des Landes mit Deutschland messen.

Dieses weite Reich hat noch lange nicht den

Grad von Anbau erreicht, dessen es fähig ist; nicht einmal jenen, den unser Vaterland schon erreicht hat. Der Hubertsburger Friede war die Epoche seiner Kultur. Erst seit dieser Zeit ward der Ackerbau und Kunstfleiß allgemein.

Deutschland macht ungleich schnellere und grössere Schritte zu seinem Anbau, als irgend ein andres europäisches Reich. Auf einmal strengte es alle seine Kräfte an, um die Lücken auszufüllen, welche die verheerenden Kriege seit Gustav Adolph in seinem Busen gemacht haben. Selbst die Zertheilung, die ihm im äussern Gebrauch seiner Kräfte so nachtheilig ist, beförderte den innern Anbau. Nun wetteifern die Fürsten Deutschlands in Verbesserung des Justizwesens, der Polizey, Erziehung, in Aufmunterung zur Industrie und Handlung, wie sie ehedem in Pracht und leerem Gepränge mit einander wetteiferten. Nirgends ist man über den Werth der Menschen und ihrer verschiedenen Beschäftigungen so aufgeklärt, und nirgends bestrebt man sich mehr, diesen Werth geltend zu machen, als in Deutschland. Ueber die Gesetzgebung und das Interesse eines Staats hat man in den meisten Theilen dieses Reiches ein wohlthätiges Licht verbreitet, welches nicht nur, wie in vielen andern Ländern, besonders in Frank-

reich, die Lücken sehen läßt, sondern auch die Fürsten und ihre Bedienten zur Verbesserung der Mängel erwärmt. Ohne Widerrede hat Deutschland, so wie ganz Europa, dem jezigen König von Preussen ungemein viel zu verdanken. Er war in neuern Zeiten der erste praktische Philosoph auf dem Thron. Er gab die Losung zu der glüklichen Revolution, die Deutschland seit 20 Jahren umgeschaffen hat. Er war es, der seine Nachbarn lehrte, daß das Interesse des Regenten mit jenem seiner Unterthanen parallel läuft. Er fieng an die Hülle abzustreifen, womit Religion, Gerechtigkeit und Politik bedekt waren. Er stürzte die kleinen Tyrannen, die Geistlichen und Adelichen, die sich auf Kosten des Bürgers und Bauers mästeten, und so militärisch auch die Verfassung seines Staates dem Anschein nach ist, so hat doch Dentschland dieser so förchterlichen Verfassung und den Kopieen derselben eine Friedensepoche von 20 Jahren zu verdanken, worinn es sich zu fühlen begann, und die es seit Jahrhunderten nicht genoß.

Die Gesezgebung ist jezt Deutschlands größter Stolz. Sie ist auch ohne Widerrede der Gipfel der Philosophie und alles menschlichen Wissens. Sie allein kann uns glüklich machen. Religion,

Erziehung, ja sogar das Klima stehn ihr zu Geboth. Sie allein schafft den gesellschaftlichen Menschen, und bestimmt seinen Werth. Und wie stolz muß nicht Deutschland auf Friedrich, Joseph und Katharina seyn, drey gleichzeitige gesetzgeberische Genieen, wie sonst Jahrtausende kaum Eines zeugen konnten! Nebst diesen grossen Regenten, die Millionen ihrer Landsleuthe und Ausländer glüklich machen, hat Deutschland noch mehrere Genieen dieser Art, die nur durch Eingeschränktheit ihres Wirkungskreises von jenen verschieden sind.

Die Philosophie scheint überhaupt die Sache der Deutschen zu seyn. Kalte und richtige Beurtheilung verbunden mit unermüdetem Fleiß zeichnet sie von allen andern Europäern aus. Erst warfen sie Licht über die Mathematik und Physik, worinn wir ihnen so viel zu danken haben; dann beleuchteten sie die Theologie, dann die Geschichte und endlich die Gesetzgebung mit dem nämlichen philosophischen Geist. — Sie thun wohl daran, wenn sie andern Nationen die Spiele des Witzes überlassen, worinn sie es denselben doch schwerlich gleich thun können.

Wenn sich Deutschland ganz geltend machen könnte; wenn es unter einem Regenten vereint wäre; wenn nicht das gegenseitige Interesse der

einzeln Fursten gar oft dem Wohl des Ganzen widerspräche, wenn alle Theile genau in einen Körper verbunden wären, daß die überflüßigen Säfte eines Theiles leicht in die andern Glieder geleitet werden könnten, so würde das Reich noch viel schnellere Schritte zu seiner Kultur machen können. Aber dann könnte Deutschland auch ganz Europa Gesetze vorschreiben. Wie mächtig sind nicht schon die Häuser Oestreich und Brandenburg, deren größte Stärke auf ihren deutschen Staaten beruht, und die doch bey weitem nicht die Hälfte, und auch nicht den beßten Theil von Deutschland besitzen! Man denke sich dieses Reich in der Lage, wo keine Akzise den innern Handel der verschiedenen Provinzen erschwerten, keine Zölle die Ausfuhr in die übrige Welt hemmten, wo so ungeheure Summen für ausländische Waaren, die Deutschland selbst liefert, erspart würden, wo es eine Seemacht bilden könnte, wozu es die günstigste Lage und alle Bedürfnisse in Ueberfluß hat, wo es die Kolonisten, die es so häufig für fremde Staaten liefert, für sich selbst benutzte — welches europäische Reich könnte sich mit den Deutschen messen?

Der Karakter der Menschen ist größtentheils das Resultat ihrer Regierung. Der Karakter der Deutschen ist im Ganzen so wenig glänzend, als

die Verfassung ihres Reiches. Sie haben nichts von dem Nationalstolz und der Vaterlandsliebe, wodurch sich die Britten, Spanier und unsre Landsleuthe auszeichnen, so sehr auch ihre Dichter seit einiger Zeit diese Karakterzüge besingen. Ihr Stolz und ihr vaterländisches Gefühl bezieht sich bloß auf den Theil von Deutschland worinn sie gebohren sind. Gegen ihre übrigen Landsleuthe sind sie so fremd, als gegen jede Ausländer. Im Gegentheil, in vielen Gegenden Deutschlands ist man ungleich mehr für einige fremde Nationen eingenommen, als für seine eignen Landsleuthe. Das Gefühl der Schwäche der kleineren Völkerschaften Deutschlands dämpft den Nationalstolz. Auch bloß deßwegen, weil Deutschland seine Kräfte nicht vereint gebrauchen, und seine Stärke andre Nationen fühlen lassen kann, werden seine Einwohner von andern Völkern verachtet, die nichts voraus haben, als eine vestere Verbindung unter sich, oder eine lächerliche Eitelkeit. Wir beurtheilen die Menschen selten nach ihrem innern Werth, sondern bloß nach ihrem äussern Bezug. Wir schäzen den Russen, Britten u. s. w. nach dem Gewicht der ganzen Nation; aber nicht nach seinen Eigenschaften, und wenn er auch zehnmal mehr Barbar ist, als der Deutsche, so macht ihn die Stärke

seiner vereinten Landsleuthe in Bezug auf andre Völker doch schätzbarer in unsern Augen.

Wenn der Karakter der Deutschen nicht das Glänzende andrer Völker hat, so hat er doch seinen guten innern Gehalt. Der Deutsche ist der Mann für die Welt. Er baut sich unter jedem Himmel an, und besiegt alle Hindernisse der Natur. Sein Fleiß ist unüberwindlich. Polen, Ungarn, Rußland, die englischen und holländischen Kolonien haben den Deutschen viel zu verdanken. Auch sind die erstern europäischen Staaten einen Theil ihrer Aufklärung den Deutschen schuldig. Nebst dem Fleiß ist die Redlichkeit immer noch ein allgemeiner Karakterzug der Deutschen. Die Sitten der Landleuthe und Bürger in den kleinern Städten sind auch noch lange nicht so verdorben, als in Frankreich und andern Ländern. Sie sind auch eine Ursache, warum Deutschland bey der starken Auswanderung noch so bevölkert ist. Uebrigens ist Nüchternheit auf Seiten der protestantischen, und Freymüthigkeit und Gutherzigkeit auf Seiten der katholischen Deutschen ein schöner Karakterzug.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Riesbeck, Johann Kaspar, 1754-1786

Briefe eines Reisenden Franzosen über Deutschland An seinen Bruder zu Paris

Bd.: 2

[Zürich] (1783)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.780(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095848-8
VD18 80414125-001